

clv



Grace to You entstand durch den Predigtendienst von John MacArthur, der seit 30 Jahren als Ältester und Pastor in der »Grace Community Church« im San Fernando Valley in Südkalifornien dient.

Grace to You ist ein Mediendienst, der die Medien von heute benutzt, um den Menschen die Wahrheit des Wortes Gottes näher zu bringen und sie verständlich zu machen.

Ziel ist es, dass Menschen für das Werk des Dienstes zugerüstet werden »... um die Heiligen zuzurüsten für das Werk des Dienstes, zur Erbauung des Leibes Christi, bis dass wir alle zur Einheit des Glaubens und der Erkenntnis des Sohnes Gottes gelangen und zum vollkommenen Manne werden, zum Maße der vollen Größe Christi« (Eph 4,12-13).

Wenn Sie gerne mehr über den Dienst von Grace to You, oder das zur Verfügung stehende Material erfahren möchten, dann besuchen Sie doch unsere Homepage oder nehmen Sie direkt mit uns Kontakt auf:

www.gty.de oder kontakt@gty.de

Grace to You Deutschland
Berlin

Fon: +49 30 443 51 91-0

Fax: +49 30 443 51 91-9

John MacArthur

Zwölf ganz normale Menschen

clv

Christliche
Literatur-Verbreitung
Postfach 11 01 35 • 33661 Bielefeld

Die Bibelstellen sind – soweit nicht anders angegeben – der Revidierten Elberfelder Übersetzung entnommen.

Weitere verwendete Bibelübersetzungen: LUT (Luther 1984), Schl2000 (Schlachter Version 2000) und UELB (Unrevidierte Elberfelder Übersetzung).

1. Auflage 2004

2. Auflage 2005

© der amerikanischen Ausgabe 2002 by John MacArthur

Published by W Publishing Group

Originaltitel: Twelve Ordinary Men

© der deutschen Ausgabe 2004 by CLV

CLV • Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 110135 • 33661 Bielefeld

CLV im Internet: www.clv.de

Übersetzung: Martin Plohmann

Satz: CLV

Umschlag: CLV / Nelson (Bild)

ISBN 3-89397-959-X

Inhalt

0. Einleitung	7
1. Gewöhnliche Männer – außergewöhnliche Berufung ...	15
2. Petrus – Der Apostel mit dem voreiligen Mundwerk	43
3. Andreas – Der Apostel der kleinen Dinge	77
4. Jakobus – Der Apostel, der für den Herrn eiferte	93
5. Johannes – Der Apostel der Liebe	111
6. Philippus – Der Beamte	135
7. Nathanael – Der Truglose	153
8. Matthäus – Der Zöllner Thomas – Der Zwilling	167
9. Jakobus – Der Kleine Simon – Der Zelot Judas (nicht der Iskariot) Der Apostel mit den drei Namen	185
10. Judas – Der Verräter	201
11. Fußnoten	221

Einleitung

0

Als ich vor mehr als zwanzig Jahren über das Matthäus-Evangelium predigte, hielt ich eine Vortragsreihe über die Charaktere der zwölf Apostel. Die Vorträge fanden sehr guten Anklang. Wir brachten unter dem Titel *The Master's Men* einige Kassetten und einen Studienleitfaden heraus. Seitdem lief die ganze Reihe mehrfach in der Rundfunksendung *Grace to You*. Bei jeder Ausstrahlung wurde sie von den Hörern mit wachsender Begeisterung aufgenommen. Auch zwanzig Jahre später gehört sie noch immer zu den beliebtesten Sendungen, die wir je produziert haben.

Vor ein paar Jahren begann ich in unserer Gemeinde mit einer Vers-für-Vers-Auslegung des Lukas-Evangeliums. Als ich zu Lukas 6,13-16 kam (die Berufung der Zwölf), startete ich mit einer neuen Reihe über die Apostel. Wieder kam es zu überwältigenden und begeisterten Reaktionen. Ich erkannte, dass in den Jahren seit unserem letzten Studium der Jünger eine ganze Generation nachgewachsen war. Sie identifizierte sich mit diesen Männern ebenso wie ihre Eltern zwei Jahrzehnte zuvor.

Selbst solche, die die Kassetten der ersten Serie nahezu auswendig gelernt hatten, fanden das Leben der Jünger so aktuell, relevant und praxisnah wie eh und je. Diese neue Reihe wurde sehr schnell beliebt, und ich wurde eindringlich gebeten, das ganze Material über die Apostel in einem Buch zusammenzufassen. Mir reichte schon ein kleiner Anstoß, um ein solches Projekt anzufangen. Das Buch, das Sie in den Händen halten, ist das Ergebnis.

Mich hat das Leben der zwölf Apostel schon immer fasziniert. Wen nicht? Die Persönlichkeiten dieser Männer sind uns nur all-

zu vertraut. Sie sind genauso wie wir und wie andere Menschen, die wir kennen. Wir finden leicht Zugang zu ihnen. Es sind reale, lebensnahe Charaktere, mit denen wir uns identifizieren können. In einem der faszinierendsten Berichte der Bibel sind ihre Fehler und Eigenheiten, ihre Triumphe und liebenswerten Wesenszüge festgehalten. Es sind Männer, die wir kennen lernen *wollen*.

Und zwar, weil sie in jeder Hinsicht ganz normale Männer waren. Keiner von ihnen stand für Gelehrsamkeit. Keiner von ihnen hatte den Ruf, ein großer Redner oder Theologe zu sein. In den Augen des religiösen Establishments jener Zeit waren sie nichts anderes als Außenseiter. Sie hoben sich nicht durch natürliche Begabungen oder intellektuelle Fähigkeiten hervor. Vielmehr neigten sie zu Fehlern, falschen Darstellungen und Einstellungen, Kleingläubigkeit und bitterem Versagen – insbesondere Petrus, der Anführer der Gruppe. Auch Jesus bemerkte, dass sie nur langsam lernten und geistlich nicht Schritt halten konnten (Lk 24,25).

Sie deckten ein breites politisches Spektrum ab. Einer von ihnen war ein ehemaliger Zelot – ein Radikaler, der fest entschlossen war, die römische Herrschaft zu stürzen. Ein anderer war Zöllner – im Grunde genommen ein Verräter des jüdischen Volkes, weil er für Rom arbeitete. Mindestens vier, wenn nicht sogar sieben, waren Fischer und enge Freunde aus Kapernaum, die sich wahrscheinlich seit ihrer Kindheit kannten. Die anderen müssen Händler oder Handwerker gewesen sein, allerdings wird uns nicht berichtet, was sie taten, bevor sie Christus nachfolgten. Die meisten stammten aus Galiläa, einer landwirtschaftlich geprägten Region am Schnittpunkt von Handelsrouten. Während des öffentlichen Wirkens Jesu blieb Galiläa auch ihr Zentrum – und nicht (wie einige meinen könnten) Jerusalem in Judäa, Israels politische und religiöse Hauptstadt.

Trotz all ihrer Fehler und Charakterschwächen und obwohl sie so außergewöhnlich gewöhnlich waren, führten diese Männer nach Jesu Himmelfahrt einen Dienst fort, der eine unauslöschliche Wirkung auf die Welt hatte. Selbst heute hat ihr Dienst noch Einfluss auf uns. Gott hatte diese Männer bevollmächtigt und gebraucht, um die Ausbreitung des Evangeliums einzuleiten

und die Welt auf den Kopf zu stellen (Apg 17,6). Ganz normale Männer – Menschen wie Sie und ich – wurden zu Werkzeugen, die Christi Botschaft bis an die Enden der Erde brachten. Kein Wunder, dass sie solch faszinierende Charaktere sind.

Die Zwölf wurden von Christus persönlich erwählt und berufen. Er kannte sie so gut, wie nur ihr Schöpfer sie kennen konnte (vgl. Joh 1,47). Mit anderen Worten: Er kannte all ihre Fehler, lange bevor er sie erwählte. Er wusste sogar, dass Judas ihn verraten würde (Joh 6,70; 13,21-27), und trotzdem wählte er den Verräter aus und gab ihm die gleichen Vorrechte und Segnungen wie den anderen.

Bedenken Sie einmal, wie alles zusammenhing: Aus unserer menschlichen Perspektive lag die Verbreitung des Evangeliums und die Gründung der Gemeinde gänzlich in den Händen dieser zwölf Männer, deren auffallendstes Merkmal ihre Normalität war. Christus hatte sie erwählt und eine Zeit lang ausgebildet – eher Monate als Jahre. Er lehrte sie die Schriften und unterrichtete sie in gottesfürchtiger Lebensweise (er zeigte ihnen, wie man betet, vergibt und anderen in Demut dient). Er gab ihnen moralische Belehrung und erzählte ihnen von zukünftigen Dingen. Und er benutzte sie als seine Werkzeuge, um Kranke zu heilen, Dämonen auszutreiben und andere Wunder zu wirken. Drei von ihnen – Petrus, Jakobus und Johannes – erhielten auf dem Berg der Verklärung sogar einen kurzen Einblick in seine Herrlichkeit (Mt 17,1-9).

Es war ein kurzes, aber intensives Jüngerschaftstraining. Und als es in der Nacht seines Verrats zu Ende ging, »verließen ihn die Jünger alle und flohen« (Mt 26,56). Vom irdischen Standpunkt aus betrachtet, schien die Ausbildung ein ungeheurer Misserfolg gewesen zu sein. Es schien, als hätten die Jünger alles vergessen oder ignoriert, was Christus sie über das Aufnehmen des Kreuzes und seine Nachfolge gelehrt hatte. Das Bewusstsein ihres Versagens war in der Tat so stark, dass sie erst einmal in ihre alten Berufe zurückgingen. Und selbst darin schienen sie zu scheitern (Joh 21,3-4).

Durch den auferstandenen Herrn ermutigt, kehrten sie zu ihrer apostolischen Berufung zurück. Nachdem der Heilige Geist

sie zu Pfingsten bevollmächtigt hatte, übernahmen sie mutig die Aufgabe, zu der Jesus sie berufen hatte. Das Werk, das sie von da an begannen, geht auch heute, zweitausend Jahre später, noch weiter. Sie sind der lebende Beweis dafür, dass Gottes Kraft in Schwachheit vollendet wird. In sich selbst verfügten sie nicht über die Mittel zu dieser Aufgabe (vgl. 2Kor 2,16). Aber Gott führte sie in Christus im Triumphzug voran und verbreitete durch sie »den Geruch seiner Erkenntnis an jedem Ort« (V. 14).

Wenn wir daran denken, dass Jesu ganzer Dienst von der Taufe bis zur Auferstehung nur etwa drei Jahre dauerte, dann bekommen wir einen Eindruck davon, wie kurz ihre Zeit mit ihm war. Und die intensive Ausbildungszeit der Jünger war sogar nur etwa halb so lang. In seinem Klassiker *The Training of the Twelve* weist A.B. Bruce darauf hin, dass die Hälfte seines irdischen Wirkens schon vorbei war, als Jesus die Zwölf aus der größeren Gruppe seiner Nachfolger erwählte und berief (Mt 10,1-4; Lk 6,12-16):

Jesu Erwählung der Zwölf ... ist ein wichtiger Meilenstein in der Geschichte des Evangeliums. Sie teilt den Dienst unseres Herrn in zwei Phasen, die wahrscheinlich fast gleich lang dauerten, aber sich hinsichtlich Ausmaß und Wichtigkeit des jeweiligen Wirkens unterschieden. In der ersten Phase arbeitete Jesus allein; seine Wunder beschränkten sich im Wesentlichen auf ein begrenztes Gebiet, und seine Belehrungen besaßen meistens einen elementaren Charakter. Doch zu dem Zeitpunkt, als die Zwölf berufen wurden, hatte die Arbeit am Reich Gottes solche Dimensionen angenommen, dass Organisation und Arbeitsteilung erforderlich wurden. Jesu Lehren gingen mehr in die Tiefe und ins Detail, und seine Aktivitäten nahmen an Umfang zu.

Als Folge seiner wachsenden Jüngerschar wurde die Auswahl einer begrenzten Zahl von engen und treuen Begleitern wahrscheinlich zu einer Notwendigkeit für Christus. Seine Nachfolger waren so zahlreich geworden, dass sie seine Bewegungsfreiheit eingeschränkt hatten, besonders während der langen Reisen, die die zweite Hälfte seines Dienstes kennzeichneten.

Von da an war es unmöglich, dass ihm alle Gläubigen buchstäblich überallhin folgten; der Großteil konnte ihm nur noch gelegentlich folgen. Aber es war sein Wunsch, eine Hand voll auserwählter Männer zu jeder Zeit und an jedem Ort um sich zu haben: Seine beständigen Reisegefährten, die all seine Werke bezeugten und ihm täglich dienten. Markus sagt: »[Jesus] ruft zu sich, die er wollte. Und sie kamen zu ihm; und er berief zwölf, damit sie bei ihm seien« (Mk 3,13-14).¹

Somit bekamen diese wenigen Männer, die irdischen Geschäften und Berufen nachgingen, gerade einmal eine 18-monatige Ausbildung für die gewaltige Aufgabe, zu der sie berufen wurden. Für den Fall ihres Scheiterns hatten die Zwölf kein zweites Eisen im Feuer, keinen Ersatzplan.

Die Strategie klingt extrem riskant. Aus menschlicher Sicht waren Gründung der Gemeinde und Verbreitung des Evangeliums ausschließlich von diesen zwölf gewöhnlichen Männern mit vielen offensichtlichen Schwächen abhängig, und einer von ihnen war so teuflisch, dass er den Herrn des Universums verraten würde. Und ihre Ausbildung nahm nur die Hälfte der Zeit in Anspruch, die heute für den Abschluss an einer Bibelschule benötigt wird.

Doch Christus wusste, was er tat. Aus seiner göttlichen Perspektive lag der letztendliche Erfolg der Strategie beim Heiligen Geist, der in diesen Männern zur Ausführung seines souveränen Willens wirkte. Dieser Auftrag konnte nicht vereitelt werden. Von daher verdient allein Gott Lob und Ruhm für dieses Werk. Die Männer waren lediglich Werkzeuge in seiner Hand – so wie Sie und ich heute Gottes Instrumente sein können. Gott gefällt es, solch gewöhnliche Mittel zu gebrauchen: »Das Törichte der Welt hat Gott auserwählt, damit er die Weisen zuschanden mache; und das Schwache der Welt hat Gott auserwählt, damit er das Starke zuschanden mache. Und das Unedle der Welt und das Verachtete hat Gott auserwählt, das, was nicht ist, damit er das, was ist, zu-nichte mache, dass sich vor Gott kein Fleisch rühme« (1Kor 1,27-29). Der zweitausendjährige Triumph der apostolischen Bemühungen bezeugt Weisheit und Macht der göttlichen Strategie.

Gelegentlich nennt die Schrift die Zwölf auch »Jünger« – *mathetes* im griechischen Text (Mt 10,1; 11,1; 20,17; in Schl2000 auch in Lk 9,1). Das Wort bedeutet »Lernende, Schüler«. Genau das waren sie monatelang unter der direkten und persönlichen Anleitung des Herrn. Er hatte viele Jünger, aber diese Zwölf wurden ausdrücklich zu einem einzigartigen Apostelamt berufen und erwählt. Deshalb wurden sie auch »Apostel« genannt – im Griechischen *apostolos*. Das Wort bedeutet einfach »Boten, Gesandte«. Sie erhielten das einmalige Amt eines bevollmächtigten Botschafters und Sprechers Christi. Besonders Lukas gebraucht diesen Begriff in seinem Evangelium und der Apostelgeschichte; er reserviert ihn nahezu ausschließlich für die Zwölf. Matthäus spricht nur einmal von »Aposteln« (Mt 10,2); an anderer Stelle nennt er sie »zwölf Jünger« (11,1; 20,17) oder »die Zwölf« (26,14.20.47). Auch Markus benutzt den Ausdruck »Apostel« nur einmal (Mk 6,30). Ansonsten spricht er von den Aposteln als »den Zwölfen« (3,14; 4,10; 6,7; 9,35; 10,32; 11,11; 14,10.17.20.43). Johannes verwendet das griechische Wort *apostolos* nur einmal in allgemeiner Hinsicht (Joh 13,16 – in deutschen Übersetzungen findet sich »Gesandter« oder »Apostel«). Wie Markus bezeichnet auch Johannes die apostolische Schar immer als »die Zwölf« (Joh 6,67.70-71; 20,24).

Lukas 10 beschreibt eine Begebenheit, in der siebzig Nachfolger Jesu ausgewählt und jeweils zu zweit ausgesandt wurden. Ganz offensichtlich waren sie »Gesandte«, weshalb einige Kommentatoren sie als »Apostel« bezeichnen, doch Lukas verwendet diesen Begriff nicht für sie.

Die Zwölf wurden zu einem speziellen Amt berufen. Und in den Evangelien und der Apostelgeschichte bezieht sich der Ausdruck *apostolos* fast immer auf dieses Amt und die zwölf Männer, die ausdrücklich dazu berufen und bestimmt wurden. Apostelgeschichte 14,14 und die paulinischen Briefe machen deutlich, dass der Apostel Paulus ebenfalls zu einem speziellen Apostelamt berufen wurde – als »der Nationen Apostel« (Röm 11,13; 1Tim 2,7; 2Tim 1,11). Paulus' Apostelschaft war eine einmalige Berufung. Offenkundig verfügte er über dieselbe Autorität und dieselben Privilegien wie die Zwölf (2Kor 11,5). Aber

Paulus' Apostelschaft ist nicht das Thema dieses Buches, vielmehr konzentrieren wir uns hier auf die zwölf Männer, die als seine engsten Freunde und Begleiter Jesu öffentliches Wirken mit ihm teilten. Paulus bekehrte sich erst nach Jesu Himmelfahrt (Apg 9). Er war ein Apostel »der unzeitigen Geburt« (1Kor 15,8). Er sprach mit derselben Autorität und hatte dieselbe Fähigkeit des Wunderwirkens wie die Zwölf – diese nahmen ihn auf und erkannten seine Autorität an (vgl. 2Petr 3,15-16) –, aber er zählte nicht zu ihnen.

Die Zahl zwölf war von Bedeutung, denn Lukas beschreibt nach Jesu Himmelfahrt, wie die Apostel Matthias auswählten, Judas' Amt zu übernehmen (Apg 1,23-26).

Die Rolle eines Apostels (einschließlich des besonderen Amtes, zu dem der Apostel Paulus berufen wurde) beinhaltete eine Führungsposition und exklusive Lehrvollmacht in der frühen Gemeinde. Das ganze Neue Testament wurde von den Aposteln oder ihren engen Mitarbeitern geschrieben. Vor der Niederschrift des Neuen Testaments waren die Belehrungen der Apostel maßgebend für die frühe Gemeinde. Angefangen bei den ersten Bekehrten zu Pfingsten, verließen sich alle wahren Gläubigen auf die apostolische Leiterschaft (Apg 2,37). Und als die Gemeinde wuchs, wurde ihre Treue zur Wahrheit so beschrieben: »Sie verharrten aber in der Lehre der Apostel« (Apg 2,42).

Den Aposteln wurde eine übernatürliche Macht verliehen, Zeichen und Wunder zu wirken (Mt 10,1; Mk 6,7.13; Lk 9,1-2; Apg 2,3-4; 5,12). Diese Zeichen bezeugten die Wahrheit des Evangeliums, das die Apostel von Christus empfangen hatten und in seinem Auftrag der Welt vorstellten (2Kor 12,12; Hebr 2,3-4).

Mit anderen Worten: Ihnen war eine zentrale, grundlegende Rolle zugedacht. In ganz praktischer Hinsicht *sind* sie die Grundlage der christlichen Gemeinde, »wobei Christus Jesus selbst Eckstein ist« (Eph 2,20).

Diese Studien über das Leben der Apostel waren mir eine besondere Freude – und eine der fruchtbarsten Beschäftigungen meines Lebens. Meine größte Freude ist, Christus zu predigen. Elf dieser Männer teilten dieses Anliegen, widmeten ihm ihr Leben und triumphierten über gewaltigen Widerstand. Trotz ihrer

Fehler eignen sie sich dafür, Helden und Vorbilder für uns zu sein. Das Studium ihres Lebens bringt uns die Männer näher, die Christus auf Erden am nächsten waren. Zu erkennen, dass sie ganz normale Menschen wie wir waren, ist ein großer Segen. Möge der Geist Christi, der sie belehrte, uns in gleicher Weise wie sie verändern und uns zu wertvollen Gefäßen im Dienst des Herrn machen.

Gewöhnliche Männer außergewöhnliche Berufung

1

Denn seht, eure Berufung, Brüder, dass es nicht viele Weise nach dem Fleisch, nicht viele Mächtige, nicht viele Edle sind; sondern das Törichte der Welt hat Gott auserwählt, damit er die Weisen zuschanden mache; und das Schwache der Welt hat Gott auserwählt, damit er das Starke zuschanden mache. Und das Unedle der Welt und das Verachtete hat Gott auserwählt, das, was nicht ist, damit er das, was ist, zunichte mache, dass sich vor Gott kein Fleisch rühme.

1. Korinther 1,26-29

Seit Beginn seines öffentlichen Wirkens in seiner Heimatstadt Nazareth war Jesus sehr umstritten. Nach seiner ersten Ansprache in der örtlichen Synagoge wollten ihn die Menschen aus seiner eigenen Gemeinde sofort töten. »Und alle in der Synagoge wurden von Wut erfüllt, als sie dies hörten. Und sie standen auf und stießen ihn zur Stadt hinaus und führten ihn bis an den Rand des Berges, auf dem ihre Stadt erbaut war, um ihn so hinabzustürzen. Er aber schritt durch ihre Mitte hindurch und ging weg« (Lk 4,28-30).

Dennoch gelangte Jesus im Großraum Galiläa zu großer Beliebtheit in der Bevölkerung. Als sich seine Wunder in der Region herumsprachen, versammelten sich große Menschenmengen, um ihn zu sehen und sprechen zu hören. Lukas 5,1 berichtet, wie »die Volksmenge auf ihn andrängte, um das Wort Gottes zu hören«. Als die Menge so groß wurde und drängte, stieg er in ein Boot und ließ dessen Besitzer vom Ufer und vom Druck der Leu-

te wegrudern. Anschließend lehrte er die Menschen vom Boot aus. Nicht zufällig gehörte es Simon. Jesus sollte ihm den Namen Petrus geben, und er würde zur auffälligsten Person seines engsten Jüngerkreises werden.

Einige nehmen vielleicht an, dass Christus seine Popularität wirkungsvoller hätte ausspielen können, wenn er seiner Botschaft maximale Wirkung verliehen hätte. Entsprechend der modernen Denkweise hätte Jesus alles Mögliche tun müssen, um seinen Ruhm auszunutzen, die Kontroversen um seine Lehren abzuschwächen und jede Taktik anzuwenden, um die ihm nachfolgende Menschenmenge zu vergrößern. Aber das tat er nicht. In Wirklichkeit tat er das genaue Gegenteil. Anstatt populistisch zu handeln und seinen Ruhm auszunutzen, begann er, exakt die Dinge hervorzuheben, die seine Botschaft so kontrovers machten. Als die Massen ihren Höhepunkt erreichten, war der Inhalt seiner Predigten so konfrontativ und offensiv, dass sich die Volksmenge auflöste und nur die treuesten Nachfolger übrig blieben (Joh 6,66-67).

Zu ihnen gehörten auch die Zwölf, die er persönlich ausgesucht und ernannt hatte, ihn zu repräsentieren. Es waren zwölf absolut normale und durchschnittliche Männer. Doch Christi Plan für das Reich Gottes war von diesen Zwölf und nicht von einer lärmenden Menschenmenge abhängig. Er wollte durch das Handeln dieser wenigen fehlbaren Personen wirken, anstatt durch die Anziehungskraft der Massen, militärische Macht, persönliche Popularität oder Werbekampagnen. Aus menschlicher Sicht hing die Zukunft der Gemeinde und der langfristige Erfolg des Evangeliums allein von der Treue einer Hand voll Jünger ab. Es gab keinen zweiten Plan für den Fall, dass sie gescheitert wären.

Jesu Strategie war für den Charakter des Reiches bezeichnend: »Das Reich Gottes kommt nicht so, dass man es beobachten könnte; auch wird man nicht sagen: Siehe hier! Oder: Siehe dort! Denn siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch« (Lk 17,20-21). Die Ausbreitung des Reiches Gottes geschieht »nicht durch Macht und nicht durch Kraft, sondern durch meinen Geist, spricht der HERR der Heerscharen« (Sach 4,6). Ein Dutzend Männer unter der Kraft des Heiligen Geistes stellen eine stärkere

Macht dar, als die Volksmenge, deren anfängliche Begeisterung für Jesus anscheinend kaum mehr als schiere Neugier war.

Christus suchte die Zwölf persönlich aus und investierte seine Kraft in sie. Nicht sie hatten ihn erwählt, sondern er hatte sie erwählt (Joh 15,16). Ihre Erwählung und Berufung geschah in verschiedenen Phasen. Beim flüchtigen Lesen der Schrift könnte man zu der Ansicht gelangen, dass sich Johannes 1,35-51, Lukas 5,3-11 und die offizielle Berufung der Zwölf in Lukas 6,12-16 widersprechen. Doch hier besteht kein Widerspruch. Die Stellen beschreiben einfach nur unterschiedliche Stadien der Berufung der Apostel.

In Johannes 1,35-51 begegnen Andreas, Johannes, Petrus, Philippus und Nathanael dem Herrn Jesus zum ersten Mal. Dies ereignete sich zu Beginn seines Wirkens in der Wüste nahe des Jordans, wo Johannes der Täufer seinen Dienst tat. Andreas, Johannes und die anderen hielten sich dort auf, weil sie bereits Jünger von Johannes dem Täufer waren. Doch als sie hörten, wie ihr Lehrer die Aufmerksamkeit auf Jesus lenkte und sagte: »Siehe, das Lamm Gottes!«, folgten sie Jesus.

Das war die erste Phase ihrer Berufung – die Berufung zur *Bekehrung*. Sie zeigt, wie jeder Jünger zuerst zur Errettung gerufen wird. Wir müssen Jesus als das wahre Lamm Gottes und Herrn über alle Menschen anerkennen und ihn im Glauben annehmen. Dieses Stadium der Berufung beinhaltete für die Jünger noch nicht eine vollzeitige Jüngerschaft. Die Evangelien beschreiben, wie sie ihren Lebensunterhalt weiterhin mit ihrer regulären Arbeit verdienten, obschon sie Jesus in der Hinsicht nachfolgten, dass sie seine Lehren gerne hörten und ihn als ihren Lehrer anerkannten. Deshalb finden wir sie oftmals beim Fischen und beim Ausbessern ihrer Netze, bevor Jesus sie zum vollzeitigen Dienst berief.

Die zweite Phase war die Berufung zum *Dienst*. In Lukas 5 wird sie detailliert beschrieben. Sie geschah, nachdem Jesus vor dem Drängen der Menge in Petrus' Boot stieg und von dort aus lehrte. Als er damit fertig war, sagte er Petrus, er solle auf die Tiefe hinausfahren und die Netze auswerfen. Petrus tat es, obwohl Zeit und Ort nicht optimal waren. (Normalerweise lassen

sich Fische besser in der Nacht und in seichtem und kühlem Wasser fangen, wo sie zur Nahrungsaufnahme dicht unterhalb der Oberfläche schwimmen.) Außerdem war Petrus erschöpft (er hatte die ganze Nacht erfolglos gefischt). Er sagte zu Jesus: »Meister, wir haben uns die ganze Nacht hindurch bemüht und nichts gefangen, aber auf dein Wort will ich die Netze hinablassen« (Lk 5,5). Der Fang ließ ihre Netze reißen und beinahe zwei ihrer Boote sinken (V. 6-7)!

Nach diesem Wunder sagte Jesus zu ihnen: »Kommt, mir nach! Und ich werde euch zu Menschenfischern machen« (Mt 4,19). Daraufhin »verließen sie alles und folgten ihm nach« (Lk 5,11). Laut Matthäus verließen Andreas und Petrus »sogleich die Netze und folgten ihm nach« (Mt 4,20). Auch Jakobus und Johannes »verließen sogleich das Boot und ihren Vater und folgten ihm nach« (V. 22). Von da an blieben sie beim Herrn.

Matthäus 10,1-4 und Lukas 6,12-16 berichten von einer dritten Phase ihrer Berufung: die Berufung ins *Apostelamt*. Nun erwählte Christus zwölf Männer und ernannte sie zu seinen Aposteln. Lukas beschreibt das Ereignis so:

Und es geschah in diesen Tagen, dass er auf den Berg hinausging, um zu beten; und er verbrachte die Nacht im Gebet zu Gott. Und als es Tag wurde, rief er seine Jünger herbei und erwählte aus ihnen zwölf, die er auch Apostel nannte: Simon, den er auch Petrus nannte, und Andreas, seinen Bruder, und Jakobus und Johannes und Philippus und Bartholomäus und Matthäus und Thomas und Jakobus, des Alphäus Sohn, und Simon, genannt Eiferer, und Judas, des Jakobus Bruder, und Judas Iskariot, der zum Verräter wurde.

Ihre Apostelschaft begann mit einer Art Praktikum. Christus sandte sie aus. In Mk 6,7 heißt es, dass sie jeweils zu zweit ausgesandt wurden. Zu diesem Zeitpunkt waren sie noch nicht so weit, um allein hinauszugehen, deshalb formte Christus Zweier-Teams, in denen sie sich gegenseitig unterstützen konnten.

In dieser Ausbildungsphase blieb der Herr nahe bei ihnen. Er war wie ein Adler, der die ersten Flugversuche seiner Jungen

beobachtete. Sie meldeten sich immer wieder bei ihm zurück und berichteten den Stand der Dinge (vgl. Lk 9,10; 10,17). Und nach einigen evangelistischen Einsätzen kehrten sie ganz zum Herrn zurück und blieben länger bei ihm, um belehrt zu werden, zu dienen, Gemeinschaft zu pflegen und sich auszuruhen (Mk 6,30-34).

Dann gab es da noch die vierte Phase ihrer Berufung, die nach der Auferstehung begann. Judas gehörte der Gruppe nun nicht mehr an; er hatte sich nach dem Verrat an Jesus erhängt. In seinem Auferstehungsleib erschien Jesus den restlichen Elf und sandte sie mit dem Auftrag, alle Nationen zu Jüngern zu machen, in die ganze Welt. Dies war in Wirklichkeit die Berufung zum *Märtyrertod*. Am Ende ließ jeder von ihnen sein Leben um des Evangeliums willen. Die Geschichte dokumentiert, dass außer einem alle Jünger wegen ihres Zeugnisses getötet wurden. Nur von Johannes wird berichtet, er habe ein hohes Alter erreicht; er wurde um Christi willen verfolgt und anschließend auf die kleine Insel Patmos ins Exil geschickt.

Trotz der Schwierigkeiten, denen sie begegneten, triumphierten sie. Inmitten von großer Verfolgung und sogar Martyrium erfüllten sie ihre Aufgabe. Entgegen allen Erwartungen gingen sie siegreich in die Herrlichkeit ein. Und das fortbestehende Zeugnis des Evangeliums, das nunmehr zweitausend Jahre umfasst und in nahezu jeden Winkel der Erde reicht, bezeugt die Weisheit der göttlichen Strategie. Kein Wunder, dass wir von diesen Männern fasziniert sind.

Wir wollen das Studium der Zwölf mit einem Blick auf die dritte Phase ihrer Berufung beginnen – ihre Erwählung und Ernennung zu *Aposteln*. Achten wir einmal auf die Details im Lukas-Evangelium.

Der Zeitpunkt

Zunächst ist der Zeitpunkt dieses Ereignisses von Bedeutung. Lukas macht dies in seinen Eingangsworten zu Lukas 6,12 deutlich: »Und es geschah in diesen Tagen.« Die Luther-Übersetzung von 1984 gibt diese Stelle wie folgt wieder: »Es begab sich aber

zu der Zeit.« Lukas spricht nicht von der Uhrzeit oder von bestimmten Tagen eines bestimmten Monats. »Zu der Zeit« und »in diesen Tagen« bezeichnen einen Zeitabschnitt, eine bestimmte Phase im Wirken Jesu – einen Zeitraum in seinem Dienst, in dem sich der Widerstand gegen ihn zuspitzte.

»In diesen Tagen« bezieht sich auf die unmittelbar vorangegangene Schilderung. Dieser Abschnitt im Lukas-Evangelium berichtet von dem heimtückischen Widerstand der Schriftgelehrten und Pharisäer gegen Christus. In Lk 5,17 erwähnt Lukas die Pharisäer und in 5,21 die »Schriftgelehrten« zum ersten Mal. (Die Schriftgelehrten werden zusammen mit den Pharisäern in Vers 17 als »Gesetzeslehrer« bezeichnet.)

Die Hauptgegner Jesu werden uns also zum ersten Mal in Lukas 5,17 vorgestellt. Ihr Widerstand wird bis zum Ende des fünften und Anfang des sechsten Kapitels geschildert. Lukas beschreibt den zunehmenden Konflikt zwischen Jesus und den religiösen Führern des Judentums. Sie stellten sich gegen ihn, als er einen Gelähmten heilte und ihm seine Sünden vergab (5,17-26); als er mit Zöllnern und Sündern aß und trank (5,27-39); als er seinen Jüngern erlaubte, am Sabbat Ähren zu pflücken und zu essen (6,1-5); und schließlich, als er am Sabbat die verdorrte Hand eines Menschen heilte (6,6-11). Lukas erzählt eine Begebenheit nach der anderen und betont dabei den wachsenden Widerstand der religiösen Führer.

In Lukas 6,11 erreicht der Konflikt seinen Höhepunkt. Die Schriftgelehrten und Pharisäer »wurden mit Unverstand erfüllt und besprachen sich untereinander, was sie Jesus tun sollten«. Markus und Matthäus schildern es sogar noch anschaulicher. Sie berichten, dass die religiösen Führer Jesus töten wollten (Mt 12,14; Mk 3,6). Markus sagt, dass sie sogar die Herodianer an ihrer Verschwörung beteiligten. Die Herodianer waren eine politische Gruppierung, die die Herodes-Dynastie unterstützten. Normalerweise waren sie keine Verbündeten der Pharisäer, doch gegen Jesus hatten sich diese beiden Gruppen zusammengeschlossen und schmiedeten bereits Mordpläne.

Genau an dieser Stelle schiebt Lukas die Erwählung und Ernennung der zwölf Apostel ein. »Und es geschah in diesen Ta-

gen« – als die Feindseligkeit gegen Christus einen mörderischen Siedepunkt erreicht hatte. Der Hass der religiösen Elite war auf seinem Höhepunkt angelangt. Jesus konnte das Herannahen seines Todes bereits spüren. Bis zur Kreuzigung waren es nun keine zwei Jahre mehr. Er wusste, dass er den Kreuzestod erleiden, von den Toten auferstehen und nach vierzig Tagen zu seinem Vater auffahren würde. Deshalb war ihm auch bewusst, dass sein irdisches Werk in die Hände anderer gegeben werden musste.

Nun war es an der Zeit, seine offiziellen Repräsentanten darauf vorzubereiten. Im Wissen um die hasserfüllte Feindschaft der religiösen Führer sowie seine unvermeidliche Kreuzigung wählte Jesus zwölf Schlüsselfiguren aus, um die Verkündigung des Evangeliums zur Errettung Israels und zur Gründung der Gemeinde fortzuführen. Zeit war von ausschlaggebender Bedeutung. Bis zum Ende seines irdischen Wirkens dauerte es nicht mehr lang (schätzungsweise etwa achtzehn Monate). Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, seine Apostel auszuwählen. Ihre intensivste Ausbildungsphase würde augenblicklich beginnen und in ein paar Monaten beendet sein.

Aus diesem Grund konzentrierte Christus seinen Dienst von nun an auf diese wenigen Männer und nicht mehr auf die Volksmenge. Sein sich abzeichnender Tod durch die Hände seiner Gegner kündigte den Wendepunkt an.

Als er die Zwölf zu seinen offiziellen Repräsentanten erwählte, welche die Evangeliumsbotschaft mit seiner Vollmacht predigen sollten, fällt eine weitere Tatsache ins Auge. Unter ihnen befand sich nicht ein einziger Rabbi, Schriftgelehrter, Pharisäer, Sadduzäer oder Priester. Nicht ein einziger der ausgesuchten Männer gehörte zum religiösen Establishment. Die Berufung der zwölf Apostel war ein Gericht gegen das institutionalisierte Judentum. Ein Verzicht auf jene Männer und deren Organisationen, die vollständig korrupt geworden waren. Deshalb ernannte Jesus nicht einen einzigen anerkannten religiösen Führer. Stattdessen nahm er Personen ohne theologische Ausbildung – ein paar Fischer, einen Zöllner und andere gewöhnliche Männer.

Seine Auseinandersetzung mit denen, die sich für Israels religiösen Adel hielten, währte schon lange. Sie ärgerten sich über ihn,

lehnten ihn und seine Botschaft ab und hassten ihn. Das Johannes-Evangelium drückt es so aus: »Er kam in das Seine, und die Seinen nahmen ihn nicht an« (Joh 1,11). Die religiösen jüdischen Führer bildeten den Kern derjenigen Menschen, die ihn verwarfen.

Nahezu anderthalb Jahre zuvor forderte Jesus in einem seiner ersten offiziellen Auftritte Israels religiöses Establishment heraus – zu der Zeit, als die Pilger nach Jerusalem strömten, um zum Passahfest zu opfern. Jesus ging zum Tempelberg, trieb mit einer Geißel aus kurzen Stricken die Wechsler und das Vieh aus dem Tempel, schüttete ihr Geld aus und warf die Tische um (Joh 2,13-16). Dies war ein verheerender Schlag gegen das institutionalisierte Judentum. Jesus entlarvte den religiösen Adel als Diebe und Heuchler und verurteilte ihren geistlichen Bankrott. Ihr Abfall vom Glauben wurde aufgedeckt, und ihre Sünden wurden öffentlich gerügt. Er prangerte Bestechlichkeit und Betrug an. So *begann* er seinen Dienst. Es war ein massiver Angriff auf die Religion des jüdischen Establishments.

Jetzt, viele Monate später, auf dem Höhepunkt seines Wirkens in Galiläa und weit entfernt von Jerusalem, hatte der Groll, den diese frühe Begebenheit erzeugt haben musste, seinen Siedepunkt erreicht. Nun wollten diese religiösen Führer sein Blut sehen. Und sie begannen, ein Mordkomplott zu schmieden.

Sie hatten ihn vollkommen verworfen: Sie lehnten sein Evangelium ab, verachteten seine Gnadenlehren, verschmähten Buße und Jesu Vergebung und wiesen den Glauben zurück, den er verkörperte. Ungeachtet der vielen Wunder, die bezeugten, dass er der verheißene Messias war, akzeptierten sie die Tatsache nicht, dass er Gott im Fleisch war – und das obwohl sie sahen, wie er Dämonen austrieb, jede nur denkbare Krankheit heilte und sogar Menschen aus den Toten auferweckte. Sie hassten ihn und seine Botschaft. Er stellte eine Bedrohung für ihre Macht dar. Und sie wollten ihn unbedingt tot sehen.

Als für Jesus nun der Zeitpunkt kam, zwölf Apostel auszuwählen, nahm er natürlich niemanden aus dem Establishment, das ihn töten wollte. Stattdessen wandte er sich an seine eigenen Nachfolger und entschied sich für zwölf einfache, normale Männer aus der Arbeiterklasse.

Die Zwölf

Wenn Sie schon einmal die großen europäischen Kathedralen besichtigt haben, dann könnten Sie annehmen, die Apostel seien überlebensgroße Heilige mit glänzendem Heiligenschein gewesen und stellten eine erhabene Geistlichkeit dar. In Wirklichkeit waren sie aber ganz normale Männer.

Es ist eine Schande, dass sie so häufig als prachtvolle Marmorstatuen in den Himmel gehoben oder auf Gemälden wie eine Art römische Gottheit dargestellt wurden. Das beraubt sie ihres Menschseins. Schließlich waren sie völlig normale Männer – in jeder Hinsicht menschlich. Wir dürfen nicht vergessen, wer sie wirklich waren.

Vor kurzem las ich eine Biografie von William Tyndale, dem Wegbereiter für die englischen Bibelübersetzungen. Er meinte, es wäre falsch, dass das einfache Volk die Bibel nur in Latein hören konnte und nicht in seiner eigenen Sprache. Die damaligen Kirchenführer wollten die Bibel jedoch nicht in der Sprache des Volkes haben, da sie (ähnlich wie die Pharisäer zur Zeit Jesu) den Verlust ihrer kirchlichen Macht fürchteten. Doch gegen ihren Widerstand übersetzte Tyndale das Neue Testament ins Englische und veröffentlichte es. Der Preis dafür war Verbannung, Armut und Verfolgung. Im Jahr 1536 wurde er schließlich erdrosselt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Eines der wichtigsten Motive Tyndales, die Schrift in die Sprache des Volkes zu übersetzen, war eine Umfrage unter englischen Geistlichen, die größtenteils nicht wussten, wer die zwölf Apostel waren. Nur ein paar wenige konnten mehr als vier oder fünf mit Namen nennen. Den heutigen Kirchenführern und Christen mag es ebenso ergehen. Die Art und Weise, in der die institutionalisierte Kirche diese Männer heilig sprach, hat ihnen im Grunde ihr Menschsein genommen und ließ sie unnahbar und als nicht von dieser Welt erscheinen. Seltsam, denn als Jesus sie erwählte, geschah dies nicht aufgrund außergewöhnlicher Fähigkeiten oder überragender Geistlichkeit. Er scheint bewusst Männer ausgesucht zu haben, deren bedeutendstes Merkmal ihre Normalität war.

Was qualifizierte sie zur Apostelschaft? Offenbar war es keine ihrer Fähigkeiten oder Begabungen. Sie waren Galiläer, d.h. sie gehörten nicht zur Elite. Galiläer galten als ländliche, ungebildete Personen der Unterschicht. Sie waren einfache Bürger – Nobodys. Noch einmal: Sie wurden nicht auserwählt, weil sie vornehmer oder begabter waren als andere Israeliten zu jener Zeit.

Sicherlich gibt es einige moralische und geistliche Voraussetzungen, die Männer erfüllen müssen, die diese oder irgendeine andere Leitungsposition in der Gemeinde übernehmen wollen. Der Maßstab für geistliche Leiterschaft in der Gemeinde ist sogar extrem hoch. Sehen Sie sich nur einmal die Voraussetzungen für einen Ältesten oder Gemeindeleiter in 1. Timotheus 3,2-7 an:

Der Aufseher nun muss untadelig sein, Mann einer Frau, nüchtern, besonnen, sittsam, gastfrei, lehrfähig, kein Trinker, kein Schläger, sondern milde, nicht streitsüchtig, nicht geldliebend, der dem eigenen Haus gut vorsteht und die Kinder mit aller Ehrbarkeit in Unterordnung hält – wenn aber jemand dem eigenen Haus nicht vorzustehen weiß, wie wird er für die Gemeinde Gottes sorgen? – nicht ein Neubekehrter, damit er nicht, aufgebläht, dem Gericht des Teufels verfallt. Er muss aber auch ein gutes Zeugnis haben von denen, die draußen sind, damit er nicht in übles Gerede und in den Fallstrick des Teufels gerät.

In Titus 1,6-9 finden wir eine ähnliche Auflistung. Hebräer 13,7 deutet ebenfalls an, dass Gemeindeleiter besonders gute moralische und geistliche Vorbilder sein müssen, denn sie werden Gott Rechenschaft über ihr Verhalten abzulegen haben, und andere sollten ihrem Glauben folgen können. Das ist ein sehr, sehr hoher Maßstab.

Übrigens ist er für Gläubige in der Gemeinde nicht niedriger. Leiter dienen als Vorbild für alle. Es gibt keinen »niedrigeren« Maßstab, der für den normalen Gläubigen akzeptabel wäre. In Matthäus 5,48 sagte Jesus zu *allen* Gläubigen: »Ihr nun sollt vollkommen sein, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist.«

Offen gesagt: Keiner kann diesen Maßstäben gerecht werden. Aus menschlicher Sicht ist niemand »qualifiziert«, wenn

der Maßstab absolute Vollkommenheit ist. Keiner ist für das Reich Gottes geeignet, niemand ist von Natur aus würdig, Gott zu dienen. Wir haben alle gesündigt und erlangen nicht Gottes Herrlichkeit (Röm 3,23). Es gibt auch nicht *einen* gerechten Menschen (Röm 3,10). Selbst der reife Apostel Paulus bekannte: »Denn ich weiß, dass in mir, das ist in meinem Fleisch, nichts Gutes wohnt« (Röm 7,18). In 1. Timotheus 1,15 bezeichnete er sich sogar als den größten aller Sünder.

Somit gibt es keine Menschen, die diese Voraussetzungen in sich erfüllen. Gott selbst muss Sünder erretten, sie heiligen und anschließend in brauchbare Werkzeuge verwandeln.

Die Zwölf waren wie wir alle; sie wurden unter unwürdigen und unqualifizierten Menschen ausgewählt. Wie Elia waren sie Männer mit »gleichen Gemütsbewegungen wie wir« (Jak 5,17). Sie waren nicht dadurch so überaus brauchbar, weil sie in irgendeiner Weise *anders* gewesen wären als wir. Dass sie in Gefäße zur Ehre verwandelt wurden, war einzig und allein das Werk des Töpfers.

Viele Christen verlieren leicht den Mut, wenn ihr geistliches Leben und Zeugnis unter Sünde oder Versagen leiden. Wir neigen oft zu der Annahme, ein nutzloser Nobody zu sein – und wären wir uns selbst überlassen, träfe dies auch zu! Aber genau solche nutzlosen Nobodys gebraucht Gott, denn ihm steht nichts anderes zur Verfügung.

Der Teufel will uns sogar einreden, unsere Fehler würden uns für Gott und seine Gemeinde unbrauchbar machen. Aber die Erwählung der Apostel bezeugt, dass Gott die Unwürdigen und Unqualifizierten gebrauchen kann. Diese Zwölf stellten die Welt auf den Kopf (Apg 17,6). Und dies nicht aufgrund von außerordentlicher Begabung, ungewöhnlichen intellektuellen Fähigkeiten, mächtigem politischen Einfluss oder irgendeinem besonderen sozialen Status. Sie stellten die Welt deshalb auf den Kopf, weil Gott in ihnen wirkte und sie somit dazu befähigte.

Gott erwählt die Demütigen und Niedrigen, die Sanftmütigen und Schwachen, damit kein Zweifel über den Ursprung ihrer Kraft besteht, wenn durch ihr Leben die Welt verändert wird. Es ist nicht der Mensch, sondern Gottes Wahrheit und Kraft *in* dem

Menschen. (Einige Prediger haben es heute nötig, daran erinnert zu werden. Es ist nicht ihre Klugheit oder Persönlichkeit. Die Kraft liegt in dem Wort – in der Wahrheit, die wir predigen –, nicht in uns.) Und mit Ausnahme einer Person – eines außergewöhnlichen Menschen, der Gott im Fleisch war, des Herrn Jesus Christus – ist Gottes Wirken auf Erden die Geschichte von unwürdigen Menschen, die er zu seinem Gebrauch ebenso sorgfältig formte wie der Töpfer den Ton. Die Zwölf bildeten da keine Ausnahme.

Natürlich nehmen die Apostel eine besondere Stellung in der Heilsgeschichte ein. Zu Recht können sie als Glaubenshelden angesehen werden. Die Offenbarung beschreibt, dass ihre Namen die zwölf Grundsteine der Stadtmauern des himmlischen Jerusalems zieren werden. Auf diese Weise lässt ihnen auch der Himmel ewige Anerkennung zukommen. Allerdings tut dies der Wahrheit keinen Abbruch, dass sie genauso normale Menschen waren wie Sie und ich. Wir dürfen sie nicht als bunte Fensterbilder aus Kirchen in Erinnerung halten, sondern so nüchtern, wie die Bibel sie darstellt. Wir müssen sie aus ihrer realitätsfernen Verklärtheit herausholen und sie als wirkliche Menschen kennen lernen. Sie waren reale Männer und nicht hoch erhobene Figuren aus dem Pantheon religiöser Rituale.

Ebenso wenig dürfen wir die Bedeutung ihres Amtes unterschätzen. Aufgrund ihrer Erwählung wurden die zwölf Apostel zu Israels wahren geistlichen Führern. Dadurch wurde die religiöse Elite des *abgefallenen* Israels symbolisch entthront. Die Apostel wurden zu den ersten Predigern des Neuen Bundes. Sie waren die Ersten, denen die christliche Botschaft anvertraut wurde, repräsentierten das wahre Israel Gottes sowie ein bußfertiges und gläubiges Israel. Außerdem wurden sie zur Grundlage der Gemeinde mit Jesus Christus als dem Eckstein (Eph 2,20). Durch die Tatsache, dass sie so normal waren, werden diese Wahrheiten sogar noch aufgewertet statt geschmälert.

Das steht in vollkommener Übereinstimmung mit der grundsätzlichen Vorgehensweise des Herrn. In 1. Korinther 1,20-21 lesen wir: »Wo ist ein Weiser? Wo ein Schriftgelehrter? Wo ein Wortstreiter dieses Zeitalters? Hat nicht Gott die Weisheit der Welt

zur Torheit gemacht? Denn weil in der Weisheit Gottes die Welt durch die Weisheit Gott nicht erkannte, hat es Gott wohlgefallen, durch die Torheit der Predigt die Glaubenden zu erretten.« Genau deshalb befanden sich unter den zwölf ausgewählten Männern keine Philosophen, herausragenden Schreiber, berühmten Diskussionsführer oder angesehenen Lehrer und niemand, der sich je als großer Redner hervorgetan hatte. Durch die Kraft des Heiligen Geistes *wurden* sie zu großen geistlichen Leitern und Predigern, aber nicht aufgrund von angeborenen rhetorischen Fähigkeiten, Führungsqualitäten oder intellektuellen Voraussetzungen. Ihren Einfluss verdanken sie ausschließlich einer Sache: der Kraft der von ihnen gepredigten Botschaft.

Vom menschlichen Standpunkt aus betrachtet, war das Evangelium eine törichte Botschaft, und die Apostel schienen einfache Prediger zu sein. Ihre Lehrtätigkeit und ihre Lehren waren unter der Würde der Elite. Schließlich waren sie nur Fischer und sonstige Nobodys aus der Arbeiterschicht – Tagelöhner, Gesindel. So wurden sie von ihren Zeitgenossen beurteilt. (Durch die ganze Geschichte hindurch galt für die wahre Gemeinde Christi dasselbe – sogar innerhalb der heutigen evangelikalen Bewegung. Wo sind die beeindruckenden großen Geister, die herausragenden Schreiber und brillanten Redner, die die Welt schätzt? In der Gemeinde werden sie größtenteils nicht gefunden.) »Denn seht, eure Berufung, Brüder, dass es nicht viele Weise nach dem Fleisch, nicht viele Mächtige, nicht viele Edle sind« (1Kor 1,26).

»Sondern das Törichte der Welt hat Gott auserwählt, damit er die Weisen zuschanden mache; und das Schwache der Welt hat Gott auserwählt, damit er das Starke zuschanden mache. Und das Unedle der Welt und das Verachtete hat Gott auserwählt, das, was nicht ist, damit er das, was ist, zunichte mache, dass sich vor Gott kein Fleisch rühme« (1Kor 1,27-29). Gottes bevorzugte Werkzeuge sind Nobodys, damit sich kein Mensch vor Gott rühmen kann. Anders ausgedrückt: Gottes Erwählung stellt sicher, dass *er* die Ehre bekommt. Er nimmt schwache menschliche Werkzeuge, damit niemand *ihnen* die Kraft zuschreibt, sondern *Gott*, der in ihnen wirkt. Eine solche Strategie ist denen zuwider, deren ganzes Lebensziel darin besteht, Menschen zu ehren.

Mit Ausnahme von Judas Iskariot waren diese Männer anders. Sicherlich hatten sie genauso mit Stolz und Überheblichkeit zu kämpfen wie jeder gefallene Mensch. Doch ihr Leben wurde vom Anliegen angetrieben, Christus zu ehren. Da dieses Anliegen dem Einfluss des Heiligen Geistes unterworfen war – und nicht angeborenen Fähigkeiten oder menschlichen Begabungen –, hatte ihr Dienst eine solch unauslöschliche Auswirkung auf die Welt.

Der Lehrer

Erinnern wir uns daran, dass Jesus die Zwölf zu einem Zeitpunkt auswählte, als er bereits mit seinem bevorstehenden Tod konfrontiert wurde. Ihm schlug die wachsende Feindseligkeit der religiösen Führer entgegen. Er wusste, dass sein irdisches Wirken bald seinen Höhepunkt in Tod, Auferstehung und Himmelfahrt finden würde. Von da an veränderte sich der ganze Charakter seines Dienstes. Seine oberste Priorität war es nun, die Männer auszubilden, die nach seinem Abschied die wichtigsten Verkündiger des Evangeliums sein würden.

Wie erwählte er sie? Zuerst ging Jesus in die Abgeschiedenheit, um mit seinem Vater zu sprechen: »Er ging auf den Berg hinaus, um zu beten; und er verbrachte die Nacht im Gebet zu Gott« (Lk 6,12).

Schon in den ersten fünf Kapiteln seines Evangeliums macht Lukas deutlich, dass das Gebet untrennbar zum Leben Jesu gehörte. In Lukas 5,16 heißt es: »Er aber zog sich zurück und war in einsamen Gegenden und betete.« Es war seine Angewohnheit, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, um mit seinem Vater zu reden. In Galiläas Städten und Dörfern war er beständig dem Druck der Massen ausgesetzt. Wüsten- und Bergregionen boten ihm die nötige Abgeschiedenheit zum Beten.

Uns ist nicht bekannt, auf *welchen* Berg er ging. Wäre es von Bedeutung, so würde die Schrift es uns mitteilen. Im nördlichen Galiläa gibt es viele Hügel und Berge. Dieser lag wahrscheinlich nahe Kapernaum, das eine Art Zentrum seines Dienstes darstellte. Er ging auf den Berg und verbrachte die ganze Nacht im Gebet.

In Erwartung entscheidender Ereignisse in seinem Dienst finden wir ihn oft betend. (So wie in der Nacht seines Verrats, als er in einem Garten betete, wo er von Jerusalems hektischer Atmosphäre abgeschieden war. Judas wusste, dass er Jesus an diesem Ort finden würde, denn nach Lukas 22,39 war es Jesu Gewohnheit, zum Beten dorthin zu gehen.)

Hier sehen wir Jesus als wahren Menschen. Er befand sich in einer sehr brisanten Situation. Die schwelende Feindschaft gegen ihn drohte bereits zu seinem Tod zu führen. Ihm war nur noch wenig Zeit verblieben, die Männer auszubilden, die der Welt nach seinem Weggang das Evangelium bringen würden. Und diese beunruhigenden Dinge führten ihn auf den Berg, wo er in völliger Abgeschiedenheit zu seinem Vater beten konnte. Er hatte sich selbst zu nichts gemacht und die Gestalt eines Dieners angenommen, indem er als Mensch auf die Erde kam. Jetzt nahte die Zeit, wo er sich bis zum Tod – ja, zum Tod am Kreuz – erniedrigen sollte. Deshalb wendet er sich an Gott, wie ein Mensch es täte, um ihn im Gebet zu suchen und mit dem Vater über die Männer zu sprechen, die er für dieses so wichtige Amt auswählen würde.

Beachten Sie hier, dass er die ganze Nacht im Gebet verbrachte. Sollte er vor der Dunkelheit auf den Berg gegangen sein, so war es wahrscheinlich gegen 19 oder 20 Uhr. Wenn er vor der Dämmerung herabstieg, müsste es etwa 6 Uhr morgens gewesen sein. Er betete also mindestens zehn Stunden.

Im Deutschen brauchen wir für die Aussage, dass er die ganze Nacht dort verbrachte, mehrere Worte. Im Griechischen steht nur ein einziges Wort: *dianuktereuo*. Das ist ein aussagekräftiges Wort. Es bedeutet, sich die ganze Nacht einer Aufgabe zu widmen. Allerdings kann es nicht verwendet werden, um zu beschreiben, dass jemand die ganze Nacht durchschläft. Ebenso wenig wird es gebraucht, um auszudrücken, dass es die ganze Nacht über dunkel war. Vielmehr trägt es die Bedeutung »die Nacht durcharbeiten«, »einer Aufgabe nachgehen«. Es legt nahe, dass er die ganze Nacht bis zum Morgen wach blieb und ständig im Gebet war – unter der enormen Last seiner auf ihm liegenden Pflicht.

Die griechische Sprache macht noch eine weitere Besonderheit deutlich, die im Deutschen nicht deutlich wird. In der deutschen Übersetzung heißt es: »Er verbrachte die Nacht im Gebet zu Gott«. Im griechischen Text steht eigentlich, dass er die ganze Nacht *im Gebet Gottes* verbrachte. Immer wenn er betete, war es buchstäblich das Gebet Gottes. Er befand sich in einem Gespräch mit der dreieinen Gottheit. Sein Gebet war das Gebet Gottes. Die Personen der göttlichen Dreieinheit sprachen miteinander. Alle seine Gebete standen in vollkommener Übereinstimmung mit Gottes Gedanken und Willen – weil er selbst Gott ist. Darin erkennen wir das unglaubliche Geheimnis, dass er gleichzeitig Mensch und Gott war. Als Mensch musste Jesus die ganze Nacht hindurch beten, und als Gott betete er das Gebet Gottes.

Verstehen Sie das nicht falsch: Seine bevorstehende Entscheidung war von solch großer Bedeutung, dass er sich zehn bis zwölf Stunden im Gebet vorbereiten musste. Wofür betete er? Für Klarheit, wen er erwählen sollte? Ich glaube nicht. Als allwissender Gott in Menschengestalt war ihm der göttliche Wille nicht unbekannt. Zweifelsfrei betete er für die Männer, die er bald ernennen würde; er sprach mit dem Vater über die uneingeschränkte Weisheit seiner Entscheidung und hielt Fürsprache für die ausgesuchten Männer.

Als seine Gebetsnacht vorbei war, ging er zu seinen Jüngern und versammelte sie. (»Und als es Tag wurde, rief er seine Jünger herbei« – Lukas 6,13.) Er rief nicht nur die Zwölf herbei. Das Wort *Jünger* wird in diesem Zusammenhang in einem breiteren Sinne gebraucht. Es bedeutet »Schüler, Lernende«. Es muss mehrere Jünger gegeben haben, aus denen er zwölf zum Apostelamt erwählte.

Für einen bedeutenden Rabbi oder Philosophen war es damals sowohl in der griechischen als auch in der jüdischen Gesellschaft normal, Schüler um sich zu scharen. Der Ort, an dem sie lehrten, war nicht unbedingt ein Klassenzimmer oder Hörsaal. Viele waren umherreisende Lehrer, deren Jünger ihnen einfach durch den Lebensalltag folgten. Auch Jesus tat dies mit seinen Nachfolgern. Er war ein umherziehender Lehrer. Er ging

einfach von Ort zu Ort, und während er lehrte, zog er Menschen an, die ihm folgten und seinen Lehren zuhörten. Lukas 6,1 gibt uns eine Vorstellung davon: »Und es geschah am Sabbat, dass er durch die Saaten ging und seine Jünger die Ähren abpflückten und aßen, indem sie sie mit den Händen zerrieben.« Sie folgten ihm in seiner Lehrtätigkeit von Ort zu Ort, während sie zwischendurch Ähren zum Essen pflückten.

Uns ist nicht bekannt, wie viele Jünger Jesus hatte. Einmal sandte er siebzig Nachfolger jeweils zu zweit aus, um in den Ortschaften zu evangelisieren, die er besuchen wollte (Lk 10,1). Doch die Gesamtzahl seiner Nachfolger war unzweifelhaft größer. Aus der Schrift geht hervor, dass sie ihm scharenweise folgten. Warum auch nicht? In Klarheit und Autorität unterschieden sich seine Lehren vollkommen von denen anderer: Er konnte von Krankheiten heilen, Dämonen austreiben und Tote auferwecken. Er war voller Gnade und Wahrheit. Es überrascht nicht, dass er so viele Jünger anzog. Dass es aber Menschen gab, die ihn ablehnten, überrascht uns dagegen sehr wohl. Ihre Ablehnung war jedoch auf seine Botschaft zurückzuführen – sie war mehr, als sie ertragen konnten.

In Johannes 6 sehen wir etwas von dieser Dynamik. Zu Beginn des Kapitels gab er mehr als fünftausend Menschen zu essen (Johannes 6,10 berichtet, dass allein die Zahl der Männer fünftausend betrug. Zählt man noch Frauen und Kinder hinzu, könnte die Gesamtmenge leicht auf das Doppelte oder mehr kommen.) Es war ein fantastischer Tag. Viele dieser Menschen folgten ihm bereits als Jünger; viele andere waren zweifellos darauf vorbereitet. Johannes schreibt: »Als nun die Leute das Zeichen sahen, das Jesus tat, sprachen sie: Dieser ist wahrhaftig der Prophet, der in die Welt kommen soll« (V. 14). Wer war dieser Mann, der aus nichts Essen machen konnte? *Sie* hatten in ihrem Leben gelernt, wie man Land bestellt, Ernte einbringt, Vieh züchtet und Essen zubereitet. *Jesus* konnte Nahrung einfach schaffen! Das würde ihr Leben verändern. Wahrscheinlich dachten sie an Freizeit und kostenlose, fertige Mahlzeiten. Das war die Art Messias, die sie sich erhofft hatten! Johannes schreibt: »Sie wollten kommen und ihn ergreifen, um ihn zum König zu machen« (V. 15). Er ent-

kam ihnen durch eine Reihe von übernatürlichen Ereignissen, die darin gipfelten, dass er auf dem Wasser ging.

Am nächsten Tag fanden sie ihn in Kapernaum auf der anderen Seite des Sees. Die Mengen suchten nach ihm offenbar in der Hoffnung, er würde ihnen noch mehr zu essen geben. Er rügte sie, weil sie ihm aus falschen Motiven gefolgt waren: »Ihr sucht mich, nicht weil ihr Zeichen gesehen, sondern weil ihr von den Broten gegessen habt und gesättigt worden seid« (V. 26). Als sie ihn noch einmal um Brot baten, sagte er ihnen: »Ich bin das lebendige Brot, das aus dem Himmel herabgekommen ist; wenn jemand von diesem Brot isst, wird er leben in Ewigkeit. Das Brot aber, das ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt« (V. 51). Das war für sie so schwer zu verstehen, dass sie ihn zu einer Erklärung drängten:

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr nicht das Fleisch des Sohnes des Menschen esst und sein Blut trinkt, so habt ihr kein Leben in euch selbst. Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, hat ewiges Leben, und ich werde ihn auferwecken am letzten Tag; denn mein Fleisch ist wahre Speise, und mein Blut ist wahrer Trank. Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, bleibt in mir und ich in ihm. Wie der lebendige Vater mich gesandt hat, und ich lebe um des Vaters willen, so auch, wer mich isst, der wird auch leben um meinetwillen. Dies ist das Brot, das aus dem Himmel herabgekommen ist. Nicht wie die Väter aßen und starben; wer dieses Brot isst, wird leben in Ewigkeit. Dies sprach er, als er in der Synagoge zu Kapernaum lehrte. (V. 53-59)

Sogar viele seiner Jünger nahmen daran einen solch großen Anstoß, dass sie ihre Nachfolge noch einmal überdachten. Johannes schreibt: »Von da an gingen viele seiner Jünger zurück und gingen nicht mehr mit ihm« (V. 66).

So kamen und gingen die Jünger. Erst fühlten sich die Leute angezogen und dann desillusioniert. Während dieser besonderen Begebenheit in Johannes 6 fragte Jesus sogar die Zwölf: »Wollt ihr etwa auch weggehen?« (V. 67). Petrus antwortete für

die Gruppe: »Herr, zu wem sollten wir gehen? Du hast Worte ewigen Lebens; und wir haben geglaubt und erkannt, dass du der Heilige Gottes bist« (V. 68-69).

Die übrig Gebliebenen wurden von Gott in seiner Souveränität zu seinem Sohn gezogen (V. 44). Auch Jesus hatte sie in besonderer Weise zu sich gezogen. Er sagte ihnen: »Ihr habt nicht mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und euch dazu bestimmt, dass ihr hingehet und Frucht bringt und eure Frucht bleibe« (Joh 15,16). In seiner Souveränität hatte er sie auserwählt; er wirkte in ihnen und durch sie, um sicherzustellen, dass sie in ihm blieben und ewige Frucht brächten (außer Judas Iskariot, von dem Christus wusste, dass er ihn überlieferte). Hier finden wir das Prinzip der auserwählenden Gnade Gottes.

Die Souveränität seiner Erwählung erkennen wir auf außergewöhnliche Weise in der Berufung der Zwölf. Aus der größeren Jüngerschar von möglicherweise Hunderten griff er zwölf Männer heraus und berief sie ins Apostelamt. Für diese Aufgabe suchte Christus nicht nach Bewerbern oder Freiwilligen, vielmehr *erwählte* er sie souverän und ernannte sie in Anwesenheit der größeren Schar.

Für die Zwölf war das ein außergewöhnlicher Augenblick. Bis zu diesem Zeitpunkt waren Petrus, Jakobus, Johannes, Andreas, Nathanael, Matthäus und die anderen nur ein Teil der großen Gruppe. Wie alle anderen waren sie Lernende. Sie waren seinen Lehren gefolgt, hatten ihnen zugehört, sie befolgt und in sich aufgenommen. Doch bisher war ihnen noch keine offizielle Führungsrolle zugeordnet. Ihnen wurde noch keine Position zuerkannt, die sie von den anderen unterschieden hätte. Sie waren nur Gesichter in der großen Menge, bis Christus sie auserwählte und zu den zwölf Aposteln machte.

Warum zwölf? Und nicht acht? Oder vierundzwanzig? Die Zahl zwölf hatte eine symbolische Bedeutung. Israel bestand aus zwölf Stämmen. Aber Israel war abtrünnig. Das Judentum zur Zeit Jesu verkörperte den Abfall vom alttestamentlichen Glauben. Zugunsten einer Werksgerechtigkeit hatte Israel Gottes Gnade aufgegeben. Ihre Religion war äußerst gesetzlich, durchdrungen von Heuchelei, selbstgerechten Werken, künst-

lichen Vorschriften und bedeutungslosen Zeremonien. Sie war voller Irrlehren und basierte vielmehr auf der physischen Abstammung von Abraham als auf seinem *Glauben*. In Wirklichkeit ernannte Christus eine neue Führerschaft für den Neuen Bund, als er die zwölf Apostel aussuchte. Sie stellten die neuen Führer des wahren Israels dar, das aus Menschen bestand, die dem Evangelium glaubten und Abrahams Glauben nacheiferten (vgl. Röm 4,16). Anders ausgedrückt: Die zwölf Apostel standen symbolisch für ein Gericht gegen die zwölf Stämme des alttestamentlichen Israels.

Jesus selbst machte diesen Zusammenhang deutlich. In Lukas 22,29-30 sagte er zu den Aposteln: »Ich verordne euch, wie mein Vater mir verordnet hat, ein Reich, dass ihr esst und trinkt an meinem Tisch in meinem Reich und auf Thronen sitzt, die zwölf Stämme Israels zu richten.«

Die Bedeutung der Zahl zwölf hätte fast jedem Israeliten sofort klar werden müssen. Jesu messianische Ansprüche wurden von all seinen Zuhörern verstanden. Beständig sprach er von seinem kommenden Reich. Inzwischen wuchs in ganz Israel die Erwartung, dass der Messias bald erscheinen und sein Königreich aufrichten würde. Einige meinten, Johannes der Täufer sei dieser Messias, aber Johannes verwies sie auf Christus (vgl. Joh 1,19-27). Sie wussten nur zu gut, dass Christus alle Verheißungen in Bezug auf den Messias erfüllte (Joh 10,41-42). Er war nicht der politische Führer, den sie erwarteten, deshalb glaubten sie nur langsam (Joh 10,24-25). Trotzdem verstanden sie seine Ansprüche und waren voller Erwartungen.

Als er nun zwölf Männer öffentlich zu seinen Aposteln bestimmte, sprach die ausgewählte Zahl für sich. Die Apostel repräsentierten ein ganz neues Israel – unter dem Neuen Bund. Zudem war ihre Ernennung, die das religiöse Establishment des offiziellen Judentums unberücksichtigt ließ, eine Gerichtsbotschaft für Israel. Diese zwölf normalen Männer waren nicht zu einer ganz gewöhnlichen Position ausersehen. Sie standen für die Führer der zwölf Stämme und waren der lebende Beweis dafür, dass das Reich, das Jesus gerade aufrichtete, sich von der Vorstellung der meisten Israeliten unterschied.

Lukas 6,13 sagt: »Er erwählte aus ihnen zwölf, die er auch Apostel nannte.« Allein schon der Titel war von Bedeutung. Das griechische Verb *apostello* bedeutet »aussenden«; das Substantiv, *apostolos*, bedeutet »jemand, der ausgesandt ist«. Das deutsche Wort *Apostel* ist eher eine Transliteration des Griechischen als eine Übersetzung. Die Apostel waren »Gesandte«. Und doch waren sie mehr als Boten. Das griechische Wort für »Bote« lautet *angelos*; das englische Wort *angel* und letztlich auch das deutsche Wort *Engel* stammen davon ab. Ein *apostolos* hatte eine größere Bedeutung als ein Kurier oder Herold; *apostolos* beinhaltete den Gedanken an einen Botschafter, Delegierten oder offiziellen Repräsentanten.

Für dieses Wort gibt es eine genaue Entsprechung im Aramäischen: *schaliah*. (Zur Zeit Jesu war die in Israel übliche Sprache, die auch Jesus benutzte, nicht Hebräisch, sondern Aramäisch.) Im ersten Jahrhundert war der *Schaliah* ein offizieller Repräsentant des Sanhedrin, des obersten Gerichts von Israel. Ein *Schaliah* übte die Vollmacht des Sanhedrin aus und sprach mit dessen Autorität. Ihm gebührte die gleiche Achtung wie dem Rat selbst. Allerdings überbrachte er nie seine eigene Botschaft, sondern die, die ihm der Sanhedrin auftrug. Das Amt eines *Schaliah* war bekannt. Er wurde ausgesandt, um rechtliche oder religiöse Streitigkeiten zu schlichten; hierbei handelte er mit der vollen Autorität des ganzen Rates. Einige führende Rabbis hatten ihren *Schaliah* (»Gesandten«), der ihre Botschaft lehrte und sie vollmächtig repräsentierte. Selbst die jüdische Mischna (eine Sammlung mündlicher Überlieferungen, die ursprünglich als Gesetzeskommentar gedacht war) erkannte die Rolle des *Schaliah* an. Sie besagt: »Der Gesandte eines Menschen nimmt die Stelle des Menschen selbst ein.« Somit war dem jüdischen Volk das Wesen dieses Amtes wohl bekannt.

Die Ernennung von Aposteln, wie hier durch Jesus, war also für die Menschen dieses Kulturkreises etwas sehr Vertrautes. Sie waren Jesu Delegierte, seine treuen *Schaliahs*. Sie sprachen mit seiner Vollmacht, überbrachten seine Botschaft und übten seine Autorität aus.

Die Aufgabe

Die vertraute Rolle des *Schaliah* in dieser Kultur bestimmte praktisch die Aufgabe der Apostel. Offensichtlich würde Christus diesen zwölf Männern seine Autorität übertragen und sie mit seiner Botschaft aussenden. Sie sollten ihn als seine offiziellen Delegierten repräsentieren. Nahezu jeder in dieser Gesellschaft verstand sofort das Wesen ihres Amtes. Diese zwölf Männer, von Jesus als Apostel beauftragt, würden mit der gleichen Vollmacht sprechen und handeln wie der, der sie aussandte. »Apostel« war somit ein respektierter und privilegierter Titel.

Markus 3,14 beschreibt dasselbe Ereignis: »Er berief zwölf, damit sie bei ihm seien und damit er sie aussende, zu predigen.« Beachten Sie hier die zwei Schritte des Prozesses. Bevor sie zum Predigen ausgesandt werden konnten, mussten sie zuerst mit Jesus zusammen gewesen sein. Das war von absolut entscheidender Bedeutung. Erst in Lukas 9,1 ruft Jesus die Zwölf zusammen und gibt ihnen »Kraft und Vollmacht über alle Dämonen und zur Heilung von Krankheiten«. Zu diesem Zeitpunkt überträgt er ihnen seine Wunder wirkende Kraft. In Lukas 6 erwählt und beruft er sie und nimmt sie unter seine direkte und persönliche Obhut (»damit sie bei ihm seien«). Mehrere Monate später gibt er ihnen in Lukas 9 die Macht, Wunder zu wirken und Dämonen auszutreiben. Dann erst heißt es: »Und er sandte sie, das Reich Gottes zu predigen.«

Bis zu diesem Zeitpunkt sprach Jesus meistens zu großen Menschenmengen. Mit der Berufung der Zwölf in Lukas 6 konzentrierte sich seine Lehrtätigkeit nun in erster Linie auf diesen vertrauten Kreis. Nach wie vor zog er die Mengen an und belehrte sie, aber sein Schwerpunkt lag nunmehr auf den Jüngern und ihrer Ausbildung.

Beachten Sie hier, wie sich ihr Ausbildungsprogramm auf natürliche Weise entwickelte. Zuerst folgten sie Jesus, hörten seine Predigten zu den Volksmengen und seine Anweisungen an die größere Gruppe von Jüngern. Anscheinend taten sie dies zunächst nur sporadisch und nutzten die Möglichkeiten, die ihnen ihr Lebensalltag ließ. Als Nächstes (wie Matthäus 4 berich-

tet) rief er sie auf, alles zu verlassen und nur ihm nachzufolgen. Nun wählt er zwölf Männer aus der Gruppe seiner ständigen Nachfolger aus (wie Lukas 6 und Matthäus 10 berichten), ernennt sie zu Aposteln und beginnt, seine Energie auf ihre persönliche Ausbildung zu konzentrieren. Später stattet er sie mit Vollmacht und Wunder wirkender Kraft aus. Schließlich sendet er sie aus. Zunächst entsendet er sie zu missionarischen Kurzeinsätzen, von denen sie bald zu ihm zurückkommen. Doch nach seiner Rückkehr zum Vater würden sie immer selbstständig hinausgehen. Vom Beginn ihrer Ausbildung bis zum Eintritt in den vollzeitigen Dienst ist eine beständige Weiterentwicklung erkennbar.

Jetzt sind sie nicht länger nur Jünger, sondern auch Apostel – *Schaliahs*. Sie bekleiden ein wichtiges Amt. In seinem Evangelium benutzt Lukas das Wort »Apostel« sechsmal und in der Apostelgeschichte etwa dreißigmal. In den Evangelien besteht ihre Aufgabe hauptsächlich darin, Israel die Botschaft des Reiches Gottes zu bringen. In der Apostelgeschichte sind sie mit der Gründung der Gemeinde beschäftigt.

Obwohl sie gewöhnliche Männer waren, so war ihre Berufung doch außergewöhnlich. Mit anderen Worten: Die Aufgabe, zu der sie berufen wurden – und nicht irgendetwas in ihnen selbst – war das, was sie so wichtig machte. Bedenken Sie, wie einzigartig ihre Rolle sein würde.

Sie sollten nicht nur die Gemeinde gründen und eine zentrale Führungsrolle in den ersten Wachstumsjahren spielen, sondern auch die Werkzeuge werden, durch die ein Großteil des Neuen Testaments entstehen würde. Gott gab ihnen seine Wahrheit durch göttliche Offenbarung. In Epheser 3,5 macht Paulus sehr deutlich, dass das in früheren Zeitaltern verborgene Geheimnis des Christus »jetzt seinen heiligen Aposteln und Propheten durch den Geist geoffenbart worden ist«. Sie predigten keine menschliche Botschaft, und sie erhielten die Wahrheit durch direkte Offenbarung.

Daher waren sie die Überbringer der wahren Lehre der Gemeinde. Apostelgeschichte 2,42 beschreibt das Leben der frühen Gemeinde so: »Sie verharrten aber in der Lehre der Apostel

und in der Gemeinschaft, im Brechen des Brotes und in den Gebeten.« Vor Abschluss des Neuen Testaments war die Belehrung der Apostel die *einzig*e Quelle der Wahrheit über Christus und die Lehre der Gemeinde. Und ihre Unterweisung wurde mit der gleichen Autorität aufgenommen wie das geschriebene Wort. Tatsächlich ist das Neue Testament nichts anderes als die vom Geist inspirierte, schriftliche Aufzeichnung der apostolischen Belehrung.

Die Apostel wurden also gegeben, um die Gemeinde aufzubauen. Nach Epheser 4,11-12 gab Christus die Apostel »zur Ausrüstung der Heiligen für das Werk des Dienstes, für die Erbauung des Leibes Christi«. Sie waren die christlichen Lehrer und Prediger des Ursprungs. Ihre Lehren, wie das Neue Testament sie wiedergibt, sind der einzige Maßstab, an dem gesunde Lehre gemessen werden kann – auch heute noch.

Zudem waren sie Vorbilder im Bereich der Tugend. Epheser 3,5 nennt sie die »heiligen Apostel«. Sie setzten Maßstäbe für Gottesfurcht und echte Geistlichkeit und wurden zu den ersten nachahmenswerten Vorbildern für Christen. Sie waren charakterstarke und unbescholtene Männer, die die Anforderungen für alle späteren Gemeindeleiter vorgaben.

Zur Bestätigung ihrer Botschaft wurde ihnen eine einzigartige Wunder wirkende Kraft verliehen. Nach Hebräer 2,3-4 ist die Errettung, »nachdem sie ihren Anfang damit genommen hatte, dass sie durch den Herrn verkündet wurde, uns gegenüber von denen bestätigt worden, die es gehört haben, wobei Gott zugleich Zeugnis gab durch Zeichen und Wunder und mancherlei Machttaten und Austeilungen des Heiligen Geistes«. Anders ausgedrückt: Gott bestätigte sein Wort durch das Wunderwirken der Apostel. Das Neue Testament lässt erkennen, dass *nur* die Apostel und die Personen, die eng mit ihnen verbunden waren, Wunder wirkende Macht besaßen. Deshalb bezeichnet 2. Korinther 12,12 solche Wunder als »die Zeichen des Apostels«.

Daraus resultierte, dass die Jünger überaus gesegnet waren und bei den Gläubigen in hohem Ansehen standen. Ihr treues Durchhalten entsprach den Erwartungen, die Jesus an sie hatte. Und seine Verheißung in Bezug auf sie erfüllte sich durch Wachs-

tum und Ausbreitung der Gemeinde. Vielleicht erinnern Sie sich: In Lukas 18,28 sagte Petrus zu Jesus: »Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt.« Anscheinend waren die Jünger darüber besorgt, wie die Dinge liefen und was aus ihnen werden würde. Petrus' Worte waren eigentlich eine Bitte. So, als ob er im Namen der anderen gesagt hätte: »Was wird aus uns?«

Jesus antwortete ihm: »Wahrlich, ich sage euch: Es ist niemand, der Haus oder Frau oder Brüder oder Eltern oder Kinder verlassen hat um des Reiches Gottes willen, der nicht Vielfältiges empfangen wird in dieser Zeit und in dem kommenden Zeitalter ewiges Leben« (V. 29-30). Sie hatten nichts verlassen, was er ihnen nicht mehr als nur zurückgeben würde. Und Gott segnete sie auch wirklich in diesem Leben (obschon wir noch sehen werden, dass die meisten von ihnen den Märtyrertod starben). Gott segnete sie in diesem Leben durch Gründung und Wachstum der Gemeinde. Sie gewannen nicht nur Einfluss, Respekt und Ehre unter dem Volk Gottes, sondern auch unzählige geistliche Kinder und Brüder, als die Gemeinde wuchs und an Gläubigen zunahm. Und auch im zukünftigen Zeitalter werden sie große Ehre empfangen.

Die Ausbildung

Dies alles mag für sie in ferner Zukunft gelegen haben, als Jesus am Morgen seine Jünger versammelte und die Zwölf ernannte. Sie benötigten noch immer Belehrung. All ihre Fehler und menschlichen Schwächen schienen ihr Potenzial zu überschatten. Es blieb nicht mehr viel Zeit. Sie hatten bereits ihre erlernten Berufe hinter sich gelassen – ihre Netze, ihre Felder, ihre Tabellen zur Steuereintreibung. Sie hatten alles aufgegeben, was sie kannten, um sich für eine Aufgabe ausbilden zu lassen, für die sie keine natürliche Begabung besaßen.

Doch als sie ihre Arbeit verließen, waren sie keineswegs beschäftigungslos. Sie wurden vollzeitige Schüler, Lernende – *Jünger*. Die nächsten achtzehn Monate ihres Lebens würden von einer noch intensiveren Ausbildung gekennzeichnet sein – die beste, die jemals erteilt wurde. Christi Vorbild war ihnen stets

vor Augen. Sie konnten seinen Lehren zuhören, ihm Fragen stellen, ihn im Umgang mit Menschen beobachten und jederzeit seine vertraute Gemeinschaft genießen. Er gab ihnen Gelegenheit zum Dienen, unterrichtete sie und sandte sie mit speziellen Aufträgen aus. Liebevoll und geduldig ermutigte, korrigierte und belehrte er sie. Das ist die beste Art, Menschen zu belehren. Es ist mehr als nur die Weitergabe von Informationen; das eigene Leben wird in das Leben eines anderen hineininvestiert.

Allerdings war das kein *einfacher* Prozess. Die Zwölf konnten erstaunlich begriffsstutzig sein. Nicht ohne Grund gehörten sie nicht zur geistigen Elite. Oft sagte Jesus Sätze wie: »Seid auch ihr noch unverständlich? Begreift ihr nicht ...?« (Mt 15,16-17; vgl. 16,9) oder »O ihr Unverständigen und im Herzen zu träge, an alles zu glauben« (Lk 24,25). Bezeichnenderweise deckt die Schrift ihre Fehler nicht zu. Es geht nicht darum, sie als superheilige Koryphäen darzustellen oder über alles Sterbliche zu erheben. Wäre dies das Ziel, so gäbe es keinen Grund, ihre charakterlichen Mängel aufzuzeigen. Doch anstatt die Makel zu beschönigen, scheint die Schrift ihre menschlichen Schwächen besonders hervorzuheben. Das ist eine wichtige Erinnerung daran, dass unser »Glaube nicht auf Menschenweisheit, sondern auf Gottes Kraft beruhe« (1Kor 2,5).

Warum war der Lernprozess für die Apostel so schwierig? Erstens fehlte es ihnen an geistlichem Verständnis. Sie hörten und begriffen nur langsam. Das Neue Testament stellt sie mehrfach als schwerfällig, begriffsstutzig und blind dar. Wie behob Jesus ihren Mangel an geistlichem Verständnis? Indem er sie einfach weiter belehrte. Selbst nach seiner Auferstehung blieb er noch vierzig Tage auf der Erde. Apostelgeschichte 1,3 berichtet, dass er in dieser Zeit »über die Dinge redete, die das Reich Gottes betreffen«. Bis zu seiner Himmelfahrt unterwies er sie fortwährend.

Zweitens erschwerte die fehlende Demut der Jünger ihren Lernprozess. Sie waren mit sich selbst beschäftigt, egozentrisch und stolz und verbrachten viel Zeit mit der Streitfrage, wer von ihnen der Größte sei (Mt 20,20-28; Mk 9,33-37; Lk 9,46). Wie überwand Jesus ihre fehlende Demut? Indem er ihnen ein Vor-

bild in Sachen Demut war. Er wusch ihnen die Füße, diente ihnen und erniedrigte sich selbst – bis zum Tod am Kreuz.

Drittens fehlte es ihnen nicht nur an geistlichem Verständnis und Demut, sondern auch an Glauben. Allein im Matthäus-Evangelium nennt Jesus sie viermal »Kleingläubige« (6,30; 8,26; 14,31; 16,8). In Markus 4,40 fragte er sie: »Habt ihr noch keinen Glauben?« Nach einem monatelangen Intensivtraining – das selbst nach Jesu Auferstehung aus den Toten fortgeführt wurde – schreibt Markus am Ende seines Evangeliums: Er »schalt ihren Unglauben und ihre Herzenshärte« (Mk 16,14). Welches Mittel hatte Jesus gegen ihren mangelnden Glauben zur Verfügung? Er wirkte weitere Wunder. In erster Linie waren die Wunder nicht zum Nutzen der Ungläubigen; um *ihren* Glauben zu stärken, wurden viele seiner Wunder bewusst »vor den Jüngern getan« (Joh 20,30).

Viertens mangelte es ihnen an Hingabe. Während die Mengen ihm zujubelten und die Wunder sich mehrten, waren die Jünger begeistert. Doch als die Soldaten Jesus im Garten festnehmen wollten, verließen sie ihn alle und flohen (Mk 14,50). Ihr Anführer verleugnete Jesus und schwor, er würde diesen Menschen nicht kennen. Wie behob Jesus ihre Neigung zur Abtrünnigkeit? Indem er für sie betete. Johannes 17 berichtet davon, wie Jesus betete, dass sie bis zum Ende treu blieben und der Vater sie in den Himmel bringen würde (V. 11-26).

Fünftens hatten sie keine Kraft. Auf sich allein gestellt, waren sie schwach und hilflos, insbesondere wenn sie mit dem Feind konfrontiert wurden. Manchmal versuchten sie, Dämonen auszutreiben, konnten es aber nicht. Ihr Unglaube machte sie unfähig, die Kraft zu nutzen, die ihnen zur Verfügung stand. Was tat Jesus, um ihre Schwäche zu beheben? Zu Pfingsten sandte er den Heiligen Geist, damit dieser in ihnen wohnte und sie bevollmächtigte. Er verhiess ihnen: »Aber ihr werdet Kraft empfangen, wenn der Heilige Geist auf euch gekommen ist; und ihr werdet meine Zeugen sein, sowohl in Jerusalem als auch in ganz Judäa und Samaria und bis an das Ende der Erde« (Apg 1,8). Diese Verheißung erfüllte sich auf wunderbare Weise.

Bei all ihren Schwächen fragen wir uns vielleicht, warum Jesus nicht einfach andere Männer auswählte. Warum nahm er

Männer ohne Verständnis, Demut, Glauben, Hingabe und Kraft? Ganz einfach: Seine Kraft kommt in Schwachheit zur Vollendung (2Kor 12,9). Wieder sehen wir, wie er das Schwache dieser Welt auserwählt, um das Starke zuschanden zu machen. Niemand, der diese Gruppe unter die Lupe nimmt, kann jemals zu dem Schluss kommen, dass sie alles, was sie taten, durch ihre eigenen angeborenen Fähigkeiten taten. Es gibt für den Einfluss der Apostel keine menschliche Erklärung. Die Ehre gebührt allein Gott.

Apostelgeschichte 4,13 beschreibt, wie das Volk in Jerusalem die Apostel wahrnahm: »Als sie aber die Freimütigkeit des Petrus und Johannes sahen und bemerkten, dass es ungelehrte und ungebildete Leute seien, verwunderten sie sich; und sie erkannten sie, dass sie mit Jesus gewesen waren.« Der griechische Text sagt, die Menschen erkannten, dass sie »*agrammatos ... idiotas*« waren – wörtlich: »des Lesens und Schreibens unkundige Nichtswisser.« Vom weltlichen Standpunkt aus betrachtet, traf dies auch zu. Allerdings war es offensichtlich, dass sie mit Jesus zusammen gewesen waren. Dasselbe sollte man von jedem echten Jünger sagen können. Lukas 6,40 erklärt: »Ein Jünger ist nicht über dem Lehrer; jeder aber, der vollendet ist, wird sein wie sein Lehrer.«

Die relativ kurze Ausbildungszeit der Apostel trug ewige Früchte. Zunächst sah es danach aus, als wäre alles umsonst. In der Nacht, als Jesus verraten wurde, zerstreuten sie sich wie Schafe, deren Hirte geschlagen wurde (Mt 26,31). Auch nach der Auferstehung schienen sie noch ängstlich, voller Reue über ihr Versagen und sich ihrer eigenen Unzulänglichkeit zu einem kraftvollen Dienst nur allzu bewusst zu sein.

Doch nach Jesu Himmelfahrt kam der Heilige Geist, der ihnen Kraft gab und sie zu dem befähigte, wozu Christus sie ausgebildet hatte. Die Apostelgeschichte berichtet, wie die Gemeinde gegründet wurde – der Rest ist Geschichte. Durch die neutestamentlichen Schriften und ihr Zeugnis verändern diese Männer die Welt auch heute noch.

Petrus

Der Apostel mit dem voreiligen Mundwerk

2

Der Herr aber sprach: »Simon, Simon! Siehe, der Satan hat euer begehrt, euch zu sichten wie den Weizen. Ich aber habe für dich gebetet, dass dein Glaube nicht aufhöre. Und wenn du einst zurückgekehrt bist, so stärke deine Brüder!«

Lukas 22,31-32

Im Neuen Testament finden wir vier Auflistungen der zwölf Apostel: Matthäus 10,2-4, Markus 3,16-19, Lukas 6,13-16 und Apostelgeschichte 1,13. Hier die Liste aus dem Lukas-Evangelium: »Und [er] erwählte aus ihnen zwölf, die er auch Apostel nannte: Simon, den er auch Petrus nannte, und Andreas, seinen Bruder, und Jakobus und Johannes und Philippus und Bartholomäus und Matthäus und Thomas und Jakobus, des Alphäus Sohn, und Simon, genannt Eiferer, und Judas, des Jakobus Bruder, und Judas Iskariot, der zum Verräter wurde.«

In allen vier biblischen Auflistungen werden die Zwölf mit Namen genannt; ihre Reihenfolge weist eine bemerkenswerte Ähnlichkeit auf. Petrus wird in allen vier als Erster genannt. Er sticht als Anführer und Sprecher der gesamten Gruppe hervor. Die Zwölf sind in drei Vierergruppen angeordnet. Die erste Gruppe mit Andreas, Jakobus und Johannes wird immer von Petrus angeführt. Der Erste der zweiten Gruppe ist jedes Mal Philippus, dann kommen Bartholomäus, Matthäus und Thomas. An der Spitze der dritten Gruppe steht Jakobus, der Sohn des Alphäus, ihm folgen Simon, der Eiferer, Judas, der Sohn des Jakobus (Markus nennt ihn »Thaddäus« und Matthäus »Lebbäus, mit

dem Beinamen Thaddäus« [Schl2000]) und schließlich Judas Iskariot. (In der Liste in Apostelgeschichte 1 fehlt Judas Iskariot, da er zu diesem Zeitpunkt bereits tot war. In den anderen drei Auflistungen erscheint sein Name immer als letzter, zusammen mit dem Hinweis darauf, dass er zum Verräter wurde.)

Die drei Namen an der Spitze jeder Gruppe scheinen jeweils ihre Anführer gewesen zu sein. Die drei Gruppen tauchen immer in der gleichen Abfolge auf: Petrus' Gruppe ist die erste, dann kommt die von Philippus angeführte Gruppe und schließlich die von Jakobus.

Matthäus 10,2-4	Markus 3,16-19	Lukas 6,14-16	ApG. 1,13
Petrus Andreas Jakobus Johannes	Petrus Jakobus Johannes Andreas	Petrus Andreas Jakobus Johannes	Petrus Johannes Jakobus Andreas
Philippus Bartholomäus Thomas Matthäus	Philippus Bartholomäus Matthäus Thomas	Philippus Bartholomäus Matthäus Thomas	Philippus Thomas Bartholomäus Matthäus
Jakobus (Sohn des Alphäus) Thaddäus Simon Judas Iskariot	Jakobus (Sohn des Alphäus) Thaddäus Simon Judas Iskariot	Jakobus (Sohn des Alphäus) Simon Judas (Bruder des Jakobus) Judas Iskariot	Jakobus (Sohn des Alphäus) Simon Judas (Bruder des Jakobus)

Die Gruppen sind scheinbar in absteigender Reihenfolge aufgeführt, nach dem Grad ihrer Vertrautheit mit Christus. Aller Wahrscheinlichkeit nach bestand die erste Gruppe aus den ersten Jüngern, die Jesus zu sich rief (Joh 1,35-42). Daher waren sie am längsten bei ihm und nahmen eine besondere Vertrauensstellung in seinem inneren Kreis ein. In den entscheidenden Situationen findet man sie häufig in Christi Gegenwart. Aus dieser ersten Gruppe bilden drei (Petrus, Jakobus und Johannes) einen noch engeren Kreis. Sie begleiten Jesus bei bedeutenden Ereignissen.

nissen seines Dienstes, bei denen die anderen Apostel entweder gar nicht anwesend oder zumindest nicht so nah dabei sind. Beispielsweise waren die drei des inneren Kreises zusammen auf dem Berg der Verklärung und im Garten Gethsemane (vgl. Mt 17,1; Mk 5,37; 13,3; 14,33).

Die zweite Gruppe hat ein geringeres Profil, setzt sich aber dennoch aus bedeutenden Persönlichkeiten der Evangelien zusammen. Die dritte Gruppe hat mehr Distanz zu Jesus; die Einzelpersonen werden bei der Beschreibung des Wirkens Jesu kaum genannt. Mehr aus dieser Gruppe wissen wir nur über Judas Iskariot – und dies nur aufgrund seines Verrats am Ende. Obgleich es zwölf Apostel waren, schienen nur drei eine sehr vertraute Beziehung zu Christus gehabt zu haben. Die anderen genossen scheinbar ein etwas weniger vertrautes Verhältnis zu ihm.

Das deutet darauf hin, dass wohl selbst eine relativ kleine Gruppe von zwölf für eine Person zu groß ist, um mit jedem enge Vertrautheit zu pflegen. Jesus hielt drei Personen in seiner unmittelbaren Nähe – Petrus, Jakobus und Johannes. Als nächster kam Andreas, dann die anderen, offenbar in einem abnehmenden Freundschaftsverhältnis. Wenn Christus in seinem vollkommenen Menschsein nicht jedem das gleiche Maß an Zeit und Energie zukommen lassen konnte, sollte keine Führungsperson erwarten, dazu in der Lage zu sein.

Die Zwölf waren eine erstaunlich gemischte Gruppe. Ihre Persönlichkeiten und Interessen deckten das ganze Spektrum ab. Die vier der ersten Gruppe scheinen die Einzigen zu sein, die durch Gemeinsamkeiten miteinander verbunden waren. Die beiden Brüderpaare waren Fischer, stammten aus dem gleichen Umfeld und waren anscheinend schon lange miteinander befreundet. Im Gegensatz dazu war Matthäus ein Zöllner und Einzelgänger, Simon ein Zelot – ein politischer Aktivist – und auf seine Weise ebenso Einzelgänger; die Hintergründe der anderen sind unbekannt. In ihren Persönlichkeiten wiesen sie ebenfalls starke Unterschiede auf. Petrus war voller Eifer, ungestüm, mutig und direkt. Er neigte dazu, seinen Mund zu öffnen, ohne vorher nachzudenken. Ich habe ihn häufig den Apostel mit dem voreiligen Mundwerk genannt. Johannes sprach andererseits nur sehr wenig. In

den ersten zwölf Kapiteln der Apostelgeschichte sind er und Petrus ständige Gefährten, aber von Johannes sind uns überhaupt keine Äußerungen überliefert. Bartholomäus (auch als Nathanael bekannt) war ein echter Gläubiger, der schnell zum Glauben an Christus kam und ihn öffentlich bekannte (vgl. Joh 1,47-50). Bezeichnenderweise ist er in derselben Gruppe wie Thomas (und bildet manchmal ein Team mit ihm); dieser war ein ausgesprochener Skeptiker und Zweifler und wollte alles bewiesen haben.

Auch ihre politischen Hintergründe waren verschieden. Matthäus, der ehemalige Zöllner (manchmal auch Levi genannt), gehörte vor seiner Berufung zu den verachtetsten Menschen in Israel. Er arbeitete für die römische Regierung und zwang sein eigenes Volk zur Abgabe von Steuern. Das eingetriebene Geld diente zur Bezahlung der römischen Besatzungsarmee. Auf der anderen Seite wird der weniger bekanntere der beiden Simons als »der Zelot« bezeichnet (s. Lk 6,15; Apg 1,13). Die Zeloten waren eine politische Partei, die ein extremer Hass auf die römische Herrschaft, die sie zu stürzen suchten, miteinander verband. Viele von ihnen waren gewalttätig. Da sie keine Armee besaßen, griffen sie zu Sabotage und Attentaten, um ihre politischen Ziele durchzusetzen. In Wirklichkeit waren sie Terroristen. Eine Splittergruppe der Zeloten war als *Sikarier* (wörtlich: »Dolchmänner«) bekannt, da sie kleine, gebogene Klingen bei sich trugen. Diese Waffen versteckten sie unter ihren Gewändern und benutzten sie zur Beseitigung politischer Feinde – wie z.B. Zöllner. Auch römische Soldaten bildeten ein bevorzugtes Ziel ihrer Attentate. Normalerweise verübten die *Sikarier* diese Hinrichtungsakte bei öffentlichen Anlässen, um Angst zu verbreiten. Dass Matthäus, ein ehemaliger Zöllner, und Simon, ein früherer Zelot, zur Gemeinschaft der zwölf Apostel gehörten, bezeugt die lebensverändernde Kraft und Gnade Christi.

Interessanterweise wurden die Schlüsselfiguren aus den ersten beiden Apostelgruppen ursprünglich zu Beginn des Wirkens Jesu berufen. Johannes 1,35-42 beschreibt, wie Jesus Johannes und Andreas berief. Noch am selben Tag brachten sie Petrus, Andreas' Bruder, zu ihm. Jakobus, der verbliebene Jünger dieser Gruppe, war der Bruder von Johannes; so besteht kein Zweifel,

dass auch er von Andreas und Johannes zu Christus gebracht wurde. Mit anderen Worten: Die Beziehung der ersten Gruppe zu Jesus bestand seit den Anfängen seines öffentlichen Wirkens.

Gleichermaßen beschreibt Johannes 1,43-55 die Berufung von Philippus und Nathanael (auch als Bartholomäus bekannt). Sie wurden »am folgenden Tag« berufen (V. 43). Somit reicht die Geschichte dieser Gruppe ebenfalls bis zum Anfang des Wirkens Jesu zurück. Es waren Männer, die Jesus gut kannten und ihm lange eng nachfolgten.

Die erste Person der ersten Gruppe – der Mann, der Sprecher und Anführer der Gesamtgruppe wurde – war »Simon, den er auch Petrus nannte« (Lk 6,14).

»Simon, den er auch Petrus nannte«

Simon war ein weit verbreiteter Name. Allein in den Evangelien gibt es mindestens sieben Männer namens Simon. Unter den Zwölfen fanden sich zwei mit diesem Namen (Simon Petrus und Simon, der Zelot). In Matthäus 13,55 werden Jesu Halbbrüder aufgelistet, und einer von ihnen hieß Simon. Auch der Vater von Judas Iskariot wurde Simon genannt (Joh 6,71). In Matthäus 26,6 wird erwähnt, dass Jesus in Betanien zu Gast bei Simon, dem Aussätzigen, war. Ein weiterer Simon, ein Pharisäer, lud Jesus zu einem ähnlichen Gastmahl ein (Lk 7,36-40). Und der Mann, der Jesu Kreuz einen Teil des Weges nach Golgatha tragen musste, war Simon von Kyrene (Mt 27,32).

Der vollständige Geburtsname von unserem Simon lautete Simon, Bar Jona (Mt 16,17), was »Simon, Sohn des Johannes« bedeutete (Joh 21,15-17). Somit hieß Petrus' Vater Johannes (manchmal wird er auch Jonas oder Jona genannt). Das ist alles, was wir über seine Eltern wissen.

Aber der Herr gab ihm einen anderen Namen. Lukas stellt ihn uns so vor: »Simon, den er auch Petrus nannte« (Lk 6,14). Lukas' Wortwahl ist von Bedeutung. Jesus gab ihm nicht einfach einen neuen Namen, um den alten zu ersetzen. Er nannte ihn »auch« Petrus. Dieser Jünger war manchmal als Simon bekannt, ein andermal als Petrus oder Simon Petrus.

»Petrus« war eine Art Spitzname. Er bedeutet »Fels«. (*Petros* ist das griechische Wort für »Felsstück, Stein«.) Das aramäische Äquivalent war *Kephas* (vgl. 1Kor 1,12; 3,22; 9,5; 15,5; Gal 2,9). Johannes 1,42 beschreibt das erste Treffen von Jesus und Simon Petrus: »Jesus blickte ihn an und sprach: Du bist Simon, der Sohn des Johannes; du wirst Kephas heißen – was übersetzt wird: Stein.« Anscheinend waren das Jesu erste Worte an Petrus; von da an war »Fels« sein Spitzname.

Mitunter nannte der Herr ihn auch weiterhin Simon. Dies war dann oftmals ein Zeichen dafür, dass Petrus etwas getan hatte, was Tadel oder Korrektur bedurfte.

Der Spitzname war bezeichnend, und der Herr hatte einen besonderen Grund, ihn zu wählen. Von Natur aus war Simon ungestüm, unbeständig und unzuverlässig. Er neigte zu großen Versprechungen, die er nicht erfüllen konnte. Er gehörte zu jenen Menschen, die sich voll und ganz in etwas hineinzustürzen scheinen, dann aber einen Rückzieher machen, bevor sie es zu Ende gebracht haben. Normalerweise war er der Erste, der sich für etwas begeistern ließ; und nur allzu oft auch der Erste, der wieder aufgab. Als Jesus ihm begegnete, passte auf ihn Jakobus' Beschreibung eines wankelmütigen Mannes, der unbeständig in allen seinen Wegen ist (Jak 1,8). Anscheinend veränderte Jesus Simons Namen, um ihn durch seinen Spitznamen stets daran zu erinnern, wie er sein *sollte*. Von da an war in der Art, wie Jesus ihn nannte, immer eine versteckte Botschaft enthalten. Nannte er ihn Simon, so signalisierte er ihm, dass er entsprechend seiner alten Natur handelte. Wollte er ihn für die richtige Handlungsweise loben, nannte er ihn »Fels«.

Tommy Lasorda, ehemaliger Manager der Los Angeles Dodgers, erzählte einmal die Geschichte von einem jungen, dünnen Werfer, einem Neuling in der B-Mannschaft der »Dodgers«. Der Junge war ein wenig schüchtern, verfügte aber über einen außergewöhnlich kraftvollen und präzisen Wurf. Lasorda war davon überzeugt, dass der junge Werfer das Potenzial zu einem der Allergrößten besaß. Allerdings, sagte Lasorda, musste er bissiger und konkurrenzfähiger werden und seine Schüchternheit verlieren. Deshalb gab Lasorda ihm einen Spitznamen, der für das

exakte Gegenteil seiner Persönlichkeit stand: »Bulldogge«. Und genau das wurde Orel Hershiser mit den Jahren – einer der zähesten Gegner, die je das Spielfeld der ersten Liga betraten. Sein Spitzname erinnerte ihn ständig daran, was er sein *sollte* – und es dauerte nicht lange, bis er seine ganze Haltung verändert hatte.

Dieser junge Mann namens Simon, aus dem Petrus wurde, war stürmisch, impulsiv und übereifrig. Er musste zu einem Fels werden, deshalb nannte Jesus ihn so. Von da an konnte der Herr ihn behutsam schelten oder loben, je nachdem, welchen Namen er benutzte.

Nach Jesu erster Begegnung mit Simon Petrus finden wir zwei verschiedene Zusammenhänge, in denen er immer Simon genannt wird. Der eine ist *säkularer* Natur. Die Schrift spricht von seinem Haus normalerweise als dem »Haus Simons« (Mk 1,29; Lk 4,38; Apg 10,17). Ähnliches gilt in Bezug auf seine Schwiegermutter: »die Schwiegermutter Simons« (Mk 1,30; Lk 4,38). In Lukas 5 ist von ihrem Fischereibetrieb die Rede: »Eins der Boote, das Simon gehörte« (V. 3); Lukas sagt auch, Jakobus und Johannes waren »Gefährten von Simon« (V. 10). In all diesen säkularen Zusammenhängen wird er mit seinem Geburtsnamen Simon genannt. Auf diese Weise wird angedeutet, was zu seinem normalen Leben gehörte – seine Arbeit, sein Zuhause und seine familiären Bindungen. Das waren »Simons« Angelegenheiten.

Der zweite Kontext besteht aus Situationen, in denen Petrus Merkmale seines alten Wesens zeigt und durch Wort, Einstellung oder Tat sündigt. Immer wenn er aus seinem alten Ich heraus handelt, kehren Jesus und die Schreiber der Evangelien zu seinem ursprünglichen Namen Simon zurück. In Lukas 5,5 heißt es beispielsweise: »Und Simon antwortete und sprach zu ihm: Meister, wir haben uns die ganze Nacht hindurch bemüht und nichts gefangen, aber auf dein Wort will ich die Netze hinablassen.« Hier spricht der junge Simon, der Fischer. Er ist skeptisch und widerwillig. Doch als er gehorcht und seine Augen für die wahre Identität Jesu geöffnet sind, benutzt Lukas in Vers 8 seinen neuen Namen: »Als aber Simon Petrus es sah, fiel er zu den Knien Jesu nieder und sprach: Geh von mir hinaus! Denn ich bin ein sündiger Mensch, Herr.«

Wenn er auf sein Versagen in Schlüsselsituationen Bezug nimmt, nennt Jesus ihn Simon. In Lukas 22,31 sagt Jesus seine Verleugnung voraus: »Simon, Simon! Siehe, der Satan hat euer begehrt, euch zu sichten wie den Weizen.« Später im Garten Gethsemane, als Petrus mit Christus wachen und beten sollte, schlief er ein. Markus schreibt: »Und er [Jesus] kommt und findet sie schlafend, und er spricht zu Petrus: Simon, schläfst du? Konntest du nicht eine Stunde wachen? Wacht und betet, damit ihr nicht in Versuchung kommt! Der Geist zwar ist willig, das Fleisch aber schwach« (Mk 14,37-38). Benötigte Petrus Tadel oder Ermahnung, so nannte Jesus ihn Simon. Wahrscheinlich ging das sogar so weit, dass Petrus jedes Mal schauderte, wenn Jesus »Simon« sagte. Er musste gedacht haben: *Bitte, nenne mich Fels!* Und der Herr hätte antworten können: »Ich werde dich Fels nennen, wenn du wie einer handelst.«

Aus den Evangelien wird deutlich, dass der Apostel Johannes Petrus sehr, sehr gut kannte. Sie waren lebenslange Freunde, Geschäftspartner und Nachbarn. Interessanterweise nennt Johannes seinen Freund fünfzehn Mal »Simon Petrus« in seinem Evangelium. Anscheinend konnte Johannes sich nicht entscheiden, welchen Namen er benutzen sollte, da er immer beide Seiten von Petrus sah. So verwendete er einfach beide Namen. In der Anrede seines zweiten Briefes nennt Petrus sich selbst Simon Petrus: »Simon Petrus, Knecht und Apostel Jesu Christi« (2Petr 1,1). Er nahm Jesu Spitznamen und machte ihn zu seinem Nachnamen (vgl. Apg 10,32).

Nach der Auferstehung erteilte Jesus seinen Jüngern die Anweisung, nach Galiläa zurückzukehren, wo er sie treffen wollte (Mt 28,7). Anscheinend wurde der ungeduldige Simon das Warten leid und verkündete, er würde wieder Fischen gehen (Joh 21,3). Wie üblich folgten die anderen Jünger gehorsam ihrem Anführer. Sie stiegen in ein Boot, fischten die ganze Nacht und fingen nichts.

Am folgenden Morgen begegnete Jesus ihnen am Ufer, wo er ihnen schon das Frühstück zubereitet hatte. Die Hauptabsicht dieses Frühstücks schien, Petrus wiederherzustellen (der schwer gesündigt hatte, als er Christus in der Nacht seines Ver-

rats verleugnete). Dreimal sprach Jesus ihn mit Simon an und sagte: »Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich?« Und dreimal bestätigte Petrus seine Liebe.

Das war das letzte Mal, dass Jesus ihn Simon nennen musste. Einige Wochen später wurden Petrus und die anderen Jünger zu Pfingsten mit dem Heiligen Geist erfüllt. Es war Petrus, der Fels, der an diesem Tag aufstand und predigte.

Petrus war genauso wie die meisten Christen – sowohl fleischlich als auch geistlich. Manchmal erlag er den Gewohnheiten des Fleisches; ein anderes Mal handelte er im Geist. Gelegentlich sündigte er, aber zu anderen Zeiten verhielt er sich wie ein Gerechter. Dieser unbeständige Mann – manchmal Simon, ein andermal Petrus – war der Anführer der Zwölf.

»Kommt mir nach, und ich werde euch zu Menschenfischern machen!«

Simon Petrus war Fischer von Beruf. Er und sein Bruder Andreas waren die Erben eines familieneigenen Fischereibetriebs in Kapernaum. Zum Fischfang fuhren sie auf den See von Galiläa hinaus. Zur Zeit Jesu fingen Berufsfischer dort drei Fischarten. Die »zwei Fische«, die in Johannes 6,9 mit der Speisung der Fünftausend in Verbindung stehen, waren *Sardinen*. Sardinen und eine Art Fladenbrot waren die Hauptnahrungsmittel in dieser Region. Eine andere Fischart, bekannt als *Barben* (wegen ihrer fleischigen Bartfäden am Oberlippenrand), ist eine Art Karpfen und hat viele Gräten. Diese Fische können recht groß werden und bis zu 7 kg wiegen. (Wahrscheinlich war der Fisch, den Petrus in Matthäus 17,27 mit einer Münze im Maul fing, eine Barbe. Im See von Galiläa ist es der einzige Fisch, der groß genug war, um eine Münze schlucken und gleichzeitig am Haken gefangen werden zu können.) Die dritte und für den Handel wichtigste Fischart ist der *Buntbarsch* – er schwimmt und frisst in Schwärmen und besitzt eine kammartige Rückenflosse. Buntbarsche von essbarer Größe reichen von 15 bis 45 cm. In den Restaurants am Ufer des Sees von Galiläa werden noch heute gebratene Buntbarsche verkauft; sie sind allgemein als »Petrusfische« bekannt.

Simon und Andreas verbrachten ihre Nächte damit, diese Fische ins Netz zu bekommen. Ursprünglich kamen die Brüder aus einem kleinen Dorf namens Betsaida am Nordufer des Sees (Joh 1,44); allerdings waren sie nach Kapernaum gezogen, einer größeren Stadt in der Nähe (Mk 1,21.29).

Damals war Kapernaum die wichtigste Stadt am Nordufer des Sees von Galiläa. Jesus machte Kapernaum mehrere Monate lang zu seinem Zuhause und zum Ausgangspunkt für seinen Dienst. In Matthäus 11,21-24 spricht er jedoch ein Wehe über Kapernaum und Betsaida aus. Heute sind diese beiden Städte nur noch Ruinen. Die Reste der Synagoge von Kapernaum stehen noch immer. Ganz in der Nähe fanden Archäologen die Ruinen einer alten Kirche. Frühe Überlieferungen, die mindestens ins dritte Jahrhundert zurückdatieren, behaupten, die Kirche wurde an der Stelle errichtet, an der einst Petrus' Haus stand. Tatsächlich haben Archäologen viele Hinweise dafür gefunden, dass Christen im zweiten Jahrhundert diesen Ort in Ehren hielten. Gut möglich, dass Petrus' Haus dort stand. Von dieser Stelle aus ist es nur ein kleines Stück bis zum Seeufer.

Simon Petrus war verheiratet. Das wissen wir, weil Jesus Petrus' Schwiegermutter in Lukas 4,38 heilte. In 1. Korinther 9,5 sagte der Apostel Paulus, dass Petrus seine Frau auf seine Missionsreisen mitnahm. Das könnte darauf hinweisen, dass sie entweder keine Kinder hatten oder diese schon erwachsen waren, als ihn seine Frau begleitete. Allerdings sagt die Schrift nicht ausdrücklich, ob sie Kinder hatten. Petrus war verheiratet – das ist alles, was wir mit Bestimmtheit über sein häusliches Leben sagen können.

Wir wissen, dass Simon Petrus der Anführer der Apostel war – und das nicht nur deshalb, weil sein Name bei jeder Auflistung der Zwölf als Erster genannt wird. Wir haben außerdem die klare Aussage in Matthäus 10,2: »Die Namen der zwölf Apostel aber sind diese: Der erste Simon, der Petrus genannt wird.« Der griechische Ausdruck *protos* wird hier mit dem Wort »erste« übersetzt. Er bezieht sich nicht auf den Ersten in einer Liste, sondern auf den Leiter, den Anführer einer Gruppe. Außerdem wird Petrus' Leiterschaft dadurch deutlich, dass er normalerweise als Sprecher der Gesamtgruppe fungiert. Er steht immer im Vor-

dergrund und übernimmt die Führung. Anscheinend besaß er von Natur aus eine dominante Persönlichkeit, und der Herr gebrauchte sie zum Nutzen der Zwölf.

Und schließlich war es der Herr selbst, der ihn zum Anführer erwählte. Durch Gottes souveränen Plan wurde Petrus zum Leiter geformt und für dieses Amt ausgestattet. Christus selbst formte Petrus und bildete ihn zum Leiter aus. Wenn wir uns Petrus anschauen, dann sehen wir, wie Gott Führungspersonen schafft.

Häufiger als Petrus wird in den Evangelien nur der Name Jesus erwähnt. Niemand spricht so oft wie Petrus oder wird so oft vom Herrn angesprochen. Kein Jünger wird vom Herrn so häufig zurechtgewiesen wie Petrus, und kein Jünger außer ihm wagt es, den Herrn zu tadeln (Mt 16,22). Niemand legte ein mutigeres Bekenntnis für Christus ab und erkannte sein Herrsein deutlicher an; aber auch kein Jünger verleugnete Christus so nachdrücklich und öffentlich wie Petrus. Christus lobte und segnete niemanden so sehr wie Petrus; und dennoch sprach Christus keinen anderen mit »Satan« an als nur ihn. Gegenüber Petrus benutzte der Herr härtere Worte als bei allen anderen.

All dies trug dazu bei, ihn zu der Führungskraft zu machen, die Christus sich wünschte. Gott nahm einen gewöhnlichen Mann mit einer unbeständigen, impulsiven und widerspenstigen Persönlichkeit und formte ihn zu einem felsähnlichen Anführer – zum größten Prediger unter den Aposteln und zur dominantesten Figur in den ersten zwölf Kapiteln der Apostelgeschichte, als die Gemeinde entstand.

In seinem Leben finden wir drei wesentliche Elemente, die eine echte Führungspersönlichkeit ausmachen: das richtige Rohmaterial, die richtigen Lebenserfahrungen und die richtigen Charaktereigenschaften. Im Folgenden möchte ich genauer aufzeigen, was ich damit meine.

Das Rohmaterial, das einen echten Leiter ausmacht

Seit Urzeiten wird darüber diskutiert, ob ein echter Leiter geboren oder gemacht wird. Petrus liefert ein starkes Argument für

die Überzeugung, dass Führungspersonen mit gewissen angeborenen Eigenschaften ausgestattet sind, aber dennoch zu wirklichen Führern geformt werden müssen.

Von Beginn an besaß Petrus in seiner Persönlichkeit die gottgegebenen Voraussetzungen zur Leiterschaft. Er war aus dem richtigen Rohmaterial. Natürlich war es der Herr, der ihn auf diese Weise im Mutterleib gebildet hatte (vgl. Ps 139,13-16).

In Simon Petrus' natürlicher Veranlagung gab es ein paar offensichtliche Grundzüge, die für seine Leitungsqualitäten von entscheidender Bedeutung waren. Im Großen und Ganzen sind es keine Merkmale, die allein durch eine Ausbildung entwickelt werden können – sie waren bereits in seinem Wesen angelegt.

Das erste Merkmal ist *Wissbegier*. Hält man nach einem Leiter Ausschau, dann sucht man sich am besten eine Person, die viele Fragen stellt. Menschen, die nicht wissbegierig sind, geben einfach keine guten Führungspersonen ab. Neugier ist für Leiterschaft äußerst wichtig. Menschen, die mit ihrem Unwissen zufrieden sind, qualifizieren sich nicht für Führungspositionen. Sie wollen die Dinge nicht tiefer gehend verstehen oder analysieren und lieber weiter mit ungelösten Problemen leben. Leiter brauchen eine unstillbare Wissbegier. Sie müssen Menschen sein, die nach Antworten hungern. Wissen ist Macht. Wer die Information besitzt, geht voran. Wenn Sie also einen Leiter finden wollen, dann suchen Sie jemanden, der die richtigen Fragen stellt und aufrichtig nach Antworten sucht.

Diese Art Wissbegier zeigt sich normalerweise schon in frühester Kindheit. Viele von uns kennen Kinder, die eine Frage nach der anderen stellen – sie ermüden Eltern und andere Erwachsene ununterbrochen mit harten Brocken. (Einige unter uns können sich noch erinnern, selbst ein solches Kind gewesen zu sein!) Das ist der Stoff, aus dem Führungspersonen gemacht sind. Menschen, die in ihrem unstillbaren Enthusiasmus Dinge wissen und verstehen wollen, zeigen die besten Voraussetzungen dafür, Probleme lösen zu können.

In den Evangelien stellt Petrus mehr Fragen als alle anderen Apostel zusammen. Meistens war er derjenige, der den Herrn bat, seine schwer verständlichen Gleichnisse zu erklären (Mt

15,15; Lk 12,41). Petrus fragte, wie oft er vergeben sollte (Mt 18,21) und welchen Lohn die Jünger empfangen würden, da sie alles verlassen hatten, um Jesus nachzufolgen (Mt 19,27). Er erkundigte sich nach dem verdorrten Feigenbaum (Mk 11,21) und stellte dem auferstandenen Herrn Fragen (Joh 21,20-22). Er wollte immer mehr wissen, um die Dinge besser verstehen zu können. Diese Art Wissbegier ist ein grundlegendes Kennzeichen eines wahren Leiters.

Ein weiteres erforderliches Merkmal ist *Initiative*. Für die Leiterschaft muss ein Mensch Tatendrang, Ehrgeiz und Energie besitzen. Eine echte Führungsperson muss Dinge in Bewegung bringen. Er macht immer den Anfang. Petrus stellte nicht nur Fragen, sondern war normalerweise auch der Erste, der die Fragen von Christus beantwortete. Oft stürzte er sich in etwas hinein, wo sich sonst niemand herangewagt hätte.

Einmal fragte Jesus seine Jünger: »Was sagen die Menschen, wer der Sohn des Menschen ist?« (Mt 16,13). Im Volk kursierten mehrere Meinungen darüber. »Sie aber sagten: Einige: Johannes der Täufer; andere aber: Elia; und andere wieder: Jeremia oder einer der Propheten« (V. 14). Anschließend fragte Jesus die Jünger: »Ihr aber, was sagt *ihr*, wer ich bin?« (V. 15, Hervorhebung hinzugefügt). Hier meldete sich Petrus vor allen anderen zu Wort: »Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes« (V. 16). Die anderen Jünger zögern noch mit ihrer Antwort – so wie Schulkinder, die sich fürchten, etwas Falsches zu sagen. Petrus war mutig und entschlossen. Das ist ein entscheidendes Merkmal für alle großen Führungspersönlichkeiten. Manchmal musste er einen Rückzieher machen oder zurechtgewiesen werden. Doch die Tatsache, dass er die Gelegenheiten beim Schopf packte, zeichnete ihn als Menschen mit natürlichen Führungsqualitäten aus.

Die drei synoptischen Evangelien berichten übereinstimmend, dass im Garten Gethsemane eine »große Menge mit Schwertern und Stöcken« gewesen sei, als die römischen Soldaten von der Festung Antonia Jesus festnehmen wollten (Mt 26,47; Mk 14,43; Lk 22,47.52). Eine typische römische Kohorte bestand aus sechshundert Soldaten; aller Wahrscheinlichkeit nach befanden sich

in dieser Nacht Hunderte von kampfbereiten römischen Soldaten im Garten oder nicht weit davon entfernt. Ohne Zögern zog Petrus sein Schwert und erhob es gegen Malchus, den Diener des Hohenpriesters. (Der Hohepriester und seine persönlichen Mitarbeiter gingen der Menge voran, weil er der Würdenträger war, der die Festnahme angeordnet hatte.) Zweifellos hatte Petrus vor, dem Mann den Kopf abzuschlagen – doch er war ein Fischer, kein Soldat. Malchus wich aus, so dass nur sein Ohr abgeschlagen wurde. Jesus »rührte sein Ohr an und heilte ihn« (Lk 22,51). Anschließend wandte er sich an Petrus: »Stecke dein Schwert wieder an seinen Ort! Denn alle, die das Schwert nehmen, werden durchs Schwert umkommen« (Mt 26,52). (Dadurch bestätigte er die Todesstrafe als ein göttliches Gesetz.)

Stellen Sie sich die Situation einmal vor. Dort war eine ganze Abordnung römischer Soldaten, die möglicherweise aus Hunderten von Männern bestand. Was hatte Petrus eigentlich vor? Wollte er sie alle enthaupten – einen nach dem anderen? In seinem ungestümen Tatendrang hatte Petrus gelegentlich die Realität nicht mehr vor Augen.

Trotz seiner forschenden Art besaß Petrus die Grundvoraussetzungen für eine Führungsperson. Es ist besser, mit einem solchen Mann zu arbeiten, als mit jemandem, der ständig passiv und zögerlich ist. Genauso, wie es ja auch wesentlich leichter ist, einen Fanatiker zu mäßigen, als einen Toten aufzuwecken. Manche Menschen müssen zu allem gezwungen werden. Nicht so Petrus. Er wollte immer vorwärts gehen. Das, was er nicht kannte oder begriff, wollte er wissen und verstehen. Er war der Erste, der Fragen stellte und der Erste, der Fragen beantworten wollte. Er war ein Mann, der immer die Initiative ergriff, den Augenblick nutzte und losstürmte. Das ist der Stoff, aus dem Führungspersönlichkeiten sind.

Bedenken Sie, dass diese Merkmale nur das Rohmaterial sind, aus dem Leiter gemacht werden. Petrus musste ausgebildet und geformt werden und heranreifen. Doch für die Aufgabe, die Jesus ihm gegeben hatte, brauchte er Mut, um zu Pfingsten aufzustehen und das Evangelium vor der Jerusalemer Bevölkerung zu predigen, die erst kurz zuvor ihren Messias getötet hatte. Aber

Petrus war genau der Richtige, der zu einer solch mutigen Aufgabe ausgebildet werden konnte.

Ein drittes Merkmal für einen echten Leiter heißt *Engagement*. Echte Führungskräfte befinden sich immer mitten im Geschehen. Sie sitzen nicht im Hintergrund und sagen allen anderen, was sie zu tun haben, während sie ein angenehmes Leben führen und sich aus dem Kampf heraushalten. Sie sind immer von einer Staubwolke umhüllt. Genau aus diesem Grund folgen ihnen die Leute. Niemand wird Menschen *folgen*, die sich auf Distanz halten. Ein echter Leiter muss den Weg zeigen. Er geht seinen Nachfolgern im Kampf voran.

Eines Nachts kam Jesus seinen Jüngern auf dem See von Galiläa entgegen; inmitten eines gewaltigen Sturms wandelte er auf dem Wasser. Welcher Jünger sprang aus dem Boot? Petrus. *Dort ist der Herr*, muss er gedacht haben. *Ich bin hier; ich muss dahin, wo was los ist*. Die anderen Jünger fragten sich, ob sie ein Gespenst sahen (Mt 14,26). Aber Petrus sagte: »Herr, wenn du es bist, so befiehl mir, auf dem Wasser zu dir zu kommen!« Jesus antwortete ihm: »Komm!« (V. 28-29). Bevor es jemand merkte, war Petrus auch schon aus dem Boot gestiegen und ging auf dem Wasser. Die restlichen Jünger klammerten sich noch ans Boot, um im Sturm nicht über Bord zu fallen. Doch Petrus war ausgestiegen, ohne darüber einen weiteren Gedanken zu verlieren. Das ist Engagement – *ernsthaftes* Engagement. Erst nachdem er das Boot verlassen hatte und ein paar Schritte gegangen war, dachte Petrus über die Gefahr nach und begann zu sinken.

Häufig wird Petrus' fehlender Glaube in dieser Situation erwähnt. Doch wir sollten auch seinen Glauben anerkennen, der ihn überhaupt veranlasste, aus dem Boot zu steigen. Bevor wir Petrus für die Schwäche tadeln, die ihn fast das Leben kostete, sollten wir uns daran erinnern, wo er sich befand, als er zu sinken begann.

Ähnliches gilt für seine Verleugnung Christi: Er und ein anderer Jünger (wahrscheinlich sein lebenslanger Freund Johannes) waren die Einzigen, die Jesus bis zum Haus des Hohenpriesters folgten, um zu sehen, was mit ihm geschehen würde (Joh 18,15). Und im Hof des Hauses war Petrus Jesus so nah, dass dieser sich

umdrehen und ihm in die Augen schauen konnte, als der Hahn krächte (Lk 22,61). Nachdem die anderen Jünger Christus längst verlassen hatten und um ihr Leben geflohen waren, befand sich Petrus nahezu allein in einer solch großen Versuchung. Trotz seiner Furcht und Schwäche konnte er Christus nicht ganz verlassen. Das ist ein Kennzeichen einer echten Führungsperson. Als nahezu jeder andere abgesprungen war, versuchte er, dem Herrn so nahe wie möglich zu sein. Er gehörte nicht zu den Anführern, die ihren Truppen aus der Ferne Nachrichten zukommen lassen. Er wollte sich persönlich engagieren, daher wurde er immer im Zentrum des Geschehens gefunden.

Das war der Stoff, aus dem Petrus gemacht war: eine unstillbare Wissbegierde, die Bereitschaft zur Initiative und der Drang zum persönlichen Engagement. Nun lag es am Herrn, ihn auszubilden und zu formen, denn ein solches Rohmaterial kann ausgesprochen gefährlich sein, wenn es nicht unter der Kontrolle des Herrn steht.

Lebenserfahrungen, die einen echten Leiter formen

Wie macht der Herr aus einem solchen Rohmaterial eine Führungspersönlichkeit? Zunächst ließ er Petrus die Lebenserfahrungen durchmachen, die ihn zu einem Leiter nach seinen Vorstellungen formen würden. In diesem Sinn werden Führungskräfte gemacht und nicht geboren.

Erfahrung kann ein strenger Lehrmeister sein. Im Fall von Petrus war das Auf und Ab seiner Erfahrungen dramatisch und oftmals unangenehm. Sein Leben zeichnete sich durch einen gewundenen Zickzack-Kurs aus. Der Herr führte ihn durch drei Prüfungsjahre und schwierige Lebenserfahrungen, die jede wahre Führungspersönlichkeit durchmachen muss.

Warum tat Jesus das? Bereitete es ihm Freude, Petrus zu quälen? Nicht im Geringsten. Diese Erfahrungen – auch die harten – waren allesamt notwendig, um Petrus zu dem Mann zu machen, der er werden musste.

Vor kurzem habe ich die Ergebnisse einer Studie über junge Amokläufer an amerikanischen Schulen gelesen. Dabei stellte

sich als gemeinsamer Nenner Folgendes heraus: Um ihre Verhaltensprobleme unter Kontrolle zu halten, wurde nahezu allen Ritalin oder ein anderes Antidepressivum verschrieben. Anstatt für falsche Einstellungen und schlechtes Benehmen bestraft zu werden, erhielten sie Beruhigungsmittel. Anstatt sie zu Benehmen und Selbstbeherrschung anzuleiten, verordnen Kinderpsychologen Betäubungsmittel, die ihr widerspenstiges Verhalten nur kurzfristig unterbinden. Die trotzigsten, aufsässigen Einstellungen, die die Wurzel des Problems sind, werden weder angesprochen noch behandelt. Schon in der Kindheit wurden diese Jugendlichen auf künstliche Weise vor den Konsequenzen ihrer Rebellion geschützt. Ihnen wurden die Lebenserfahrungen genommen, die ihren Charakter anders hätten formen können.

Der Apostel Petrus lernte viel durch harte Erfahrungen. Beispielsweise lernte er, dass auf unsere größten Siege oftmals zerschmetternde Niederlagen und tiefe Demütigungen folgen. Kurz nachdem Christus ihn für sein wunderbares Bekenntnis gelobt hatte (»Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes« – Mt 16,16), musste Petrus den strengsten Tadel ertragen, den je ein Jünger im Neuen Testament bekam. In einem Augenblick nannte Christus ihn glückselig und verlieh ihm die Schlüssel des Reiches der Himmel (V. 17-19). Und schon bei nächster Gelegenheit bezeichnet er ihn als Satan und sagt: »Geh hinter mich!« (V. 23) – anders ausgedrückt: »Steh mir nicht im Weg!«

Diese Begebenheit ereignete sich kurz nach Petrus' triumphalen Bekenntnis. Jesus kündigte den Jüngern an, er werde nach Jerusalem gehen, wo er den Hohenpriestern und Schriftgelehrten überliefert und getötet werden würde. Als er das hörte, »nahm Petrus ihn beiseite und fing an, ihn zu tadeln, indem er sagte: Gott behüte dich, Herr! Dies wird dir keinesfalls widerfahren« (Mt 16,22). Seine Gedanken sind durchaus verständlich. Allerdings entspringen sie einer menschlichen Sichtweise. Er kannte Gottes Plan nicht. Ohne es zu wissen, versuchte er, Christus von seinem irdischen Auftrag abzubringen. Wie üblich redete er, wenn er hätte zuhören sollen. Solche ernstesten Worte wie zu Petrus sprach Jesus zu keiner anderen Einzelperson: »Er aber wandte sich um und sprach zu Petrus: Geh hinter mich, Sa-

tan! Du bist mir ein Ärgernis, denn du sinnst nicht auf das, was Gottes, sondern auf das, was der Menschen ist« (V. 23).

Gerade noch hatte Petrus erfahren, dass Gott ihm Wahrheit enthüllen und seine Worte leiten würde, wenn er sich dieser Wahrheit unterstellt. Er war nicht von einer menschlichen Botschaft abhängig, vielmehr wurde ihm die Botschaft, die er aussprach, von Gott eingegeben (V. 17). Ihm sollten auch die Schlüssel des Himmelreichs gegeben werden – dies bedeutete, dass sein Leben und seine Botschaft vielen den Zugang ins Reich Gottes eröffnen würde (V. 19).

Doch durch den schmerzhaften Tadel des Herrn lernte er jetzt auch, dass er für den Teufel angreifbar war. Der Teufel konnte seinen Mund ebenso gebrauchen wie der Herr. Sollte Petrus die Absichten der Menschen verfolgen und nicht die Dinge Gottes und seinen Willen, so könnte er zu einem Werkzeug des Feindes werden.

Später, in der Nacht, als Jesus festgenommen wurde, war Petrus wieder ein Opfer Satans geworden. Dieses Mal lernte er auf die harte Weise, dass er ein schwacher Mensch war und sich nicht auf sich selbst verlassen konnte. All seine prahlerischen Versprechen und ernsthaften Vorsätze verhinderten nicht seinen Fall. Nachdem er vor allen erklärt hatte, Christus *niemals* zu verleugnen, tat er es dennoch und untermauerte seine Verleugnung mit leidenschaftlichen Flüchen. Satan sichtete ihn wie den Weizen. Auf diese Weise lernte Petrus, wie viel Spreu und wie wenig Substanz in ihm war und wie wachsam und vorsichtig er sein musste, dass er sich nur auf die Kraft des Herrn verlässt.

Zur selben Zeit lernte er, dass der Herr ihn in jedem Fall gebrauchen, stützen und bewahren wollte – trotz seiner Neigung zur Sünde und seiner geistlichen Schwachpunkte.

All das wurde ihm durch die Erfahrung beigebracht. Manchmal war sie bitter, schmerzhaft und demütigend; ein andermal ermutigend, erhebend und absolut herrlich – so wie der Blick auf die göttliche Herrlichkeit Christi auf dem Berg der Verklärung. In beiden Fällen machte Petrus das Beste aus seinen Erfahrungen und zog aus ihnen Lehren, die ihn zu einer großen Führungspersönlichkeit werden ließen.

Charaktereigenschaften, die eine wirkliche Führungskraft auszeichnen

Neben dem richtigen Rohmaterial und den richtigen Lebenserfahrungen ist der richtige Charakter das dritte Element in der Ausbildung zu einer Führungskraft. Natürlich ist der Charakter für die Leiterschaft von absolut entscheidender Bedeutung. Amerikas gegenwärtiger Moralverfall ist in direkter Weise mit der Tatsache verbunden, dass wir zu viele Führungskräfte gewählt, ernannt und eingestellt haben, denen es an Charakter mangelt. In den letzten Jahren haben einige behauptet, Charakter wäre in Führungspositionen nicht wirklich von Bedeutung. Was ein Mann in seinem Privatleben tut, sollte angeblich nicht ausschlaggebend sein, ob er sich für eine öffentliche Führungsrolle eignet. Diese Ansicht steht im Gegensatz zur biblischen Lehre. In der Leiterschaft ist Charakter sehr wohl von Bedeutung.

Charakter ist sogar etwas, das Leiterschaft ermöglicht. Man kann Menschen, denen es an Charakter mangelt, einfach nicht achten oder ihnen vertrauen. Und einem Mann, dem man keinen Respekt entgegenbringt, wird man nicht folgen. Zeit und Wahrheit gehen miteinander Hand in Hand. Letzten Endes enttäuschen charakterlose Leiter ihre Gefolgsleute und verlieren ihr Vertrauen. Der einzige Grund für die Popularität solcher Leute ist, dass sie anderen charakterlosen Menschen ein besseres Gefühl vermitteln. Doch *wirkliche* Führungspersönlichkeiten sind sie nicht.

Dauerhafte Leiterschaft basiert auf Charakterqualitäten. Charakter führt zu Achtung, Achtung zu Vertrauen, und Vertrauen motiviert zur Gefolgschaft.

Selbst im rein menschlichen Bereich erkennen die meisten Menschen an, dass wahre Leiterschaft mit Charaktereigenschaften wie Integrität, Vertrauenswürdigkeit, Ehrbarkeit, Uneigennützigkeit, Bescheidenheit, Selbstdisziplin, Selbstbeherrschung und Mut verbunden ist. Solche Tugenden spiegeln das Bild Gottes im Menschen wider. Auch wenn das Bild Gottes in der gefallenen Menschheit äußerst verzerrt ist, so ist es doch nicht gänzlich ausgelöscht. Deshalb erkennen selbst Ungläubige an, dass

diese Eigenschaften wünschenswerte Tugenden und wichtige Voraussetzungen für Führungspositionen sind.

Christus selbst ist der Inbegriff einer wahren Führungspersönlichkeit. In ihm sind alle Charaktereigenschaften einer Führungskraft vollendet. Er ist die Verkörperung aller wahrsten, reinsten, höchsten und edelsten Führungsqualitäten.

Das höchste Ziel *geistlicher* Leiterschaft ist, Menschen zur Christus-Ähnlichkeit zu führen. Aus diesem Grund muss auch der Leiter einen christus-ähnlichen Charakter aufweisen. Deshalb ist der Maßstab für Gemeindeführer auch so hoch angesetzt. Der Apostel Paulus fasste die Haltung eines wahren Leiters so zusammen: »Seid meine Nachahmer, wie auch ich Christi Nachahmer bin!« (1Kor 11,1).

Dieses Wort hätte von Petrus stammen können. Sein Charakter wurde nach dem Vorbild Christi geformt. Er besaß das Rohmaterial eines Führers – das war wichtig. Seine Lebenserfahrungen trugen dazu bei, seine natürlichen Führungsqualitäten zu schleifen und zu formen – auch das war unerlässlich. Doch der Hauptschlüssel zu allem ist der Charakter – die unverzichtbare Grundlage, mit der wahre Leiterschaft immer steht oder fällt. Die Charaktereigenschaften, die Petrus in der vertrauten Beziehung zu Christus entwickelte, machten ihn zu einer großen Führungspersönlichkeit.

J.R. Miller schrieb: »Das Einzige, was mit den Trauergästen vom Grab zurückkehrt und sich weigert, beerdigt zu werden, ist der Charakter eines Menschen. Das, was ein Mensch ist, überlebt ihn. Es kann niemals begraben werden.«¹ Das ist ein wahres Wort, aber noch viel wichtiger als das, was die Menschen nach unserem Tod von uns denken, ist die Wirkung, die wir zu Lebzeiten erzielen.

Welche Charaktereigenschaften eines geistlichen Leiters wurden im Leben von Petrus entwickelt? Zum einen *Unterordnung*. Auf den ersten Blick mag das eine ungewöhnliche Eigenschaft für einen Leiter sein. Schließlich trägt er die Verantwortung und erwartet von anderen, dass sie sich ihm unterordnen. Doch eine wahre Führungspersönlichkeit verlangt nicht nur Unterordnung, sondern ist auch ein Beispiel dafür, indem er sich dem

Herrn und den Autoritäten über ihm unterstellt. Alle Handlungen eines echten geistlichen Führers sollten durch Unterordnung unter jede rechtmäßige Autorität gekennzeichnet sein – insbesondere unter Gott und sein Wort.

Führungspersonen neigen zu Selbstvertrauen und Engagement. Sie sind von Natur aus dominant. Auch Petrus zeigte diese Tendenz. Er sprach und handelte schnell. Wie wir gesehen haben, war er ein Mann, der Initiative ergriff. Das bedeutet, dass er immer jede Situation kontrollieren wollte. Um diese Schiefelage bei Petrus ins Gleichgewicht zu bringen, brachte der Herr ihm Unterordnung bei.

Dies tat er auf eine ziemlich außergewöhnliche Art und Weise. Ein klassisches Beispiel dafür finden wir in Matthäus 17. Nach einigem Reisedienst kehrte er mit den Zwölfen nach Kapernaum zurück. In der Stadt waren Steuereintreiber, um von jedem Einwohner ab zwanzig Jahren die jährlichen Doppeldrachmen (halber Schekel) einzukassieren. Diese Steuer war nicht für Rom bestimmt, sondern zum Unterhalt des Tempels. In 2. Mose 30,11-16 wird sie vorgeschrieben (vgl. 2Chr 24,9). Die Steuer entsprach dem Lohn für zwei Tage und war somit keine kleine Summe.

Matthäus schreibt: »Die Einnehmer der Doppeldrachmen traten zu Petrus und sprachen: Zahlt euer Lehrer nicht die Doppeldrachmen?« (Mt 17,24). Petrus versicherte ihnen, dass Jesus seine Steuern zahlte.

Aber diese spezielle Steuer stellte anscheinend ein Problem für Petrus dar. War Jesus, der Mensch gewordene Sohn Gottes, moralisch verpflichtet, wie ein Mensch den Unterhalt des Tempels finanziell zu unterstützen? Die Söhne irdischer Könige bezahlen keine Steuern im Königreich ihrer Väter, warum also Jesus? Jesus kannte die Gedanken von Petrus, deshalb »kam Jesus ihm zuvor und sprach: Was meinst du, Simon? Von wem erheben die Könige der Erde Zoll oder Steuer, von ihren Söhnen oder von den Fremden?« (V. 25).

»Von den Fremden«, antwortete Petrus. Von ihren eigenen Kindern verlangen Könige keine Steuern.

»Demnach sind die Söhne frei« (V. 26), zog Jesus die logische Schlussfolgerung für Petrus. Anders gesagt: Jesus besaß die ab-

solute Autorität des Himmels und hätte die Tempelsteuer nicht entrichten müssen.

Doch hätte er sich geweigert, so wäre dies eine falsche Botschaft in Bezug auf *irdische* Autoritäten gewesen. So war es besser, sich zu fügen, die Steuer zu zahlen und eine Situation zu vermeiden, die die meisten nicht verstanden hätten. Obwohl Jesus zur Abgabe der Tempelsteuer genau genommen nicht *verpflichtet* war, sagte er: »Damit wir ihnen aber kein Ärgernis geben, geh an den See, wirf eine Angel aus und nimm den ersten Fisch, der heraufkommt, öffne sein Maul, und du wirst einen Stater finden; den nimm und gib ihnen für mich und dich!« (V. 27).

Die Münze im Maul des Fisches war ein Stater – ein einziges Münzstück im Wert von einem Schekel oder vier Drachmen. Diese Summe war für beide genau ausreichend. Somit sorgte Jesus auch für Petrus' Steuerabgabe.

Es ist faszinierend, dass dieses Wunder seine absolute *Souveränität* bewies und dennoch gleichzeitig ein Beispiel für menschliche *Unterordnung* lieferte. Auf übernatürliche Weise ließ Jesus einen Fisch mit einer Münze im Maul den Köder von Petrus schlucken. Wenn Jesus eine solche Autorität über die Natur hatte, besaß er sie gewiss auch hinsichtlich der Tempelsteuer. Und trotzdem brachte er Petrus durch sein Beispiel bei, wie man sich freiwillig unterordnet.

Unterordnung ist eine unverzichtbare Charaktereigenschaft für Führungspersonen. Wenn sie Menschen Unterordnung lehren, müssen sie selbst ein gutes Beispiel dafür abgeben. Und manchmal muss sich ein Leiter unterordnen, obwohl es sehr gute Gründe *dagegen* zu geben scheint.

Petrus hatte das gelernt. Einige Jahre später schrieb er in 1. Petrus 2,13-18:

Ordnet euch aller menschlichen Einrichtung unter um des Herrn willen: sei es dem König als Oberherrn oder den Statthaltern als denen, die von ihm gesandt werden zur Bestrafung der Übeltäter, aber zum Lob derer, die Gutes tun! Denn so ist es der Wille Gottes, dass ihr durch Gutestun die Unwissenheit der unverständigen Menschen zum Schweigen bringt:

als Freie und nicht als solche, die die Freiheit als Deckmantel der Bosheit haben, sondern als Sklaven Gottes. Erweist allen Ehre; liebt die Bruderschaft; fürchtet Gott; ehrt den König! Ihr Haussklaven, ordnet euch in aller Furcht den Herren unter, nicht allein den guten und milden, sondern auch den verkehrten!

Genau diese Lektion lernte Petrus von Christus: In gewissem Sinn bist du frei, aber benutze deine Freiheit nicht als Deckmantel der Bosheit. Betrachte dich vielmehr als Diener des Herrn. Du bist ein Bürger des Himmels, und die Erde ist nur eine Zwischenstation, aber *um des Herrn willen* unterstelle dich jeder menschlichen Einrichtung. Vor allem bist du ein Bürger im Reich Christi und auf dieser Erde lediglich ein Fremder und Pilger. Um Anstoß zu vermeiden, sollst du den irdischen Herrscher und alle Menschen ehren. Das ist Gottes Wille, und wenn du dich unterordnest, wirst du die Unwissenheit der ungläubigen Menschen zum Schweigen bringen.

Der Verfasser dieses Briefes war derselbe Mann, der in jungen Jahren dem hohenpriesterlichen Diener das Ohr abschlug. Es war derselbe Mann, der ein Problem damit hatte, dass Jesus Steuern zahlte. Doch er *lernte*, sich unterzuordnen – keine einfache Lektion für einen geborenen Leiter. Besonders Petrus neigte dazu, dominant, energisch und ungestüm zu sein und sich gegen den Gedanken an Unterordnung zu sträuben. Aber Jesus lehrte ihn, sich bereitwillig unterzuordnen, auch dann, wenn er der Meinung war, einen guten Grund dagegen zu haben.

Eine zweite Charaktereigenschaft, die Petrus lernte, war *Beherrschung*. Die meisten Menschen mit natürlichen Führungsqualitäten stechen in Bezug auf Beherrschung nicht besonders hervor. Selbstbeherrschung, Disziplin, Mäßigung und Zurückhaltung erhält jemand, der anderen vorangeht, nicht automatisch. Deshalb haben so viele Führungspersonen auch Probleme mit Zorn und unkontrollierter Leidenschaft. So wurden Seminare zum Umgang mit Zorn zur neuesten Masche unter Generaldirektoren und anderen Menschen in gehobenen Führungspositionen in der amerikanischen Geschäftswelt. Zorn ist

unter Menschen in solchen Spitzenpositionen ein häufiges und ernsthaftes Problem.

Petrus zeigte ähnliche Tendenzen. Hitzköpfigkeit geht normalerweise mit einer aktiven, entschlossenen und anpackenden Persönlichkeit, die ihn zunächst zum Anführer machte, Hand in Hand. Ein solcher Mensch wird schnell ungeduldig mit Menschen, denen es an Vision fehlt oder weniger leisten als erwartet. Menschen, die dem Erfolg im Weg stehen, regen ihn leicht auf. Um ein guter Leiter zu sein, muss er Beherrschung lernen.

Der Herr zügelte mehr oder weniger Petrus' Worte und brachte ihm Beherrschung bei. Das ist einer der Hauptgründe, weshalb Petrus so häufig zurechtgewiesen wurde, wenn er in Wort und Tat zu schnell vortrat. *Immer wieder* brachte der Herr ihm bei, sich zu beherrschen.

Die Szene im Garten, als Petrus Malchus zu enthaupten versuchte, ist ein klassisches Beispiel für seine fehlende Beherrschung. Obgleich von Hunderten von römischen Soldaten umgeben, die bis an die Zähne bewaffnet waren, zog Petrus gedankenlos sein Schwert und war bereit, es mit der Menge aufzunehmen. Sein Glück, dass Malchus nur sein Ohr einbüßte und Jesus es sofort heilte. Wie wir gesehen haben, tadelte Jesus ihn ernstlich.

Diese Zurechtweisung muss für Petrus besonders schwer gewesen sein, da er sie vor vielen Feinden erteilt bekam. Aber er lernte viel aus den Ereignissen dieser Nacht. Später schrieb er: »Denn auch Christus hat für euch gelitten und euch ein Beispiel hinterlassen, damit ihr seinen Fußspuren nachfolgt: der keine Sünde getan hat, auch ist kein Trug in seinem Mund gefunden worden, der, geschmäht, nicht wieder schmähte, leidend, nicht drohte, sondern sich dem übergab, der gerecht richtet« (1Pet 2,21).

Wie sehr unterschied sich das doch von dem jungen Mann, der sein Schwert ergriff und sich einen Weg durch seine Gegner bahnen wollte! Petrus hatte Beherrschung gelernt.

Darüber hinaus musste er *Demut* lernen. Leiter werden oft von der Sünde des Stolzes versucht. In der Tat neigen Führungspersonen leicht zu der Sünde, sich für besser zu halten, als sie

sind. Wenn Menschen ihrer Leitung folgen, sie beständig loben, zu ihnen aufschauen und sie bewundern, beflügelt das nur allzu leicht ihren Stolz.

Wir sehen, dass Petrus eine Menge Selbstvertrauen besaß. So beeilte er sich beispielsweise, alle Fragen zu beantworten. Auch zeugen die meisten seiner Taten davon – z.B. als er aus dem Boot ausstieg und auf dem Wasser ging. Auf schlimmste und katastrophalste Weise wurde es deutlich, als Jesus voraussagte, dass die Jünger ihn im Stich lassen würden.

Er sagte: »Ihr werdet euch alle in dieser Nacht an mir ärgern; denn es steht geschrieben: ›Ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe der Herde werden zerstreut werden.« (Mt 26,31).

Aber Petrus war der festen Überzeugung: »Wenn sich alle an dir ärgern werden, ich werde mich *niemals* ärgern« (V. 33; Hervorhebung hinzugefügt). Weiter sagte er: »Herr, mit dir bin ich bereit, auch ins Gefängnis und in den Tod zu gehen« (Lk 22,33).

Wie üblich lag Petrus falsch, und Jesus hatte Recht. Petrus verleugnete Christus nicht nur einmal, sondern mehrfach, so wie es Jesus ihm vorhergesagt hatte. Petrus' Scham und Schande wurden durch die Tatsache, dass er sich seiner Standhaftigkeit so gerühmt hatte, noch vergrößert.

All das nutzte der Herr, um Petrus demütig zu machen. Und in seinem ersten Brief schrieb Petrus: »Umkleidet euch mit Demut im Umgang miteinander! Denn ›Gott widersteht den Hochmütigen, den Demütigen aber gibt er Gnade«. Demütigt euch nun unter die mächtige Hand Gottes, damit er euch erhöhe zur rechten Zeit« (1Petr 5,5-6). Insbesondere Gemeindeleitern sagte er: »Hütet die Herde Gottes ... nicht als die, die über ihren Bereich herrschen, sondern indem ihr Vorbilder der Herde werdet!« (V. 2-3). Demut wurde zu einer der Tugenden, die Petrus' Leben, Botschaft und Führungsstil kennzeichneten.

Außerdem lernte Petrus *Liebe*. Alle Jünger lernten nur langsam, dass echte geistliche Leiterschaft aus liebevollem Dienst an anderen besteht. Ein wahrer Leiter dient, anstatt sich dienen zu lassen.

Für viele Führungspersönlichkeiten ist das eine schwere Lektion. Sie neigen dazu, Menschen als Mittel zum Zweck zu betrach-

ten. Für gewöhnlich konzentrieren sich Leiter auf die Aufgabe und nicht auf Menschen. Deshalb benutzen sie oft Menschen oder übergehen sie, um ihre Ziele zu erreichen. Petrus und die anderen Jünger mussten lernen, dass Leiterschaft in einem liebevollen Dienst an anderen verwurzelt ist. Der wahre Leiter liebt die Menschen, die er führt, und dient ihnen.

Jesus sagte: »Wenn jemand der Erste sein will, soll er der Letzte von allen und aller Diener sein« (Mk 9,35). Der Herr selbst gab den Jüngern stets ein Beispiel für diese liebevolle, dienende Leiterschaft. Nirgendwo wird dies deutlicher als im Obersaal in der Nacht seines Verrats.

Jesus und die Jünger trafen sich anlässlich des Passahmahls in einem angemieteten Raum in Jerusalem. Das Passah war ein ausgedehntes, feierliches Mahl, das mindestens vier bis fünf Stunden dauerte. Für gewöhnlich lagerte man sich um einen niedrigen Tisch, anstatt aufrecht auf Stühlen zu sitzen. Das bedeutete, dass der Kopf des einen neben den Füßen des anderen lag. Natürlich waren die Straßen entweder schlammig oder staubig und die Füße somit permanent dreckig. Betrat man ein Haus zum Gastmahl, war es daher Brauch, dass ein Knecht die Füße der Gäste wusch. Das war nahezu die niedrigste und unwünschenswerteste Aufgabe. Für jeden Gastgeber wäre es jedoch eine Schande gewesen, nicht für die Fußwaschung seiner Gäste zu sorgen (vgl. Lk 7,44).

In dieser Passahnacht stand in dem angemieteten Raum anscheinend kein Diener zur Verfügung, um die Füße zu waschen. Offenbar hätten die Jünger den Verstoß gegen die Etikette lieber in Kauf genommen, als eine so niedrige Aufgabe selbst zu übernehmen. So scharten sie sich um den Tisch und wollten das Mahl ohne vorherige Fußwaschung beginnen. Doch Jesus steht »von dem Abendessen auf und legt die Oberkleider ab; und er nahm ein leinenes Tuch und umgürtete sich. Dann gießt er Wasser in das Waschbecken und fing an, die Füße der Jünger zu waschen und mit dem leinenen Tuch abzutrocknen, mit dem er umgürtet war« (Joh 13,4-5).²

Jesus, den sie zu Recht Herr nannten, übernahm die Rolle eines niedrigen Sklaven und wusch die schmutzigen Füße seiner

Jünger. Laut Lukas stritten sich die Jünger gerade darüber, wer von ihnen der Größte sei (Lk 22,24). Sie wollten erhöht und nicht erniedrigt werden. So tat Jesus, was keiner von ihnen getan hätte. Er erteilte ihnen eine Lektion über die Demut wahrer Liebe.

Die meisten von ihnen saßen wahrscheinlich schweigend da. Aber als der Herr zu Simon Petrus kam, »spricht der zu ihm: Herr, du wäschst meine Füße?« (Joh 13,6). Mit anderen Worten sagte er: »*Was machst du da eigentlich?*« Hier finden wir wieder den dreisten, unverfrorenen Petrus, der redet, ohne vorher nachgedacht zu haben. Er geht sogar so weit und sagt: »Du sollst nie und nimmer meine Füße waschen!« (V. 8).

Petrus war Meister in solchen absoluten Behauptungen: »Wenn sich alle an dir ärgern werden, ich werde mich *niemals* ärgern« (Mt 26,33). »Du sollst *nie und nimmer* meine Füße waschen!« Im Leben von Petrus gibt es keine Zwischentöne; alles ist entweder schwarz oder weiß.

Jesus antwortete ihm: »Wenn ich dich nicht wasche, so hast du kein Teil mit mir« (Joh 13,8). Natürlich sprach Jesus von der Notwendigkeit *geistlicher* Reinigung. Offensichtlich war es nicht die eigentliche Fußwaschung, die die Jünger für die Gemeinschaft mit Christus passend machte. Jesus sprach von Reinigung von der Sünde. Diese geistliche Realität sollte durch den demütigen Akt der Fußwaschung symbolisiert werden. (Dass er von *geistlicher* Reinigung sprach, zeigt sich in Vers 10, wo er sagte: »Ihr seid rein, aber nicht alle.« Er hatte ihnen gerade die Füße gewaschen, so dass sie äußerlich alle rein waren. Aber in Vers 11 schreibt der Apostel Johannes: »Denn er kannte den, der ihn überlieferte; darum sagte er: Ihr seid nicht alle rein.« Das lässt erkennen, dass Judas in geistlicher Hinsicht nicht rein war.)

Die Reaktion von Petrus ist typisch für seine ungezügelter Rückhaltlosigkeit: »Herr, nicht meine Füße allein, sondern auch die Hände und das Haupt!« (V. 9). Auch hier gab es für Petrus keinen Mittelweg. Es war immer alles oder nichts. Darauf versicherte Jesus ihm, dass er bereits »ganz rein« sei. (Der Herr sprach noch immer von geistlichen Dingen wie Vergebung und Reinigung von Sünde.) Jetzt benötigte Petrus nicht mehr als eine Fußwaschung.

Mit anderen Worten: Als Gläubiger war Petrus bereits vollkommen gerechtfertigt. Er benötigte nicht mehr die allumfassende Begnadigung, um die ein Mensch den Richter des Universums bittet. Sein ewiges Schicksal stand bereits fest. Diese Art Reinigung und Vergebung hatte er schon bekommen. Jetzt kam Petrus zu Gott als sein Kind, das die väterliche Gnade und Vergebung für seine Missetaten sucht. Diese Art Reinigung brauchte Petrus. Es ist dieselbe Art von Vergebung, um die alle Gläubigen bitten müssen (Lk 11,4). Hier vergleicht Jesus die tägliche Vergebung mit der Fußwaschung.

Diese Wahrheiten wurden in der Fußwaschung der Jünger symbolhaft dargestellt. Aber die zentrale Lektion handelte von der Liebe, die wir einander erweisen sollten. Jesu Beispiel war ein vollendeter Akt des liebevollen und demütigen Dienens.

Nachdem Judas gegangen war, sagte Jesus zu den übrigen Jüngern: »Ein neues Gebot gebe ich euch, dass ihr einander liebt, damit, wie ich euch geliebt habe, auch ihr einander liebt. Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe untereinander habt« (Joh 13,34-35). Wie hatte er sie geliebt? Er hatte ihre Füße gewaschen. Während sie sich darüber stritten, wer der Größte sei, hatte er ihnen gezeigt, wie ein liebevoller, demütiger Dienst am anderen aussieht.

Für die meisten Führungspersönlichkeiten ist es schwer, sich zu beugen und die Füße derer zu waschen, die sie als untergeordnete Personen betrachten. Aber Jesus gab dieses Beispiel für Leiterschaft und erwartete von seinen Jüngern, dass sie ihm folgten. Er erzählte ihnen, dass es ein Merkmal für einen wahren Jünger sei, einander in dieser Weise Liebe zu erweisen.

Hatte Petrus gelernt, andere zu lieben? Mit Sicherheit! Liebe wurde zu einem Kennzeichen seiner Lehren. In 1. Petrus 4,8 schrieb er: »Vor allen Dingen aber habt untereinander eine anhaltende Liebe! Denn die Liebe bedeckt eine Menge von Sünden.« Das griechische Wort, das in diesem Vers mit »anhaltend« übersetzt ist, lautet *ektenes* – wörtlich bedeutet es: »bis zum Maximum ausgestreckt.« Petrus drängt uns, bis an die Grenzen unserer Möglichkeiten zu lieben. Diese Liebe hat nichts mit Gefühlen zu tun. Sie meint nicht unseren Umgang mit Menschen,

die von Natur aus liebenswert sind. Es ist eine Liebe, die Versagen und Schwächen anderer zudeckt und ausgleicht: »Die Liebe bedeckt eine Menge von Sünden.« Eine solche Liebe wäscht die schmutzigen Füße des Bruders. Petrus hatte diese Lektion von Christus gelernt.

Eine weitere wichtige Charaktereigenschaft, die Petrus erlernen musste, war *Mitgefühl*. Der Herr sagte Petrus voraus, dass er ihn verleugnen würde: »Der Satan hat euer begehrt, euch zu sichten wie den Weizen« (Lk 22,31). Spreu und Weizen wurden normalerweise dadurch voneinander getrennt, dass man sie schüttelte und in die Luft warf. Die Spreu wurde vom Wind weggetragen, und der Weizen fiel zu Boden und wurde somit gereinigt.

Wir hätten vielleicht erwartet, dass Jesus Petrus versicherte: »Ich werde dem Teufel nicht erlauben, dich zu sichten.« Aber das tat er nicht. Im Grunde ließ er Petrus wissen, dass er Satan die Genehmigung dazu gab. Er würde dem Teufel erlauben, Petrus zu versuchen (so wie Gott es bei Hiob tat). Im Wesentlichen sagte er: »Ich erlaube dem Satan, die Grundlagen deines Lebens zu erschüttern. Dann wird er dich in den Wind werfen, bis nichts mehr übrig ist außer deinem Glauben.« Jesus sicherte Petrus zu, dass sein Glaube diese Tortur überstehen würde. »Ich aber habe für dich gebetet« sagte Jesus zu ihm, »dass dein Glaube nicht aufhöre. Und wenn du einst zurückgekehrt bist, so stärke deine Brüder!« (V. 32).

Anschließend meinte Petrus überheblich, er würde nicht versagen. Trotz seiner Beteuerung verleugnete er Jesus noch bevor die Nacht vorbei war – und seine ganze Welt wurde ernstlich erschüttert. Sein Ego war am Boden zerstört. Sein Selbstvertrauen brach in sich zusammen. Sein Stolz bröckelte. Aber sein Glaube nahm keinen Schaden.

Wozu das alles? Jesus rüstete Petrus aus, damit er die Brüder stärken konnte. Menschen mit natürlichen Führungsqualitäten fehlt es häufig an Mitgefühl: Sie sind schlechte Tröster und werden schnell ungeduldig mit anderen. In ihrer Zielstrebigkeit lassen sie sich nicht lange aufhalten, um sich um verletzte Menschen zu kümmern. Durch sein eigenes Leid musste Petrus

Mitgefühl lernen, so dass er danach andere in ihrer Not stärken konnte.

Für den Rest seines Lebens würde Petrus Mitgefühl benötigen, um anderen in ihren Schwierigkeiten beistehen zu können. Nachdem er vom Teufel gesichtet wurde, war Petrus gut gerüstet, mit den Schwächen anderer mitzufühlen. Er konnte kaum anders, als mit denen mitzufühlen, die der Versuchung nachgaben oder in Sünde fielen. Auch er war an diesem Punkt gewesen. Und durch diese Erfahrung lernte er, mitfühlend, gutherzig, freundlich und gütig zu sein und andere zu trösten, die durch Sünde und persönliches Versagen verletzt wurden.

In 1. Petrus 5,8-10 schrieb er: »Seid nüchtern, wacht! Euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlingen kann. Dem widersteht standhaft durch den Glauben, da ihr wisst, dass dieselben Leiden sich an eurer Bruderschaft in der Welt vollziehen! Der Gott aller Gnade aber, der euch berufen hat zu seiner ewigen Herrlichkeit in Christus, er selbst wird euch, die ihr eine kurze Zeit gelitten habt, vollkommen machen, stärken, kräftigen, gründen.«

Petrus kannte menschliche Schwächen und verstand sie gut. Auch er war einst am Boden gewesen. Seine eigene Schwäche wurde ihm zum Fallstrick. Aber der Herr hatte ihn vollkommen gemacht, gestärkt, gekräftigt und gegründet. Wie üblich schrieb er auch diese Verse aus eigener Erfahrung. Er lehrte nicht irgendwelche theoretischen Grundsätze.

Die letzte Eigenschaft, die Petrus lernen musste, war *Mut*. Nicht den impulsiven, überstürzten und falschen »Mut«, der ihn veranlasste, mit seinem Schwert auf Malchus loszugehen, sondern die reife, feste und unerschrockene Bereitschaft, für Christus zu leiden.

Das Reich der Finsternis steht dem Reich des Lichts entgegen. Lügen stehen gegen die Wahrheit. Satan steht gegen Gott. Und Dämonen stehen gegen die heiligen Absichten Christi. Deshalb würde Petrus überall auf Schwierigkeiten stoßen. Christus sagte zu ihm: »Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Als du jünger warst, gürtetest du dich selbst und gingst, wohin du wolltest; wenn du aber alt geworden bist, wirst du deine Hände ausstrecken, und

ein anderer wird dich gürtен und hinbringen, wohin du nicht willst« (Joh 21,18).

Was bedeutete das? Der Apostel Johannes gibt uns eine klare Antwort: »Dies aber sagte er, um anzudeuten, mit welchem Tod er [Petrus] Gott verherrlichen sollte« (V. 19).

Für Petrus würde der Preis der Evangeliumsverkündigung der Tod sein – auf Verfolgung, Bedrängnis, Schwierigkeiten und Leiden würde letztendlich der Märtyrertod folgen. Um durchzuhalten, brauchte Petrus felsenfesten Mut.

Als er zu Pfingsten predigte, wurde erkennbar, wie sich wirklicher Mut im Herzen von Petrus regte, als er vom Heiligen Geist erfüllt und bevollmächtigt wurde. Davor hatte er immer wieder unbeständigen Mut aufblitzen lassen. So zog er impulsiv sein Schwert vor einer großen Schar von bewaffneten Soldaten, verleugnete Jesus aber Stunden später, als er von einer Magd erkannt wurde. Wie alles in seinem Leben wurde auch sein Mut durch Instabilität beeinträchtigt.

Nach Pfingsten sehen wir allerdings einen anderen Petrus. Apostelgeschichte 4 beschreibt, wie Petrus und Johannes vor den Sanhedrin gebracht werden, das oberste jüdische Gericht. Ihnen wurde ernsthaft geboten, »sich überhaupt nicht in dem Namen Jesu zu äußern noch zu lehren« (V. 18).

Mutig erwiderten Petrus und Johannes: »Ob es vor Gott Recht ist, auf euch mehr zu hören als auf Gott, urteilt ihr! Denn es ist uns unmöglich, von dem, was wir gesehen und gehört haben, nicht zu reden« (V. 19-20). Da sie weiter predigten, wurden sie kurz darauf erneut vor den Sanhedrin gebracht. Und sie sagten ihnen das Gleiche: »Man muss Gott mehr gehorchen als Menschen« (Apg 5,29). Das Erfülltsein mit dem Heiligen Geist und das Wissen, dass Christus aus den Toten auferstanden war, gab Petrus einen unerschütterlichen, felsenfesten Mut.

Der erste Petrusbrief gibt uns einen Hinweis, warum er mit einem solchen Mut erfüllt war. Er schreibt an Christen, die durch Verfolgung im ganzen römischen Reich zerstreut waren:

Gepriesen sei der Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus, der nach seiner großen Barmherzigkeit uns wiedergebo-

ren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi aus den Toten zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbteil, das in den Himmeln aufbewahrt ist für euch, die ihr in der Kraft Gottes durch Glauben bewahrt werdet zur Rettung, die bereit steht, in der letzten Zeit geoffenbart zu werden. Darin jubelt ihr, die ihr jetzt eine kleine Zeit, wenn es nötig ist, in mancherlei Versuchungen betrübt worden seid, damit die Bewährung eures Glaubens viel kostbarer befunden wird als die des vergänglichen Goldes, das durch Feuer erprobt wird, zu Lob und Herrlichkeit und Ehre in der Offenbarung Jesu Christi. (1Petr 1,3-7)

In Christus war er sicher, das war ihm bewusst. Er hatte den auferstandenen Herrn gesehen und wusste daher, dass Christus den Tod besiegt hatte. Ihm war klar, dass alle irdischen Prüfungen vorübergehen würden. Auch wenn sie oftmals schmerzhaft und immer unangenehm sind, so sind sie doch nichts – verglichen mit der Hoffnung auf die ewige Herrlichkeit (vgl. Röm 8,18). Echter Glaube – so wusste er – war unendlich wertvoller als alle vergänglichen irdischen Reichtümer, da sein Glaube zum Lob und zur Ehre Christi bei dessen Erscheinen beitragen würde. Diese Hoffnung gab Petrus einen solchen Mut.

Während Petrus all diese Lektionen lernte und sein Charakter verändert wurde – er sich also zu dem Mann entwickelte, den Christus haben wollte –, wurde aus einem Simon allmählich ein Fels. Vom Beispiel Christi lernte er Unterordnung, Beherrschung, Demut, Liebe, Mitgefühl und Mut. Und weil der Heilige Geist in seinem Herzen wirkte, wurde er zu einer großen Führungspersönlichkeit.

Er predigte zu Pfingsten – und dreitausend Menschen wurden errettet (Apg 2,14-41). Er und Johannes heilten einen lahmen Mann (Apg 3,1-10). Er besaß eine solche Kraft, dass Menschen in seinem Schatten geheilt wurden (Apg 5,15-16). Er weckte Dorkas von den Toten auf (Apg 9,36-42). Er stellte den Heiden das Evangelium vor (Apg 10). Und er schrieb den ersten und zweiten Petrusbrief, in denen er genau jene Charakterlektionen hervorhebt, die der Herr ihm erteilt hatte.

Was für ein Mann war aus Petrus geworden! War er vollkommen? Nein. In Galater 2 beschreibt der Apostel Paulus eine Begebenheit, in der Petrus wie ein Heuchler handelt. Für einen kurzen Augenblick sehen wir den alten Simon aufblitzen. Petrus aß mit den Nationen und hatte mit ihnen als echten Brüdern in Christus Gemeinschaft – bis einige falsche Lehrer auftauchten. Diese Irrlehrer bestanden darauf, dass die Heiden nicht errettet und als Brüder behandelt werden könnten, ehe sie sich nicht beschneiden ließen und dem alttestamentlichen Zeremonialgesetz folgten. Von diesen falschen Lehrern eingeschüchtert, zog sich Petrus von den Brüdern aus den Nationen zurück (Gal 2,12). In Vers 13 heißt es, dass die anderen seinem Vorbild folgten, weil er ihr Anführer war. Deshalb schrieb der Apostel Paulus: »Ich widerstand ihm ins Angesicht, weil er durch sein Verhalten verurteilt war« (V. 11). Paulus tadelte Petrus vor allen (V. 14).

Es muss Petrus jedoch zugute gehalten werden, dass er auf Paulus' Korrektur reagierte. Und als der Irrtum der Judaisten schließlich auf dem Jerusalemer Konzil der Gemeindeleiter und Apostel zur Sprache kam, war Petrus der Erste, der das Evangelium der Gnade Gottes verteidigte (Apg 15,7-14). Er verteidigte den Dienst des Apostels Paulus. Die ganze Begebenheit zeigt, wie belehrbar und demütig Simon Petrus blieb, und wie empfänglich er dafür war, sich vom Heiligen Geist überführen und korrigieren zu lassen.

Wie endete das Leben von Petrus? Wir wissen, dass ihm Jesus gesagt hatte, er würde als Märtyrer sterben (Joh 21,18-19). Aber die Schrift dokumentiert Petrus' Tod nicht. Alle Aufzeichnungen der frühen Kirchengeschichte deuten jedoch an, dass Petrus gekreuzigt wurde. Eusebius zitiert das Zeugnis von Klemens von Alexandria, der berichtete, dass Petrus der Kreuzigung seiner eigenen Frau zusehen musste, bevor er selbst gekreuzigt wurde. Als er sah, wie sie zur Hinrichtung geführt wurde, so Klemens, rief Petrus ihr zu: »Denke an den Herrn.« Als Petrus an der Reihe war, bat er, mit dem Kopf nach unten gekreuzigt zu werden, da er sich nicht für wert hielt, genauso wie sein Herr zu sterben. Auf diese Weise wurde er dann ans Kreuz genagelt.³

Das Leben von Petrus könnte mit den abschließenden Worten seines zweiten Briefes zusammengefasst werden: »Wachset aber in der Gnade und Erkenntnis unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus!« (2Petr 3,18). Genau das tat Simon Petrus und wurde daher zum Fels – zum großen Anführer der frühen Gemeinde.

Andreas

Der Apostel der kleinen Dinge

3

Andreas, der Bruder des Simon Petrus, war einer von den zweien, die es von Johannes gehört hatten und ihm nachgefolgt waren. Dieser findet zuerst seinen eigenen Bruder Simon und spricht zu ihm: »Wir haben den Messias gefunden« – was übersetzt ist: Christus. Und er führte ihn zu Jesus.

Johannes 1,40-42

Von den vier Jüngern aus der Führungsgruppe wissen wir über Petrus' Bruder Andreas am wenigsten. Obwohl er zu diesen vier Jüngern gehörte, befand sich Andreas meistens im Hintergrund. Bei vielen wichtigen Ereignissen, die Petrus, Jakobus und Johannes mit Christus erlebten, war er nicht dabei (Mt 17,1; Mk 5,37; 14,33). Bei anderen Gelegenheiten gehörte er jedoch zum inneren Kreis (vgl. Mk 1,29; 13,3). Es steht außer Frage, dass er eine besonders enge Beziehung zu Christus hatte, da er häufig andere Menschen mit dem Herrn persönlich bekannt machte.

Andreas war der erste berufene Jünger (Joh 1,35-40). Wie wir gleich sehen werden, stellte er Christus seinen dominanteren Bruder Petrus vor (V. 41-42). Sein Eifer in der Nachfolge Christi, verbunden mit dem Anliegen, andere zu ihm zu führen, ist sehr bezeichnend für Andreas' Charakter.

Petrus und Andreas stammten ursprünglich aus dem Dorf Betsaida (Joh 1,44). Bisher konnten Archäologen die genaue Lage von Betsaida noch nicht bestimmen, aber aus der neutestamentlichen Beschreibung wird deutlich, dass es in Nordgaliläa

lag. Irgendwann zogen die beiden Brüder in die größere Stadt Kapernaum in der Nähe ihres Heimatorts. In Kapernaum besaßen Petrus und Andreas ein gemeinsames Haus (Mk 1,29) und einen Fischereibetrieb. Kapernaum war ein besonders günstiger Standort, da es am Nordufer des Sees von Galiläa lag (das für großen Fischreichtum bekannt war). Zudem kreuzten sich bei dieser Stadt wichtige Handelsrouten.

Wahrscheinlich waren Petrus und Andreas lebenslange Gefährten der anderen beiden Fischer aus Kapernaum – dem Brüderpaar Jakobus und Johannes, den Söhnen des Zebedäus. Noch bevor sie Jesus trafen, teilten diese Vier anscheinend gemeinsame geistliche Interessen. Offenbar ließen sie ihre Arbeit ruhen, suchten Johannes den Täufer in der Wüste auf und wurden seine Jünger. Dort begegneten sie Christus zum ersten Mal. Und als sie zum Fischen zurückgingen (noch bevor Jesus sie zur vollzeitigen Jüngerschaft berief), blieben sie als Partner zusammen. So bildeten sie auf natürliche Weise eine geschlossene Einheit innerhalb der Zwölf. In vieler Hinsicht schienen diese Vier unzertrennlich gewesen zu sein.

Offenbar *wollten* alle vier Männer Leiter werden. Als Gruppe übten sie eine Art gemeinsame Leiterschaft über die anderen Jünger aus. Wir haben bereits gesehen, dass Petrus zweifelsfrei aus dieser Gruppe herausragte und normalerweise der Sprecher der Zwölf war – ob sie es nun mochten oder nicht. Dennoch wird deutlich, dass alle vier Jünger des inneren Kreises nach der Führungsposition strebten. Daher rührte die gelegentlich beschämende Streitfrage, wer der Größte unter ihnen sei.

Ihr Eifer für die Leiterschaft – durch den viele Konflikte in der Gruppe hervorgerufen wurden – war letzten Endes besonders wichtig, als diese Männer als Apostel in der frühen Gemeinde getrennte Wege gingen. Jesus bildete sie zur Leiterschaft aus, und am Ende bekleideten sie alle wichtige Führungsrollen in der frühen Gemeinde. Aus diesem Grund vergleicht sie die Schrift mit der Grundlage der Gemeinde, »wobei Christus Jesus selbst Eckstein ist« (Eph 2,20).

Allerdings fiel Andreas von den vier Jüngern im inneren Kreis am wenigsten auf. Die Schrift berichtet uns nicht viel über ihn.

Man kann geradezu an den Fingern abzählen, wie oft er in den Evangelien erwähnt wird. (Außer in der allgemeinen Auflistung der zwölf Jünger wird er im Neuen Testament neunmal erwähnt, und meistens wird auch an diesen Stellen lediglich sein Name genannt.)

Andreas führte ein Leben im Schatten seines bekannteren Bruders. An vielen Stellen wird sein Name mit dem Zusatz versehen, dass er Petrus' Bruder war, gerade so, als hätte ihn dies zu etwas Besonderem gemacht.

Wenn ein Bruder den anderen in einem solchen Ausmaß in den Schatten stellt, finden wir normalerweise Groll, starke geschwisterliche Rivalität oder sogar Entfremdung vor. Doch bei Andreas ist nicht zu erkennen, dass er Petrus dessen Vorherrschaft missgönnte. Zur Erinnerung: Andreas brachte Petrus zu Christus. Er tat es sofort und ohne Zögern. Natürlich war sich Andreas bewusst, dass Petrus zu Dominanz neigte. Er muss sich völlig darüber im Klaren gewesen sein, dass Petrus, sobald dieser zu den Jüngern gehörte, das Ruder an sich reißen und Andreas nur noch zweitrangig sein würde. Dennoch machte Andreas seinen älteren Bruder mit Christus bekannt. Allein diese Tatsache sagt viel über seinen Charakter aus.

Nahezu alles, was uns die Schrift über Andreas mitteilt, zeigt sein Herz für einen wirkungsvollen Dienst im Hintergrund. Er wollte nicht im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen. Er zeigte keine Missgunst gegenüber denen im Mittelpunkt. Offensichtlich war er mit dem zufrieden, was er mit seinen Gaben und seiner Berufung ausrichten konnte. Gott hatte ihn beschenkt, und er gönnte den anderen ihren Segen.

Von allen Jüngern im inneren Kreis schien Andreas am wenigsten streitsüchtig und am rücksichtsvollsten zu sein. Wie wir schon wissen, neigte Petrus zu Impulsivität; gedankenlos stürmte er voran und sagte die falschen Dinge zur falschen Zeit. Oftmals war er dreist, ungeschickt, voreilig und ungestüm. Jakobus und Johannes trugen aufgrund ihrer Neigung zur Leichtsinnigkeit den Beinamen »Söhne des Donners.« Offenbar lösten sie viele Diskussionen darüber aus, wer von ihnen der Größte sei. Von Andreas lesen wir nichts dergleichen. Wann immer er

sich zu Wort meldet – was in der Schrift selten genug vorkommt –, sagt er das Richtige. Dasselbe gilt für sein Handeln ohne die anderen Jünger. Die Schrift berichtet nichts Unehrenhaftes über seine Taten.

In manchen Situationen machte Andreas sicherlich die gleichen Fehler wie die anderen, wenn er Petrus' Führung folgte oder zusammen mit der Gesamtgruppe handelte. Doch immer wenn sein Name ausdrücklich erwähnt wird und er als Einzelperson spricht oder handelt, lobt die Schrift ihn. Er war ein wirkungsvoller Leiter, auch wenn er nicht im Rampenlicht stand.

Obwohl Andreas und Petrus Brüder waren, hatten sie völlig verschiedene Führungsstile. Doch genauso wie Petrus für seine Berufung vollkommen geeignet war, entsprach auch Andreas seiner Berufung perfekt. Andreas mag sogar ein *besseres* Vorbild für viele Gemeindeleiter sein als Petrus, da die meisten in dieser Position genauso wie Andreas eher in relativer Unbekanntheit arbeiten – im Gegensatz zu Petrus.

Andreas bedeutet »männlich«. Das war anscheinend eine passende Bezeichnung. Natürlich verlangte seine Arbeit als Fischer ein hohes Maß an körperlicher Kraft. Doch Andreas besaß auch andere männliche Kennzeichen. Er war mutig, entschlossen und besonnen. Nichts an ihm ist schwach oder weichlich. Er wurde von einer tiefen Leidenschaft für die Wahrheit angetrieben, und für diesen Zweck war er gewillt, sich extremen Entbehnungen auszusetzen.

Als Jesus ihm zum ersten Mal begegnete, war Andreas bereits ein gottesfürchtiger Mann und gehörte zu den Jüngern von Johannes dem Täufer. Dieser war bekannt für sein rauhes Erscheinungsbild und seine spartanische Lebensweise. Die Schrift sagt über ihn: »Er aber, Johannes, hatte seine Kleidung von Kamelhaaren und einen ledernen Gürtel um seine Lenden; seine Speise aber waren Heuschrecken und wilder Honig« (Mt 3,4). Er lebte und diente in der Wüste, abgeschnitten von allen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Stadtlebens. Als Jünger von Johannes dem Täufer konnte man deshalb nur schwerlich ein weicher Typ sein.

Das Johannes-Evangelium beschreibt Andreas' erste Begegnung mit Jesus. Es war in der Wüste, wo Johannes der Täufer

Buße predigte und Bekehrte taufte. Der Apostel Johannes war Augenzeuge dieser Begebenheit, da er und Andreas zusammen als Jünger von Johannes dem Täufer dort waren. (Der Apostel Johannes nennt sich nicht mit Namen. Bis zum Ende seines Evangeliums hält er sich anonym. Doch die Art und Weise, in der er die Einzelheiten dieser Begegnung bis hin zur Angabe der Tageszeit erzählt, legt nahe, dass sein Wissen aus erster Hand stammte. Offenbar war er der andere Jünger, von dem berichtet wird.)

Andreas' persönliche Begegnung mit Jesus ereignete sich am Tag nach Jesu Taufe (V. 29-34). Andreas und Johannes standen neben dem Täufer, als Jesus vorüberging und Johannes der Täufer sagte: »Siehe, das Lamm Gottes!« (Joh 1,35-36). Sofort verließen sie Johannes und folgten Jesus nach (V. 37). Das heißt nicht, dass sie unbeständig waren oder ihrem Mentor untreu wurden. Das genaue Gegenteil war der Fall. Johannes der Täufer hatte bereits ausdrücklich abgestritten, der Messias zu sein: »Und dies ist das Zeugnis des Johannes, als die Juden aus Jerusalem Priester und Leviten zu ihm sandten, damit sie ihn fragen sollten: Wer bist du? Und er bekannte und leugnete nicht, und er bekannte: Ich bin nicht der Christus« (V. 19-20). Als die Leute Johannes nach seiner Identität fragten, sagte er: »Ich bin die ›Stimme eines Rufenden in der Wüste: Macht gerade den Weg des Herrn‹, wie Jesaja, der Prophet, gesagt hat« (V. 23).

Dadurch hatte Johannes der Täufer deutlich erklärt, dass er nur der Wegbereiter des Messias war. Er war gekommen, um den Weg zu bereiten und den Menschen den richtigen Weg zu zeigen. Seine zentrale Botschaft war die Vorbereitung auf den Messias, der schon bald kommen würde. Somit warteten Andreas und Johannes nur auf den Messias. Nachdem Johannes der Täufer Jesus als das Lamm Gottes bezeichnete, verließen ihn die beiden Jünger augenblicklich und folgten Christus nach. Sie taten das Richtige. Der Täufer hätte ihre Entscheidung sicherlich gutgeheißen.

Die Bibel berichtet weiter: »Jesus aber wandte sich um und sah sie nachfolgen und spricht zu ihnen: Was sucht ihr? Sie aber sagten zu ihm: Rabbi – was übersetzt heißt: Lehrer – wo hältst du dich auf? Er spricht zu ihnen: Kommt, und ihr werdet sehen! Sie

kamen nun und sahen, wo er sich aufhielt, und blieben jenen Tag bei ihm« (V. 38-39).

Es war etwa vier Uhr nachmittags (»die zehnte Stunde« – V. 39), als sie Christus begegneten. Sie folgten ihm zu dem Ort, an dem er sich aufhielt, und verbrachten den Rest des Tages bei ihm. Wahrscheinlich war es ein angemietetes Haus oder nur ein Raum in einem rustikalen Gasthaus – in der Nähe von Johannes dem Täufer in der Wüste. Aber diese beiden Jünger hatten das Vorrecht, den Nachmittag und Abend in Gemeinschaft mit Jesus zu verbringen. Sie gingen mit der Überzeugung, den wahren Messias gefunden zu haben. An diesem Tag begegneten sie Jesus, lernten ihn näher kennen und wurden von ihm belehrt. So wurden Andreas und Johannes zu Jesu ersten Jüngern.

Beachten Sie, was Andreas als Erstes tat: »Dieser findet zuerst seinen eigenen Bruder Simon und spricht zu ihm: Wir haben den Messias gefunden – was übersetzt ist: Christus. Und er führte ihn zu Jesus« (V. 41-42). Die Neuigkeiten waren zu gut, um sie für sich zu behalten, deshalb suchte und fand Andreas den Menschen, den er am meisten liebte – den er unbedingt mit Jesus bekannt machen wollte – und führte ihn zu Christus.

Wie wir im vorigen Kapitel gesehen haben, gingen Petrus und Andreas nach der anfänglichen Begegnung mit Jesus zurück nach Kapernaum und nahmen wieder ihre Tätigkeit als Fischer auf. Zu einem späteren Zeitpunkt – möglicherweise nach mehreren Monaten – kam Jesus wieder nach Galiläa, um dort zu dienen. Er hatte sein Wirken in und um Jerusalem begonnen, wo er den Tempel reinigte und die Feindschaft der religiösen Führer auf sich zog. Doch dann kehrte er zum Predigen und Heilen nach Galiläa zurück und kam schließlich nach Kapernaum. Dort traf er die vier Brüder beim Fischen wieder.

Matthäus 4,18-22 berichtet von dieser Begegnung:

Als er aber am See von Galiläa entlangging, sah er zwei Brüder: Simon, genannt Petrus, und Andreas, seinen Bruder, die ein Netz in den See warfen, denn sie waren Fischer. Und er spricht zu ihnen: Kommt, mir nach! Und ich werde euch zu Menschenfischern machen. Sie aber verließen sogleich die

Netze und folgten ihm nach. Und als er von dort weiterging, sah er zwei andere Brüder: Jakobus, den Sohn des Zebedäus, und Johannes, seinen Bruder, im Boot mit ihrem Vater Zebedäus, wie sie ihre Netze ausbesserten; und er rief sie. Sie aber verließen sogleich das Boot und ihren Vater und folgten ihm nach.

Dieses Mal verließen sie ihre Arbeit, um ihm beständig nachzufolgen. Einen parallelen Bericht dieser Begebenheit finden wir in Lukas 5,1-11. Aber in Lukas' Schilderung wird Andreas nicht namentlich erwähnt. Der Bericht von Matthäus macht uns deutlich, dass er mit eingeschlossen war. Andreas befand sich so weit im Hintergrund, dass Lukas nicht einmal seinen Namen erwähnt. Er gehörte zu den Menschen, die selten in den Vordergrund rückten. Er blieb ein Stück weit im Verborgenen. Natürlich gehörte er zur Gruppe und folgte Christus genauso eifrig und schnell nach wie die anderen, aber er spielte eine stille, unauffällige Rolle im Hintergrund.

Sein ganzes Leben hatte er im Schatten von Petrus verbracht und diese Rolle anscheinend akzeptiert. Genau das machte ihn so brauchbar. Seine Bereitschaft, als Nebendarsteller zu wirken, verlieh ihm oftmals Einblick in Dinge, die die anderen Jünger nur schwer begreifen konnten. Immer wenn er in den Vordergrund tritt, wird seine Fähigkeit deutlich, den enormen Wert kleiner, unscheinbarer Dinge zu erkennen.

Er erkannte den Wert des Einzelnen

Andreas war sich des Wertes einer einzelnen Seele bewusst. Er war dafür bekannt, Einzelpersonen und nicht Menschenmengen zu Jesus zu führen. Fast jedes Mal, wenn wir ihm in den Evangelien begegnen, bringt er jemanden zu Jesus.

Denken Sie nur einmal daran, dass Andreas, nachdem er Christus gefunden hatte, als Erstes zu Petrus ging. Diese Begebenheit kennzeichnete die Art seines Dienstes. Bei der Speisung der Fünftausend war es Andreas, der den Jungen mit den Broten und Fischen zu Christus brachte. Die anderen Jünger wussten

nicht, woher sie Essen für all die Menschen herbekommen sollten. Andreas führte den Jungen zu Jesus und sagte: »Es ist ein kleiner Junge hier, der fünf Gerstenbrote und zwei Fische hat« (Joh 6,9).

Johannes 12,20-22 berichtet von einigen Griechen, die Philippus aufsuchten, weil sie Jesus sehen wollten. Wahrscheinlich waren sie Heiden, die von Jesu Ruf gehört hatten und ihn nun kennen lernen wollten. In Johannes 12,21-22 heißt es: »Diese nun kamen zu Philippus von Betsaida in Galiläa und baten ihn und sagten: Herr, wir möchten Jesus sehen. Philippus kommt und sagt es Andreas, es kommt Andreas und Philippus, und sie sagen es Jesus.«

Bezeichnenderweise traten diese Männer an Philippus heran, doch dieser brachte sie zu Andreas, der sie dem Herrn vorstellte. Warum führte Philippus sie nicht direkt zu Jesus? Vielleicht war er von Natur aus schüchtern oder sich seiner Beziehung zu Christus nicht sicher genug. Oder er war sich über die richtige Vorgehensweise nicht im Klaren. Oder er war sich nicht sicher, ob Jesus sie überhaupt empfangen wollte. Auf jeden Fall wusste Philippus, dass Andreas Einzelne mit Christus bekannt machen konnte.

Andreas machte es nicht nervös, wenn jemand Jesus sehen wollte. Er führte sie einfach zu ihm. Er wusste: Jesus würde jeden sehen wollen, der ihn sehen wollte (vgl. Joh 6,37).

Da er es so häufig tat, hatte Andreas offenbar eine gewisse Gelassenheit und Sicherheit entwickelt, Menschen mit Christus bekannt zu machen. Anscheinend kannte er Jesus gut und fühlte sich bei dieser Aufgabe nicht unwohl. In Johannes 1 führte er Petrus zu Christus und wurde zum ersten Missionar innerhalb der Familie. Jetzt bringt er einige Griechen zu Christus, was ihn zum ersten Missionar für Ausländer machte.

In all den Jahren meines Dienstes habe ich immer wieder beobachtet, dass sich die wirkungsvollsten und wichtigsten Aspekte des Evangelisierens normalerweise auf einer individuellen, persönlichen Ebene abspielen. Die meisten Menschen bekehren sich nicht unmittelbar durch eine Evangelisation zu Christus, vielmehr ist es der persönliche Einfluss eines Christen, der sie zu ihm führt.

Meine Gemeinde versucht ein evangelistisches Umfeld zu pflegen. Und regelmäßig kommen Menschen zu Christus. In fast jedem unserer sonntäglichen Abendgottesdienste taufen wir mehrere neue Gläubige. Vor der Taufe geben sie ein kurzes Zeugnis. Und in den allermeisten Fällen wird berichtet, dass sie durch das Zeugnis eines Arbeitskollegen, Nachbarn, Verwandten oder Freundes zu Christus fanden. Gelegentlich hören wir Leute sagen, sie hätten sich direkt durch eine Predigt in der Gemeinde oder im Radio bekehrt. Doch selbst diese Fälle gehen auf den Einfluss einer Einzelperson zurück, die sie in die Gemeinde brachte. Zweifellos ist die persönliche Beziehung die effektivste Methode, um Menschen zu Christus zu führen.

Sowohl Andreas als auch Petrus besaßen ein evangelistisches Herz, aber ihre Methoden waren vollkommen unterschiedlich. Petrus predigte zu Pfingsten, und der Gemeinde wurden dreitausend Gläubige hinzugefügt. In der Schrift weist nichts darauf hin, dass Andreas jemals zu vielen Menschen predigte oder die Massen bewegte. Er war es jedoch, der Petrus zu Christus führte. Die souveräne Vorsehung Gottes ließ Andreas seinen eigenen Bruder zu Christus bringen. Diese einzelne Tat führte wiederum zur Bekehrung des Mannes, der zu Pfingsten diese große Predigt hielt. Die Frucht des Dienstes von Petrus ist letzten Endes die Frucht von Andreas' treuem, persönlichen Zeugnis.

Gott wirkt oft auf diese Weise. Nur wenige haben je von Edward Kimball gehört. Sein Name ist eine Fußnote in den Annalen der Kirchengeschichte. Doch er war der Sonntagsschullehrer, der D.L. Moody zu Christus führte. Eines Nachmittags ging er in das Bostoner Schuhgeschäft, in dem der neunzehnjährige Moody arbeitete, und erzählte ihm im Lagerraum von Christus.

Kimball war das genaue Gegenteil eines mutigen Evangelisten. Er war ein schüchterner, leise sprechender Mann. Auf dem Weg zum Schuhgeschäft fürchtete er sich und war sich ziemlich unsicher, ob er genügend Mut aufbringen würde, den jungen Mann mit dem Evangelium zu konfrontieren. Zu jener Zeit war Moody recht ungehobelt und offenkundig Analphabet, doch der Gedanke, mit ihm über Christus zu reden, ließ Kimball erzittern.

Jahre später erinnerte sich Kimball an diese Begebenheit. Moody begann, seine Sonntagsschule zu besuchen. Es wurde deutlich, dass Moody die Bibel absolut nicht kannte. Kimball schrieb:

Ich traf die Entscheidung, mit Moody über Christus und seine Seele zu sprechen. Ich ging zu Holtons Schuhgeschäft in die Innenstadt. Als ich fast angekommen war, begann ich mich zu fragen, ob ich es während der Geschäftszeit tun sollte. Und ich dachte, vielleicht würde ich den Jungen in Verlegenheit bringen, wenn sich die anderen Verkäufer nach mir erkundigen würden. Anschließend würden sie Moody eventuell verspotten und ihn fragen, ob ich aus ihm einen braven Jungen machen wollte. Während ich über all das nachdachte, ging ich am Laden vorbei, ohne es zu merken. Als ich drinnen war, beschloss ich, es anzugehen und hinter mich zu bringen.¹

Kimball fand Moody im Lagerraum, wo er Schuhe einpackte und ins Regal sortierte. Kimball bezeichnete seine Worte als »schlaff«. Später sagte er: »Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, was ich sagte. Irgendetwas über Christus und seine Liebe – das war alles.« Er gab zu, dass es ein »schwacher Aufruf«² war. Doch daraufhin gab Moody dem Herrn sein Herz.

Natürlich benutzte der Herr D.L. Moody als mächtigen Evangelisten in Amerika und England. Während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte sein Dienst auf beiden Seiten des Atlantiks enorme Auswirkungen. Zehntausende bezeugten, dass sie sich durch seinen Dienst zum Herrn bekehrten. Unter ihnen fanden sich Christen wie C.T. Studd, der große Pioniermissionar, und Wilbur Chapman, der selbst ein bekannter Evangelist wurde. Später gründete Moody das Moody Bible Institute, an dem im letzten Jahrhundert Tausende von Missionaren, Evangelisten und anderen christlichen Arbeitern ausgebildet wurden, die danach in die ganze Welt hinausgingen. All das geschah, weil ein treuer Mann einen einzigen Menschen mit Christus bekannt machte.

Diesen Dienst »von Mann zu Mann« schien Andreas normalerweise auszuüben. Die meisten Gemeindeleiter würden sich

über Menschen mit seiner Einstellung freuen. Zu viele Christen meinen, dass das Evangelisieren nicht in ihrer Verantwortung liege, da sie nicht vor Gruppen sprechen können oder keine Führungseigenschaften besitzen. Nur wenige begreifen wie Andreas den Wert, der darin liegt, sich mit anderen anzufreunden, um sie zu Christus zu führen.

Er erkannte den Wert unscheinbarer Gaben

Einige Menschen sehen das Gesamtbild besser, weil sie den Wert der kleinen Dinge kennen. Auch Andreas gehört in diese Kategorie. In Johannes' Schilderung der Speisung der Fünftausend wird das deutlich.

Um mit seinen Jüngern allein zu sein, hatte sich Jesus mit ihnen auf einen Berg zurückgezogen. Wie so häufig, wenn er sein öffentliches Wirken unterbrach, hatte ihn die Menge auch diesmal ausfindig gemacht. Es war kurz vor dem Passahfest, dem wichtigsten Feiertag im jüdischen Kalender. Und somit genau ein Jahr vor seiner Kreuzigung.

Plötzlich kam eine große Menschenmenge auf sie zu. Irgendwie hatten sie herausbekommen, wo Jesus sich aufhielt. Die Essenszeit nahte, und Brot sollte zu Jesu Kernbotschaft für die Menge werden. So machte er deutlich, dass er allen zu essen geben wollte. Er fragte Philippus, wo sie Brot kaufen könnten. Johannes fügt eine Bemerkung hinzu, um die Tatsache zu betonen, dass Christus die Situation souverän kontrollierte: »Dies sagte er aber, um ihn zu prüfen; denn er selbst wusste, was er tun wollte« (Joh 6,6).

Schnell überschlug Philippus ihre Finanzen und kam zu dem Ergebnis, dass sie nur zweihundert Denare besaßen. Ein Denar war der Tageslohn eines gewöhnlichen Arbeiters, so entsprachen zweihundert Denare etwa dem Lohn von acht Monaten. Es war eine beträchtliche Summe, aber die Menge war so groß, dass selbst zweihundert Denare nicht ausreichten, um für alle Lebensmittel zu kaufen. Philippus wurde durch die erforderliche Menge ernüchert. Er und die anderen Jünger wussten nicht weiter. Matthäus, der dieselbe Begebenheit schildert, berichtet

von der Reaktion der Jünger: »Der Ort ist öde, und die Zeit ist schon vergangen. Entlass die Volksmengen, dass sie hingehen in die Dörfer und sich Speise kaufen!« (Mt 14,15).

Aber Jesus antwortete ihnen: »Sie haben nicht nötig wegzugehen. Gebt ihr ihnen zu essen!« (V. 16). Diese Worte müssen die Jünger verblüfft haben. Jesu Forderung schien unvernünftig zu sein.

In diesem Augenblick meldete sich Andreas zu Wort. »Es ist ein kleiner Junge hier, der fünf Gerstenbrote und zwei Fische hat« (Joh 6,9). Natürlich wusste auch Andreas, dass fünf Gerstenbrote und zwei Fische für fünftausend Leute nicht ausreichen würden, aber er brachte (in seiner typischen Art) den Jungen trotzdem zu Jesus. Jesus hatte den Jüngern aufgetragen, den Menschen Essen zu geben, und Andreas wusste, dass er ihnen einen solchen Auftrag nicht erteilen würde, wenn sie ihn nicht auch ausführen könnten. So tat Andreas sein Bestes. Er spürte die einzige verfügbare Lebensmittelquelle auf und brachte sie zu Jesus. Etwas in ihm schien zu verstehen, dass in den Händen von Jesus keine Gabe unbedeutend ist.

Johannes berichtet weiter:

Jesus sprach: Macht, dass die Leute sich lagern! Es war aber viel Gras an dem Ort. Es lagerten sich nun die Männer, an Zahl etwa fünftausend. Jesus aber nahm die Brote, und als er gedankt hatte, teilte er sie denen aus, die da lagerten; ebenso auch von den Fischen, so viel sie wollten. Als sie aber gesättigt waren, spricht er zu seinen Jüngern: Sammelt die übrig gebliebenen Brocken, damit nichts umkomme! Sie sammelten nun und füllten zwölf Handkörbe mit Brocken von den fünf Gerstenbrotten, welche denen, die gegessen hatten, übrig blieben. (V. 10-13)

Was für eine erstaunliche Lektion! Dass aus so wenig so viel wurde, bezeugte die Macht Christi. In seinen Händen ist keine Gabe bedeutungslos.

Die gleiche Lektion brachte unser Herr den Jüngern in Lukas 21,1-4 bei: »Er blickte aber auf und sah die Reichen ihre Gaben in

den Schatzkasten legen. Er sah aber auch eine arme Witwe zwei Scherflein dort einlegen. Und er sprach: In Wahrheit sage ich euch, dass diese arme Witwe mehr eingelegt hat als alle. Denn alle diese haben von ihrem Überfluss eingelegt zu den Gaben; diese aber hat aus ihrem Mangel heraus den ganzen Lebensunterhalt, den sie hatte, eingelegt.«

Mit anderen Worten: Der Arme, der alles gibt, was er hat, gibt mehr als der Reiche, der von seinem Überschuss weggibt. Gottes Fähigkeit, eine Gabe zu benutzen, wird auf keinen Fall durch die Größe der Gabe eingeschränkt oder vergrößert. Die aufopfernde Treue des Gebers – und nicht die Größe der Gabe – ist das wahre Maß, an dem die Bedeutung der Gabe gemessen wird.

Für den menschlichen Verstand ist das schwer zu begreifen. Aber irgendwie schien Andreas instinktiv zu wissen, dass er Jesu Zeit nicht vergeudete, als er eine solch geringfügige Gabe zu ihm brachte. Nicht die Größe der Gabe zählt, sondern vielmehr die Größe des Gottes, dem sie gebracht wird. Andreas bereitete das Wunder vor.

Natürlich hatte Jesus die Nahrungsmittel des Jungen überhaupt nicht nötig, um die Menge satt zu machen. Ebenso leicht hätte er Essen aus dem Nichts schaffen können. Aber die Speisung der Fünftausend illustriert Gottes allgemeine Vorgehensweise. Er nimmt die oftmals unscheinbaren Opfergaben der Menschen an und vermehrt sie, um große Dinge zu erreichen.

Er erkannte den Wert des unauffälligen Dienens

Einige Menschen wollen entweder die erste Geige spielen oder gar nicht. Jakobus und Johannes neigten dazu. Auch Petrus. Aber nicht Andreas. Bei den großen Diskussionen wird sein Name nicht erwähnt. Er war mehr daran interessiert, Menschen zu Jesus zu bringen, als an Anerkennung oder Führungspositionen. Er strebte kaum nach Ehre. Von ihm hören wir nur, wenn er jemanden zu Jesus führte.

Andreas ist ein Bild für all jene, die im Stillen arbeiten und das »nicht mit Augendienerei, als Menschengefällige, sondern als Sklaven Christi, indem ihr den Willen Gottes von Herzen tut!«

(Eph 6,6). Er war keine eindrucksvolle Säule wie Petrus, Jakobus und Johannes. Er war ein demütiger Stein. Er gehörte zu den seltenen Menschen, die bereit sind, die zweite Geige zu spielen und andere zu unterstützen. Ihn störte es nicht, im Hintergrund zu wirken, solange nur die Arbeit getan wurde.

Das ist eine Lektion, die in der heutigen Zeit viele Christen lernen sollten. Die Schrift warnt vor dem Streben nach Führungsrollen; Lehrern sagt sie, sie würden nach strengeren Maßstäben beurteilt werden: »Werdet nicht viele Lehrer, meine Brüder, da ihr wisst, dass wir ein schwereres Urteil empfangen werden!« (Jak 3,1).

Jesus lehrte die Jünger: »Wenn jemand der Erste sein will, soll er der Letzte von allen und aller Diener sein« (Mk 9,35). Ein Leiter mit dem Herz eines Dieners ist eine ganz besondere Art von Mensch. Auf Andreas traf dies zu.

Soweit wir wissen, predigte Andreas nie zu Menschenmengen oder gründete gar Gemeinden. Er schrieb keinen Brief und wird weder in der Apostelgeschichte noch in einem der neutestamentlichen Briefe erwähnt. Was die Schrift über Andreas berichtet, gleicht mehr einer Silhouette als einem Porträt.

Die Bibel schildert nicht, was nach Pfingsten mit Andreas geschah. Welche Rolle er in der frühen Kirchengeschichte auch spielte, er blieb im Hintergrund. Die Überlieferung sagt, dass er das Evangelium nach Norden trug. Der Kirchenhistoriker Eusebius schreibt, dass Andreas bis nach Skythien ging. (Andreas ist der Schutzpatron Russlands und Schottlands.) Gekreuzigt wurde er in Achaja in Südgriechenland nahe Athen. Einem Bericht zufolge führte er die Frau eines römischen Provinzstatthalters zu Christus, was ihren Mann gegen ihn aufbrachte. Dieser verlangte von seiner Frau, ihre Hingabe an Jesus Christus zu widerrufen, was sie jedoch ablehnte. Deshalb ließ er Andreas kreuzigen.

Um seine Leiden zu verlängern, ordnete der Statthalter an, ihn ans Kreuz zu binden, anstatt zu nageln. (Nach der Überlieferung war es ein Schrägkreuz, also ein x-förmiges Kreuz.) Den meisten Berichten zufolge hing er zwei Tage am Kreuz und ermahnte Vorübergehende, sich zu Christus zu bekehren. Nach einem lebenslangen Dienst für den Herrn, einem Dienst im Schatten

seines weitaus berühmteren Bruders ereilte ihn ein ähnliches Schicksal wie diese beiden. Bis zum Ende blieb er treu und versuchte, Menschen zu Christus zu führen.

Andreas war ein privilegierter Jünger. Er war der Erste, der hörte, dass Jesus das Lamm Gottes war. Er war der Erste, der Christus nachfolgte. Er gehörte zum inneren Kreis und hatte eine vertraute Beziehung zu Christus. Sein Name wird zusammen mit denen der anderen Jünger auf den Grundsteinen der ewigen Stadt – des Neuen Jerusalems – stehen. Und das Beste von allem war, dass er sein ganzes Leben lang tun konnte, was er am liebsten tat: einzelne Menschen zum Herrn führen.

Gott sei Dank für solche Menschen wie Andreas. Sie sind stille Personen mit unscheinbaren Gaben, die ihre Arbeit treu und unauffällig verrichten und viel für den Herrn erreichen. Sie erhalten wenig Anerkennung, suchen diese aber auch nicht. Sie wünschen sich nur, den Herrn sagen zu hören: »Recht so, du guter und treuer Knecht!«

Andreas' Beispiel zeigt uns, dass es oft die kleinen Dinge sind, die einen effektiven Dienst ausmachen – Einzelpersonen, unscheinbare Gaben und unauffälliges Dienen. Gott freut sich, diese Dinge zu gebrauchen, denn »das Törichte der Welt hat Gott auserwählt, damit er die Weisen zuschanden mache; und das Schwache der Welt hat Gott auserwählt, damit er das Starke zuschanden mache. Und das Unedle der Welt und das Verachtete hat Gott auserwählt, das, was nicht ist, damit er das, was ist, zunichte mache, dass sich vor Gott kein Fleisch rühme« (1Kor 1,27-29).

Jakobus

Der Apostel, der für den Herrn eiferte

4

Um jene Zeit aber legte Herodes, der König, Hand an einige von der Gemeinde, sie zu misshandeln; er tötete aber Jakobus, den Bruder des Johannes, mit dem Schwert.

Apostelgeschichte 12,1-2

Von den drei Jüngern im engsten Kreis um Jesus ist uns Jakobus am wenigsten vertraut. Die Bibel liefert uns fast überhaupt keine klaren Details über sein Leben und seinen Charakter. In den Evangelien erscheint er nirgendwo als Einzelperson, sondern steht immer in Verbindung mit seinem jüngeren und bekannteren Bruder Johannes. Einzig in der Apostelgeschichte ist von ihm allein die Rede – dort wird sein Märtyrertod geschildert.

Diese Informationsknappheit erscheint sonderbar, denn aus menschlicher Sicht wäre es logisch gewesen, wenn er die Gruppe angeführt hätte. Jakobus war der ältere Bruder von Johannes. (Darüber besteht kein Zweifel, denn er wird immer als Erster von beiden genannt.) Und von den beiden Brüderpaaren schien die Familie von Jakobus und Johannes bedeutender gewesen zu sein als die von Petrus und Andreas. Das deutet die Tatsache an, dass Jakobus und Johannes häufig nur die »Söhne des Zebedäus« genannt werden (Mt 20,20; 26,37; 27,56; Mk 10,35; Lk 5,10; Joh 21,2) – ein Hinweis darauf, dass Zebedäus ein wichtiger Mann war.

Zebedäus' Ansehen könnte von seinem finanziellen Erfolg, von seiner familiären Abstammung oder von beidem herrüh-

ren. Anscheinend war er recht wohlhabend. Sein Fischereibetrieb war groß genug, um mehrere Tagelöhner zu beschäftigen (Mk 1,20). Außerdem hatte seine ganze Familie eine solch hohe Stellung, dass der Apostel Johannes sogar »dem Hohenpriester bekannt war.« Nach Jesu Festnahme war es Johannes somit möglich, Petrus in den Hof des Hohenpriesters mitzunehmen (Joh 18,15-16). Berichten aus der Anfangszeit der Gemeinde zufolge war Zebedäus ein Levit, der in enger Verbindung mit der hohenpriesterlichen Familie stand. Was auch immer der Grund für seine Bekanntheit gewesen sein mag: Auf jeden Fall stellt die Schrift ihn als wichtigen Mann dar, dessen Familienansehen von Galiläa bis nach Jerusalem zum Haus des Hohenpriesters reichte.

Als älterer Sohn einer solch wichtigen Familie hätte Jakobus annehmen können, dass er zum bedeutendsten Apostel aufsteigen würde. Dies könnte in der Tat einer der Hauptgründe für die vielen Kontroversen gewesen sein, »wer von ihnen für den Größten zu halten sei« (Lk 22,24). Allerdings nahm Jakobus nie den ersten Platz unter den Aposteln ein – mit einer Ausnahme: Er war der erste Märtyrer unter ihnen.

Jakobus ist eine weitaus bedeutendere Persönlichkeit, als wir aufgrund der wenigen Informationen vermuten würden. In der Apostelliste in Markus 3,16-19 taucht er direkt hinter Petrus auf. Aus gutem Grund können wir annehmen, dass er eine starke Führungsperson war – und nach Petrus wahrscheinlich den größten Einfluss besaß.

Natürlich gehörte auch Jakobus zum inneren Kreis der drei Jünger. Er, Petrus und Johannes waren die Einzigen, die Jesus mitnahm, als er Jairus' Tochter von den Toten auferweckte (Mk 5,37). Dieselbe Dreiergruppe bezeugte Jesu Herrlichkeit auf dem Berg der Verklärung (Mt 17,1). Jakobus gehörte zu den vier Jüngern, die Jesus auf dem Ölberg persönlich befragten (Mk 13,3). Außerdem setzte sich Jesus mit ihm, Petrus und Johannes im Garten Gethsemane ab, um mit ihnen allein zu beten (Mk 14,33). Als Mitglied des kleinen inneren Kreises hatte er das Vorrecht, Jesu *Macht* der Totenauferweckung zu bezeugen. Er sah seine *Herrlichkeit* bei seiner Verklärung, seine *Souveränität*, als er sie auf dem Ölberg in die Zukunft blicken ließ, und die *Todes-*

angst des Heilands im Garten. All diese Erlebnisse müssen seinen Glauben enorm gestärkt und ihm das Rüstzeug für Leiden und Märtyrertod gegeben haben.

Wenn es überhaupt ein Schlüsselwort gibt, das auf das Leben des Apostels Jakobus zutrifft, dann ist es das Wort *Eifer*. Aus den wenigen Informationen über ihn wird deutlich, dass er ein Mann voller Eifer und Intensität war. Ihm und Johannes gab Jesus den Beinamen *Boanerges*, »Söhne des Donners«. Das ist eine anschauliche Beschreibung seiner Persönlichkeit. Er war eifernd, stürmisch und leidenschaftlich. Er erinnert uns an Jehu aus dem Alten Testament, der dafür bekannt war, seinen Wagen in einem halbsprecherischen Tempo zu fahren (2Kö 9,20). Jehu sagte: »Komm mit mir und sieh mein Eifern für den HERRN an!« (2Kö 10,16). Anschließend löschte er das Haus Ahab aus und räumte mit dem Baalsdienst im Land auf. Allerdings geriet Jehus Eifer außer Kontrolle, und es stellte sich heraus, dass sein »Eifern für den Herrn« von egoistischen, weltlichen Ambitionen und blutrünstigster Grausamkeit durchzogen war. Die Schrift sagt: »Aber Jehu achtete nicht darauf, mit seinem ganzen Herzen im Gesetz des HERRN, des Gottes Israels, zu leben. Er wich nicht von den Sünden Jerobeams, der Israel zur Sünde verführt hatte« (2Kö 10,31). Auch dem Eifer des Apostels Jakobus waren ähnlich ehrgeizige und blutrünstige Neigungen beigemischt (obschon in einem wesentlich geringeren Maß), und vielleicht wäre er sogar einen vergleichbar zerstörerischen Weg gegangen, als Jesus ihm begegnete. Doch Gottes Gnade machte ihn zu einem Mann Gottes und einem der führenden Apostel.

In seiner Auflistung der Jünger erwähnt Markus den Beinamen von Jakobus und Johannes, »Söhne des Donners«, sowie auch Simons zusätzlichen Namen Petrus (Mk 3,17). Wir wissen nicht, wie oft Jesus diesen Namen benutzte; in der ganzen Schrift taucht er nur einmal bei Markus auf. Anders als Petrus' Name, der offenbar helfen sollte, einen felsähnlichen, standhaften Charakter zu formen, scheint »Boanerges« die Söhne des Zebedäus zu rügen, wann immer sie ihrem hitzigen Temperament freien Lauf ließen. Vielleicht gebrauchte der Herr ihn sogar in humorvoller Hinsicht, während er sie leicht ermahnte.

Die wenigen Informationen, die wir über Jakobus haben, unterstreichen die Tatsache, dass er eine hitzige, leidenschaftliche Veranlagung besaß. Während Andreas einzelne Menschen zu Jesus brachte, wünschte sich Jakobus, dass er Feuer vom Himmel senden und ganze Ortschaften zerstören könne. Selbst die Tatsache, dass Jakobus der erste Märtyrer war – und das durch die Hand keines Geringeren als Herodes –, legt nahe, dass Jakobus kein passiver oder ruhiger Mann war. Vielmehr rief sein Charakter Schwierigkeiten hervor, durch die er sich sehr schnell Todfeinde machte.

Leidenschaftliche Persönlichkeiten haben in der geistlichen Leiterschaft durchaus ihren Platz. Auch Elia war eine solche Person. (Jakobus bezog sich auf Elia, als er Feuer vom Himmel herabfallen lassen wollte.) Nehemia war ähnlich leidenschaftlich (vgl. Neh 13,25). Und auch Johannes der Täufer hatte ein feuriges Temperament. Anscheinend besaß Jakobus eine ähnliche Persönlichkeitsstruktur wie diese Männer Gottes. Gegenüber bösen Menschen wurde er sehr ungeduldig.

An einem solchen Eifer ist an sich nichts Falsches. Man denke nur einmal, dass auch Jesus sich eine Geißel machte und damit den Tempel reinigte. »Seine Jünger gedachten daran, dass geschrieben steht: ›Der Eifer um dein Haus verzehrt mich.« (Joh 2,17; vgl. Ps 69,10). Mehr als alle anderen wusste Jakobus, was es heißt, vom Eifer für den Herrn verzehrt zu werden. Wahrscheinlich wurde dieser Eifer noch durch Jesu Vorbild geschürt – z.B. als der Herr die jüdischen Führer tadelte, ein Wehe über die Städte Chorazin und Betsaida aussprach und dämonische Mächte vernichtete. Eifer ist eine Tugend, wenn er wirklich im Dienste der Gerechtigkeit steht.

Aber gelegentlich ist Eifer alles andere als gerecht – zum Beispiel, wenn er nicht der rechten Erkenntnis entspringt (vgl. Röm 10,2). Ebenso gefährlich ist ein Eifer ohne Weisheit und Sensibilität. Wann immer Eifer zu unkontrollierter Leidenschaft wird, kann er tödlich sein. Manchmal neigte Jakobus dazu, von so einem fehlgeleiteten Eifer überwältigt zu werden. Das illustrieren besonders zwei Begebenheiten. Einmal wollte Jakobus Feuer vom Himmel herabfallen lassen. Und ein anderes Mal bemühten Jako-

bus und Johannes die Hilfe ihrer Mutter, die sich für ihre Söhne für die besten Plätze im Reich Gottes einsetzen sollte. Im Folgenden werden wir diese beiden Begebenheiten einzeln untersuchen.

Feuer vom Himmel

Lukas 9,51-56 liefert uns eine gute Erklärung dafür, weshalb Jakobus und Johannes als Söhne des Donners bekannt waren. Jesus traf gerade die Vorbereitungen für eine Reise durch Samaria. Er war auf dem Weg nach Jerusalem zum letzten Passahfest, von dem er wusste, dass er letztendlich zu seinem Tod, seiner Grablegung und seiner Auferstehung führen würde. Lukas schreibt: »Es geschah aber, als sich die Tage seiner Aufnahme erfüllten, da richtete er sein Angesicht fest darauf, nach Jerusalem zu gehen. Und er sandte Boten vor seinem Angesicht her; und sie gingen hin und kamen in ein Dorf der Samariter, um für ihn Unterkunft zu bereiten. Und sie nahmen ihn nicht auf, weil sein Angesicht nach Jerusalem hin gerichtet war« (V. 51-53).

Es ist von großer Bedeutung, dass Jesus durch Samaria reisen wollte. Obwohl die kürzeste Reiseroute von Galiläa nach Jerusalem direkt durch Samaria führte, wählten Juden bewusst den viel längeren Weg durch die Wüste Peräa, mit dem ein zweimaliges Überqueren des Jordans verbunden war, nur um Samaria zu umgehen.

Die Samariter waren ein Mischvolk, das teilweise aus den Israeliten des Nordreichs hervorging. Als Israel von den Assyryern erobert wurde, gerieten die wichtigsten und einflussreichsten Menschen aus jedem Stamm in Gefangenschaft, und das Land wurde mit Heiden und Fremden neu besiedelt, die dem assyrischen König treu ergeben waren (2Kö 17,24-34). Arme Israeliten, die im Land geblieben waren, heirateten diese Heiden.

Da sie den Herrn nicht fürchteten, hatten diese Heiden von Anfang an keinen Erfolg. So sandte der assyrische König einen weggeführten Priester ins Land zurück, um den Menschen die Furcht des Herrn zu lehren (2Kö 17,28). Das Resultat war eine Religion, die Elemente der Wahrheit und des Heidentums enthielt. »So fürchteten sie den HERRN und dienten zugleich ih-

ren Göttern entsprechend dem Brauch der Nationen, aus denen man sie gefangen weggeführt hatte« (2Kö 17,33). Anders ausgedrückt: Sie *behaupteten* noch immer, Jahwe als Gott anzubeten (und akzeptierten angeblich den Pentateuch als Gottes Wort), gründeten aber gleichzeitig ihre eigene Priesterschaft, bauten sich ihren eigenen Tempel und dachten sich ein eigenes Opfersystem aus. Sie gründeten also eine neue Religion, die größtenteils auf heidnischen Traditionen basierte. Die samaritanische Religion ist ein klassisches Beispiel für die Unterwerfung der Schrift unter menschliche Traditionen.

Ursprünglich stand der samaritanische Tempel auf dem Berg Garizim in Samaria. Er wurde zur Zeit Alexanders des Großen erbaut und etwa 125 Jahre vor Christi Geburt zerstört. Von den Samaritern wurde der Berg Garizim noch immer als heilig angesehen, und sie waren davon überzeugt, dass dies der einzige Ort war, an dem Gott angemessen verehrt werden konnte. Deshalb sagte die samaritanische Frau in Johannes 4,20 zu Jesus: »Unsere Väter haben auf diesem Berg angebetet, und ihr sagt, dass in Jerusalem der Ort sei, wo man anbeten müsse.« Dies war offenbar einer der Hauptstreitpunkte zwischen Juden und Samaritern. (Bis zum heutigen Tag betet eine kleine Gruppe samaritanischer Nachkommen auf dem Berg Garizim an.)

Viele, die ursprünglich israelitischer Abstammung waren und später aus der Gefangenschaft nach Samaria zurückkehrten, stammten ebenfalls aus Mischehen, so dass ihnen die samaritanische Kultur sehr entgegenkam. Natürlich betrachteten die Juden die Samariter deshalb als Mischvolk und ihre Religion als Mischreligion. Daher nahmen die Juden zur Zeit Christi solch große Unannehmlichkeiten auf sich, um nicht durch Samaria reisen zu müssen. Die ganze Region hielten sie für unrein.

Doch in diesem Fall war Jesus auf dem Weg nach Jerusalem, und wie bereits zuvor (Joh 4,4) wählte er den direkten Weg durch Samaria. Unterwegs würden er und seine Nachfolger Unterkünfte benötigen, wo sie essen und die Nacht verbringen konnten. Da die Reisegesellschaft recht groß war, schickte er Boten voraus, die für Unterbringung sorgen sollten.

Da es offensichtlich war, dass Jesus zum Passahfest nach Je-

rusalem wollte, und die Samariter glaubten, dass solche Feste und Zeremonien auf dem Berg Garizim stattfinden sollten, wurde seinen Boten jegliche Unterkunft verwehrt. Die Samariter hassten nicht nur die Juden, sondern auch die Anbetung in Jerusalem. Aus diesem Grund waren sie an Christi Vorhaben überhaupt nicht interessiert. Er repräsentierte alles Jüdische, das sie verachteten. So lehnten sie die Bitte kurz und bündig ab. Das Problem bestand nicht darin, dass es in den Gasthäusern keine Zimmer mehr gab. Es bestand darin, dass die Samariter ihnen die Gastfreundschaft absichtlich verwehrten. Sollte Jesus auf seinem Weg zur Anbetung in Jerusalem durch ihre Stadt reisen, würden sie es ihm so unangenehm wie möglich machen. Sie hassten die Juden und ihre Anbetung genauso sehr, wie die Juden sie und ihre Anbetung hassten. Es gehörte zur guten Gepflogenheit, den Samaritern den Rücken zuzukehren.

Natürlich ist Jesus den Samaritern stets mit seiner Güte begegnet. Er heilte einen samaritischen Aussätzigen und lobte die Dankbarkeit des Mannes (Lk 17,16). Von einer samaritischen Frau hatte er Wasser bekommen und ihr im Gegenzug das Wasser des Lebens gegeben (Joh 4,7-29). Er blieb zwei Tage in dem Dorf der Frau und brachte ihren Nachbarn das Evangelium (Joh 4,39-43). In einem seiner bekanntesten Gleichnisse war der Held ein Samariter (Lk 10,30-37). Später befahl er seinen Jüngern, das Evangelium in Samaria zu predigen (Apg 1,8). Stets zeigte er den Samaritern seine Freundlichkeit und sein Wohlwollen.

Aber jetzt behandelten sie ihn bewusst geringschätzig.

Jakobus und Johannes, die Söhne des Donners, wurden augenblicklich mit leidenschaftlichem Zorn erfüllt. Sie wussten sofort, wie man in dieser Situation zu handeln hatte. Sie sagten: »Herr, willst du, dass wir Feuer vom Himmel herabfallen und sie verzehren heißen, wie auch Elias tat?« (Lk 9,54; UELB).

Dass Elia erwähnt wurde, war sehr bezeichnend. Die Begebenheit, auf die Jakobus und Johannes zurückgriffen, hatte sich in diesem Gebiet ereignet. Sie waren mit dem alttestamentlichen Bericht vertraut und kannten seinen historischen Bezug zu Samaria. Hier sehen wir, wie tief der Groll der Juden gegenüber Samaria saß.

Es war eine historische Tatsache, dass der Name Samaria schon lange vor der assyrischen Eroberung mit Götzendienst und Abfall in Verbindung stand. Ursprünglich war *Samaria* der Name einer der wichtigsten Städte im Nordreich. Unter Ahabs Herrschaft war Samaria in den Tagen Elias zu einem Zentrum der Baalsverehrung geworden (1Kö 16,32). Dort baute Ahab auch seinen berühmten Elfenbeinpalast (1Kö 22,39; vgl. Am 3,12-15).

Ahabs Palast wurde zur dauerhaften Residenz der ihm nachfolgenden Könige des Nordreichs. An diesem Ort fiel Ahasja in seinem Obergemach durchs Gitter und verletzte sich ernstlich (2Kö 1,2).

Ein *Gitter* ist eine Art Schirm oder Rost aus einem Kreuzmuster aus Holzstreifen. Es könnte auch eine dekorative Fensterverkleidung gewesen sein. Jedoch ist es wahrscheinlicher, dass es ein dürftiger Ersatz für eine Umzäunung der Dachterrasse war. Anscheinend lehnte sich Ahasja unvorsichtig an dieses Gitter, und als es nachgab, fiel er vom Obergeschoss seines Palasts.

Ahasja war Ahabs Sohn und Thronfolger. Seine Mutter Isebel lebte noch während seiner Regierungszeit und hielt durch ihn ihren bösen Einfluss aufrecht. Sein Unfall fügte ihm anscheinend lebensbedrohliche Verletzungen zu, so dass er sein Schicksal wissen wollte. Deshalb entsandte er Boten mit dem Auftrag: »Geht hin, befragt Baal-Sebub, den Gott von Ekron, ob ich von dieser Krankheit genesen werde!« (V. 2).

Nach dem mosaischen Gesetz war das Befragen von Wahrsagern strengstens verboten (5Mo 18,10-12). Baal-Sebub zu befragen, war sogar noch schlimmer. Er war eine Gottheit der Philister. Sein Name bedeutet »Herr der Fliegen«. Das Land der Philister war voller Fliegen, und die Philister glaubten, der Gott der Fliegen würde in ihrem Land leben, weshalb sie ihn zu einem ihrer Hauptgötter machten. Sie besaßen einige berühmte Seher, die behaupteten, sie könnten in die Zukunft schauen. Normalerweise gaben sie schmeichelhafte Prophezeiungen, die in ihrer Vieldeutigkeit kaum daneben liegen konnten. Dennoch hatten es diese Seher zu Elias Zeiten in ganz Israel zu Ruhm und Ansehen gebracht.

Nie zuvor hatte jemand eine solch abscheuliche Gottheit wie Baal-Sebub erfunden. Angeblich herrschte er über die Flie-

gen – jene scheußlichen Insekten, die um alles Verwesende und Schmutzige herumschwirren, Krankheiten verbreiten und Maden hervorbringen. Das ist ein treffendes Bild für diese Art von Gott. Wer würde jemals daran denken, einen Gott anzubeten, dessen Bereich alles Faulige und Unreine ist? Ein solcher Gott war für die Juden derart abstoßend, dass sie den Namen *Baal-Sebub* geringfügig veränderten in »Beelzebul«. Dieses abscheuliche Wesen verkörperte alles Unreine und Unheilige – alles, was im Gegensatz zum wahren Gott steht. (Zur Zeit Jesu benutzte man daher den Namen *Beelzebul*, wenn man vom Teufel sprach – Lk 11,15). Dies war also der Gott, von dem Ahasja seine Zukunft wissen wollte.

Deshalb sandte der Herr Elia, um die Boten abzufangen. Die Schrift sagt: »Da redete der Engel des HERRN zu Elia, dem Tischbiter: Mache dich auf, geh hinauf den Boten des Königs von Samaria entgegen und sage zu ihnen: Gibt es denn keinen Gott in Israel, dass ihr hingehet, um Baal-Sebub, den Gott von Ekron, zu befragen?« (2Kö 1,3). Der Engel hatte eine ernste Nachricht für den verletzten König: »Darum, so spricht der HERR: Von dem Bett, das du bestiegen hast, wirst du nicht herunterkommen, sondern du musst sterben!« (V. 4).

Elia tat, was ihm aufgetragen wurde, und ließ Ahasja die Botschaft durch die königlichen Boten zukommen. Diese wussten nicht einmal, wer Elia war. Als sie dem König Bericht erstatteten, sagten sie einfach: »Ein Mann kam herauf, uns entgegen« (V. 6).

Ahasja fragte: »Wie war das Aussehen des Mannes, der euch entgegankam und diese Worte zu euch redete?« (V. 7).

Sie antworteten: »Es war ein Mann, mit einem haarigen Mantel bekleidet und an seinen Hüften gegürtet mit einem ledernen Schurz« (V. 8).

Ahasja erkannte ihn sofort: »Das ist Elia, der Tischbiter!« (V. 8). In den Jahren zuvor wurden Ahab und Isebel mehrfach mit Elia konfrontiert, deshalb kannte Ahasja ihn. Natürlich hasste Ahasja ihn; wahrscheinlich entschied er sich in diesem Augenblick, ihn zu töten. So sandte er »zu ihm einen Obersten über fünfzig Mann und seine fünfzig Leute« (V. 9). Dass Ahasja so viele Soldaten schickte, beweist seine feindlichen Absichten. Wahrschein-

lich hatten sie den Auftrag, ihn festzunehmen und zu Ahasja zu bringen, damit der König Elias Hinrichtung beiwohnen und sich darüber freuen konnte.

»Der [Oberste] ging zu ihm hinauf, und siehe, er saß auf dem Gipfel des Berges« (V. 9). Die Größe der Abordnung brachte Elia nicht aus der Fassung. Er versteckte sich nicht und lief auch nicht vor ihnen davon. Ruhig saß er auf dem Berggipfel, wo sie ihn mit Sicherheit finden würden.

Der Oberste sprach zu ihm: »Mann Gottes, der König sagt: Komm herab!« (V. 9).

Elias Antwort brachte die Sache auf den Punkt: »Wenn ich ein Mann Gottes bin, so fahre Feuer vom Himmel herab und fresse dich und deine fünfzig Mann! Da fuhr Feuer vom Himmel herab und fraß ihn und seine fünfzig Mann« (V. 10). Der hebräische Ausdruck deutet an, dass die ganze Abordnung vollständig vernichtet wurde. Von einem Augenblick auf den anderen blieb von ihnen nur noch Asche übrig. Anscheinend gab es Zeugen, die es dem König berichteten.

Doch Ahasja war töricht und starrsinnig. »Und er sandte nochmals zu ihm, einen anderen Obersten über fünfzig Mann mit seinen fünfzig Leuten. Der stieg hinauf und sagte zu ihm: Mann Gottes, so spricht der König: Schnell, komm herunter! Aber Elia antwortete und redete zu ihnen: Wenn ich ein Mann Gottes bin, so fahre Feuer vom Himmel herab und fresse dich und deine fünfzig Mann! Da fuhr Feuer Gottes vom Himmel herab und fraß ihn und seine fünfzig Mann« (V. 11-12).

Es ist unglaublich: Ahasja gab immer noch nicht auf! Er sandte eine weitere Kompanie von fünfzig Männern. Doch der Oberste dieser dritten Abordnung war weise. Er trat demütig vor Elia und bat um das Leben seiner Männer. Dieses Mal gab der Engel des Herrn Elia den Auftrag, mit den Soldaten zu gehen und Ahasja persönlich zu treffen. Elia folgte ihnen und brachte die schicksalhafte Nachricht Ahasja persönlich.

Und Ahasja starb »nach dem Wort des HERRN« (V. 13-17). All das geschah in dem Gebiet, durch das Jesus nach Jerusalem reisen wollte. Die Jünger kannten die Geschichte von Elias feurigem Sieg gut. Sie gehörte zu jenen alttestamentlichen Begeben-

heiten, an die sie wohl allein schon aufgrund ihrer Reise durch diese Region dachten.

Als Jakobus und Johannes Feuer vom Himmel als angebrachte Reaktion auf die samaritanische Ungastlichkeit vorschlugen, dachten sie wahrscheinlich, sie würden sich auf einen vergleichbaren Präzedenzfall berufen. Schließlich wurde Elia für sein Handeln nicht gerügt. Im Gegenteil: Elias Antwort war zu diesem Zeitpunkt und unter diesen Umständen angemessen.

Aber für Jakobus und Johannes war es nicht die richtige Reaktion. Zunächst einmal waren ihre Motive falsch. In ihrer Frage offenbarte sich eine gewisse Überheblichkeit: »Herr, willst du, dass *wir* sagen, dass Feuer vom Himmel herabfallen und sie verzehren soll?« Natürlich besaßen sie nicht die Macht, Feuer vom Himmel herabfallen zu lassen. Christus war der Einzige von ihnen, der das konnte. Wäre es eine angemessene Reaktion gewesen, dann hätte er es selbst tun können. Unverschämt drängten sich Jakobus und Johannes auf, er solle *ihnen* Macht geben, Feuer vom Himmel regnen zu lassen. Vielfach forderten seine Gegner Christus heraus, derartige Wunder zu wirken, doch jedes Mal weigerte er sich (vgl. Mt 12,39). In Wirklichkeit baten sie ihn, ihnen die Macht zu geben, etwas zu tun, von dem sie wussten, dass er es nicht tun würde.

Außerdem hatte Jesus einen anderen Auftrag als Elia. Christus war gekommen, um zu erretten – nicht, um zu zerstören. Deshalb erteilte er den Boanerges-Brüdern einen deutlichen Tadel: »Er aber wandte sich und bedrohte sie und sprach: Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Denn des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erretten« (Lk 9,55-56; Schlachter).

Wie konnten sie den Geist seiner Lehren auch nur derart missverstanden haben, nachdem sie so viel Zeit mit Jesus verbracht hatten? »Denn der Sohn des Menschen ist gekommen, zu suchen und zu retten, was verloren ist« (Lk 19,10). Sein Auftrag war es, zu erretten – nicht zu richten. Obgleich er jedes Recht dazu hatte, uneingeschränkte Verehrung zu fordern, kam »der Sohn des Menschen nicht ... um bedient zu werden, sondern um zu dienen und sein Leben zu geben als Lösegeld für viele«

(Mt 20,28). »Denn Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, dass er die Welt richte, sondern dass die Welt durch ihn errettet werde« (Joh 3,17). Jesus selbst sagte: »Ich bin als Licht in die Welt gekommen, damit jeder, der an mich glaubt, nicht in der Finsternis bleibe; und wenn jemand meine Worte hört und nicht befolgt, so richte ich ihn nicht, denn ich bin nicht gekommen, dass ich die Welt richte, sondern dass ich die Welt errette« (Joh 12,46-47).

Natürlich wird eine Zeit kommen, in der Christus die Welt richten *wird*. Dann wird er offenbart »vom Himmel her mit den Engeln seiner Macht, in flammendem Feuer. Dabei übt er Vergeltung an denen, die Gott nicht kennen, und an denen, die dem Evangelium unseres Herrn Jesus nicht gehorchen; sie werden Strafe leiden, ewiges Verderben vom Angesicht des Herrn und von der Herrlichkeit seiner Stärke« (2Thes 1,7-9). Doch jetzt war weder die Zeit noch der Ort dafür.

Wie Salomo schrieb: »Für alles gibt es eine bestimmte Stunde. Und für jedes Vorhaben unter dem Himmel gibt es eine Zeit: ... Zeit fürs Töten und Zeit fürs Heilen, Zeit fürs Abbrechen und Zeit fürs Bauen, ... Zeit fürs Steinewerfen und Zeit fürs Steinsammeln, ... Zeit fürs Schweigen und Zeit fürs Reden, ... Zeit fürs Lieben und Zeit fürs Hassen, Zeit für Krieg und Zeit für Frieden« (Pred 3,1-8). Jakobus und Johannes hatten vorübergehend vergessen, dass jetzt »der Tag des Heils« ist (2Kor 6,2).

Vielleicht findet sich aber auch eine Spur von Großmut in ihrer Entrüstung über die Samariter. Ihr Eifer für die Ehre Christi ist sicherlich eine große Tugend. Es ist weitaus besser, mit gerechtem Zorn erfüllt zu sein, als passiv zu bleiben und Beleidigungen gegen Christus zu erdulden. So ist ihr Ärger in gewisser Weise bewundernswert, auch wenn in ihrer Reaktion Überheblichkeit mitschwang und ihr Lösungsvorschlag völlig indiskutabel war.

Jesus verurteilte jedoch Elias Reaktion nicht und vertrat auch nicht bei jedem Konflikt einen rein pazifistischen Ansatz. Elia handelte um der Ehre Gottes willen und mit Gottes ausdrücklicher Zustimmung. Das Feuer vom Himmel war eine öffentliche Demonstration von *Gottes* Zorn (nicht von Elias Zorn), und es war ein verdientes Strafgericht über ein unvorstellbar böses

Regime, das über Generationen hinweg den Thron Israels innehatte. Eine solch extreme Bosheit verlangte nach einem extrem schweren Gericht.

Sicherlich wäre bei jeder Sünde der unmittelbare Tod das verdiente Strafgericht, wenn Gott auf eine solche Weise mit uns umgehen wollte. Aber dankbarerweise reagiert er für gewöhnlich anders. »Sein Erbarmen ist über alle seine Werke« (Ps 145,9). Er ist »barmherzig und gnädig, langsam zum Zorn und reich an Gnade und Treue« (2Mo 34,6). Er hat keinen »Gefallen am Tod des Gottlosen! Wenn nicht vielmehr daran, dass der Gottlose von seinem Weg umkehrt und lebt!« (Hes 33,11).

Jesu Beispiel lehrte Jakobus, dass Barmherzigkeit und Gnade Tugenden sind, die ebenso (und manchmal noch mehr) entwickelt werden sollten wie gerechte Entrüstung und feuriger Eifer. Beachten Sie, was hier geschah. Anstatt Feuer vom Himmel herabfallen zu lassen, »gingen sie nach einem anderen Dorf« (Lk 9,56). Sie fanden einfach anderswo Unterkunft. Möglicherweise war das etwas beschwerlicher, aber weitaus besser und unter diesen Umständen angemessener als die Reaktion von Jakobus und Johannes auf die samaritanische Ungastlichkeit.

Einige Jahre nach dieser Begebenheit, als die frühe Gemeinde zu wachsen begann und das Evangelium sich über Judäa hinaus verbreitete, ging Philippus »hinab in eine Stadt Samarias und predigte ihnen den Christus« (Apg 8,5). Und etwas Wunderbares geschah. »Die Volksmengen achteten einmütig auf das, was von Philippus geredet wurde, indem sie zuhörten und die Zeichen sahen, die er tat. Denn von vielen, die unreine Geister hatten, fuhren sie aus, mit lauter Stimme schreiend; und viele Gelähmte und Lahme wurden geheilt. Und es war große Freude in jener Stadt« (V. 6-8).

Unter den Bekehrten fanden sich zweifellos auch einige Leute, die Jesus vor Jakobus' Ansinnen verschont hatte. Und wir können sicher sein, dass selbst er sich über die Errettung von so vielen Menschen freute, die Christus einst so schamlos vernehrten.

Throne im Reich Gottes

Matthäus 20,20-24 gibt uns einen weiteren Einblick in Jakobus' Charakter. Hier sehen wir, dass Jakobus nicht nur leidenschaftlich, eifern und unsensibel war, sondern auch ehrgeizig und zu selbstbewusst. Diesmal versuchten er und sein Bruder Johannes, eine höhere Stellung als die anderen Jünger zu bekommen:

Dann trat die Mutter der Söhne des Zebedäus mit ihren Söhnen zu ihm und warf sich nieder und wollte etwas von ihm erbitten. Er aber sprach zu ihr: Was willst du? Sie sagt zu ihm: Bestimme, dass diese meine zwei Söhne einer zu deiner Rechten und einer zu deiner Linken sitzen mögen in deinem Reich! Jesus aber antwortete und sprach: Ihr wisst nicht, um was ihr bittet. Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde? Sie sagen zu ihm: Wir können es. Er spricht zu ihnen: Meinen Kelch werdet ihr zwar trinken, aber das Sitzen zu meiner Rechten und zu meiner Linken zu vergeben, steht nicht bei mir, sondern ist für die, denen es von meinem Vater bereitet ist. Und als die Zehn es hörten, wurden sie unwillig über die zwei Brüder.

Auch Markus schildert diese Begebenheit, allerdings erwähnt er nicht die Vermittlung durch ihre Mutter. Obgleich Matthäus berichtet, dass sie die Bitte vor Jesus bringt, macht ein Vergleich mit dem Bericht von Markus klar, dass ihre Söhne die Initiatoren waren.

Vergleichen wir Matthäus 27,56 mit Markus 16,1, so finden wir außerdem heraus, dass die Mutter von Jakobus und Johannes Salome hieß. Sie gehörte zu vielen »Frauen ... die Jesus von Galiläa nachgefolgt waren und ihm gedient hatten« (Mt 27,55). Mit anderen Worten: Diese Frauen unterstützten ihn finanziell und sorgten wahrscheinlich auch für Essen (vgl. Lk 8,1-3). Aufgrund des familiären Wohlstands war es Salome möglich, über längere Zeitabschnitte hinweg bei ihren Söhnen zu sein, mit allen Nachfolgern Jesu überallhin zu reisen sowie logistischen, praktischen und finanziellen Bedürfnisse zu entsprechen.

Wenn wir uns Jesu Verheißung in Matthäus 19,28 anschauen, erkennen wir, dass der Ursprung von Salomes kühner Bitte unzweifelhaft bei Jakobus und Johannes gelegen haben muss. »Wahrlich, ich sage euch: Ihr, die ihr mir nachgefolgt seid, auch ihr werdet in der Wiedergeburt, wenn der Sohn des Menschen auf seinem Thron der Herrlichkeit sitzen wird, auf zwölf Thronen sitzen und die zwölf Stämme Israels richten.« Im selben Zusammenhang erinnert Jesus jedoch auch daran, dass »viele Erste Letzte werden und Letzte Erste sein« werden (V. 30). Die Verheißung von Thronen hatte die Aufmerksamkeit von Jakobus und Johannes auf sich gezogen. Deshalb entschlossen sie sich, ihre Mutter in ihrem Interesse um die wichtigsten Throne bitten zu lassen.

Sie gehörten bereits zum vertrauten Kreis der Drei. Sie waren schon länger seine Jünger als die anderen. Wahrscheinlich hatten sie zahlreiche Gründe, weshalb sie diese Ehre verdienten. Warum sollten sie nicht einfach darum bitten?

Was Salome betraf, so war sie gewiss bereit, sich für ihre Söhne einzusetzen. Offenbar hatte sie die Ambitionen ihrer Söhne unterstützt, was möglicherweise deren Einstellung erklären könnte.

Jesu Antwort erinnerte sie auf subtile Weise daran, dass der Herrlichkeit Leiden vorangehen: »Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinke, oder mit der Taufe getauft werden, mit der ich getauft werde?« (Mk 10,38). Obwohl er ihnen mehrfach erklärt hatte, dass er gekreuzigt werden würde, verstanden sie nicht, welche Taufe er hier meinte. Sie hatten keine Idee, was wohl der Kelch bedeutete, von dem er sprach.

In ihrem törichten, ehrgeizigen Selbstvertrauen versicherten sie ihm: »Wir können es.« Sie verlangten nach Ehre und einer guten Position und wollten von ihm diese höchsten Throne zugesichert bekommen.

Aber er gab ihnen dieses Versprechen nicht. Stattdessen sagte er ihnen, sie würden seinen Kelch trinken und mit der gleichen Taufe getauft werden wie er. (In diesem Augenblick konnten sie noch nicht wissen, wofür sie sich freiwillig zur Verfügung gestellt hatten.) Doch Jesus sagte, dass ihnen dadurch nicht unbedingt

die wichtigsten Throne zuteil werden würden. »Das Sitzen zu meiner Rechten und zu meiner Linken zu vergeben, steht nicht bei mir, sondern ist für die, denen es von meinem Vater bereitet ist« (Mt 20,23).

Schließlich führten ihre Ambitionen zu Konflikten unter den Aposteln, da die anderen zehn es mitbekamen und ihr Missfallen darüber äußerten. Die Frage, wer wohl die wichtigsten Throne verdiente, ließ eine große Debatte unter ihnen aufkommen, die sie sogar noch beim letzten Abendmahl weiterführten (Lk 22,24).

Jakobus wollte eine herrliche Krone, und Jesus reichte ihm den Kelch des Leidens. Er verlangte nach Macht, und Jesus machte ihn zum Diener. Er strebte nach einer Führungsposition, und Jesus gab ihm das Grab eines Märtyrers. Er wollte herrschen, und Jesus gab ihm ein Schwert – nicht zum Kämpfen, sondern zur Vollstreckung seiner eigenen Hinrichtung. Vierzehn Jahre später sollte Jakobus der Erste von den zwölf Jüngern sein, der für seinen Glauben getötet wurde.

Ein Kelch des Leidens

Das Lebensende von Jakobus wird in Apostelgeschichte 12,1-3 berichtet: »Um jene Zeit aber legte Herodes, der König, Hand an einige von der Gemeinde, sie zu misshandeln; er tötete aber Jakobus, den Bruder des Johannes, mit dem Schwert. Und als er sah, dass es den Juden gefiel, ließ er weiterhin auch Petrus festnehmen.«

Bedenken Sie, dass dies die einzige Schriftstelle ist, in der Jakobus allein genannt wird. Uns werden nur wenige Einzelheiten über seinen Märtyrertod mitgeteilt. Die Schrift sagt, dass Herodes ihn mit dem Schwert tötete (was bedeutet, dass er enthauptet wurde). Es war nicht Herodes Antipas, der bereits Johannes den Täufer töten ließ und Jesus den Prozess machte, sondern sein Neffe und Thronfolger, Herodes Agrippa I. Wir wissen nicht, weshalb dieser Herodes der Gemeinde gegenüber feindlich gesonnen war. Natürlich war bekannt, dass sich sein Onkel am Mordkomplott gegen Christus beteiligt hatte, und die Predigt

vom Kreuz brachte sicherlich die ganze Herodes-Dynastie in Verlegenheit (vgl. Apg 4,27). Offenbar wollte Herodes die Spannungen zwischen der Gemeinde und den jüdischen Führern zusätzlich zu seinem politischen Vorteil nutzen. Er startete eine Hetzkampagne gegen Christen und ging schon bald zum Morden über. Als er sah, wie sehr es den jüdischen Führern gefiel, entschied er sich, auch Petrus festzunehmen.

Petrus konnte durch ein Wunder entkommen, und Herodes starb wenig später durch ein Gericht Gottes. Die Schrift sagt, dass Herodes die Gefängniswachen nach Petrus' Flucht töten ließ und nach Cäsarea ging (Apg 12,19). Dort nahm er für sich die Verehrung in Anspruch, die allein Gott zusteht. »Das Volk aber rief ihm zu: Eines Gottes Stimme und nicht eines Menschen! Sogleich aber schlug ihn ein Engel des Herrn, dafür, dass er nicht Gott die Ehre gab; und von Würmern zerfressen, verschied er« (V. 22-23). Damit endete die direkte Bedrohung der Gemeinde durch Herodes.

Allerdings ist es bezeichnend, dass gerade Jakobus der erste Apostel war, der getötet wurde. (Jakobus ist der einzige Apostel, dessen Tod in der Schrift beschrieben wird.) Nach wie vor war Jakobus ein Mann voller Eifer. Sein Eifer, der nun unter der Kontrolle des Heiligen Geistes stand, war bei der Verbreitung des Evangeliums so ausschlaggebend, dass er Herodes' Zorn hervorrief. Offenbar war Jakobus nun an dem Punkt angelangt, wo er immer sein wollte und wofür Christus ihn ausgebildet hatte – an vorderster Front, als sich das Evangelium ausbreitete und die Gemeinde wuchs.

Dieser Sohn des Donners wurde von Christus gefördert; er wurde vom Heiligen Geist bevollmächtigt; und er wurde zu einem Mann geformt, dessen Eifer und Ehrgeiz in den Händen Gottes brauchbare Werkzeuge zur Ausbreitung seines Reiches waren. Er war noch immer couragiert, eifrig und der Wahrheit verpflichtet und hatte anscheinend gelernt, diese Eigenschaften im Dienst für den Herrn einzusetzen, anstatt sie für seine eigene Selbstverherrlichung zu gebrauchen. Und nun hatte Jakobus eine solch große Wirkung, dass er als Erster starb, als Herodes die Gemeinde aufhalten wollte. So trank er den Kelch, den Christus

ihm gab. Sein Leben war kurz, aber sein Einfluss hält bis zum heutigen Tag an.

Die Geschichtsschreibung hält fest, dass sein Zeugnis bis zum Augenblick seiner Hinrichtung Frucht brachte. Eusebius, ein Historiker der frühen Kirche, gibt einen Bericht über Jakobus' Tod weiter, der von Klemens von Alexandria stammt: »[Klemens] sagt, dass die Person, die Jakobus zur Hinrichtungsstätte führte, von seinem Zeugnis bewegt wurde und bekannte, selbst auch Christ zu sein. Deshalb wurden sie, so sagt er, dort zusammen hingeführt, und auf dem Weg bat er Jakobus um Vergebung. Und nachdem Jakobus kurz überlegte, sagte er: ›Friede sei mit dir; dann küsste er ihn. Und so wurden sie beide gleichzeitig enthauptet.«¹ Somit hatte Jakobus am Ende seines Lebens gelernt, ähnlich wie Andreas zu handeln und Menschen zu Christus zu führen, anstatt anderen das Gericht zu wünschen.

Jakobus ist der Prototyp einer leidenschaftlichen, eifrigen Führungsperson, die dynamisch, stark und ehrgeizig ist. Letzten Endes wurde seine Leidenschaft durch Sensibilität und Gnade gemäßigt. Mit der Zeit hatte er gelernt, seinen Zorn zu kontrollieren, seine Zunge im Zaum zu halten, seinen Eifer zu bändigen, sein Verlangen nach Rache auszuschalten und seine egoistischen Ambitionen vollständig aufzugeben. Und der Herr gebrauchte ihn zu einem wunderbaren Werk in der frühen Gemeinde.

Für einen Mann mit dem Eifer eines Jakobus sind solche Lektionen manchmal schwer zu lernen. Doch müsste ich wählen zwischen einem Mann mit einem brennenden, glühenden und leidenschaftlichen Enthusiasmus und seinem Potenzial, Fehler zu machen, einerseits und einem Mann mit einer kühl berechnenden Kompromissbereitschaft andererseits, so würde ich mich jedes Mal für den ersten entscheiden. Ein solcher Eifer muss immer durch Liebe gemäßigt und brauchbar gemacht werden. Doch wenn er erst einmal der Kontrolle des Heiligen Geistes unterstellt ist und mit Geduld und Langmut vermischt ist, ist ein solcher Eifer ein großartiges Werkzeug in den Händen Gottes. Das Leben von Jakobus ist ein deutlicher Beweis dafür.

Johannes

Der Apostel der Liebe

5

Einer von seinen Jüngern, den Jesus liebte, lag zu Tisch an der Brust Jesu.

Johannes 13,23

Der Apostel Johannes ist uns deshalb so vertraut, weil er so viele neutestamentliche Bücher schrieb. Er verfasste ein Evangelium und drei Briefe, die seinen Namen tragen, sowie das Buch der Offenbarung. Abgesehen von Lukas und dem Apostel Paulus war Johannes mehr an der Entstehung des Neuen Testaments beteiligt als jeder andere menschliche Verfasser. Daher gibt die Schrift uns viele Einblicke in seine Persönlichkeit und seinen Charakter. Die meisten Informationen über ihn stammen aus seinen eigenen Schriften. Sein Evangelium vermittelt uns seine Sicht von Christus. Aus seinen Briefen erfahren wir etwas über seinen Umgang mit der Gemeinde. Und das Buch der Offenbarung gewährt uns durch die Visionen, die Gott ihm gab, einen Blick in die Zukunft.

Sowohl die Schrift als auch die Geschichtsschreibung berichten, dass Johannes in der frühen Gemeinde eine wesentliche Rolle spielte. Natürlich gehörte auch er zum vertrautesten Kreis des Herrn, doch war er keineswegs ein dominierendes Mitglied dieser Gruppe. Er war der jüngere Bruder von Jakobus, und obwohl er in den ersten zwölf Kapiteln der Apostelgeschichte häufig mit Petrus unterwegs war, stand dieser stets im Vordergrund, während Johannes im Hintergrund blieb.

Aber auch für Johannes sollte eine Zeit kommen, in der er eine Führungsposition übernahm. Da er alle anderen überlebte, kam ihm in der frühen Gemeinde eine einzigartige und patriarchalische Rolle zu, die fast bis zum Ende des ersten Jahrhunderts andauerte und weit nach Kleinasien hineinreichte. Daher drückte er der Urgemeinde seinen unauslöschlichen persönlichen Stempel auf – bis weit in die nachapostolische Zeit hinein.

Nahezu alles, was wir über Jakobus' Persönlichkeit und Charakter herausfanden, trifft auch auf Johannes zu, dem jüngeren der Boanerges-Brüder. Die beiden Männer besaßen ähnliche Veranlagungen, und wie wir im vorherigen Kapitel feststellten, waren sie in den Evangelien untrennbar miteinander verbunden. Genauso wie Jakobus wollte auch Johannes Feuer vom Himmel auf die Samariter herabfallen lassen. Er war mittendrin, als es um die Frage ging, wer von ihnen der Größte sei. Sein Eifer und Ehrgeiz spiegelte die Eigenschaften seines älteren Bruders wider.

Deshalb ist es umso bemerkenswerter, dass Johannes oft als »Apostel der Liebe« bezeichnet wurde. Tatsächlich schrieb er mehr über die Bedeutung der Liebe als jeder andere neutestamentliche Verfasser. Insbesondere betonte er die Liebe der Gläubigen zu Christus, Christi Liebe zu seiner Gemeinde und die Liebe unter Christen, die das Kennzeichen echter Gläubiger sein sollte. Das Thema Liebe zieht sich wie ein roter Faden durch all seine Schriften.

Liebe war ein Charakterzug, den er von Christus *lernte*, und nicht etwas, das er von Natur aus bekam. In jungen Jahren war er ebenso ein Sohn des Donners wie Jakobus. Vergessen Sie die Vorstellung von Johannes, wie er in der mittelalterlichen Kunst häufig dargestellt wird: als sanftmütige, blasshäutige, feminine Person, die sich an Jesu Schulter lehnt und mit zartem Blick zu ihm aufschaut. Nein, er war ein rauer und kantiger Typ, genauso wie die übrigen Fischer unter den Jüngern. Um es noch einmal zu betonen: Er war ebenso intolerant, ehrgeizig, eifernd und aufbrausend wie sein älterer Bruder. Bei der einzigen Begebenheit in den synoptischen Evangelien, in der Johannes allein spricht, zeigt er seine ihn kennzeichnende unverschämte Intoleranz.

In den Evangelien von Matthäus, Markus und Lukas wird Johannes fast immer in Verbindung mit einer anderen Person genannt – mit Jesus, Petrus oder Jakobus. Nur einmal tritt Johannes allein auf und äußert sich. An dieser Stelle bekannte er dem Herrn, einen Mann zurechtgewiesen zu haben, der im Namen Jesu Dämonen austrieb, aber nicht zu den Jüngern gehörte (Mk 9,38). Wir wollen die Begebenheit einmal kurz untersuchen.

Die Evangelien machen mit diesem Ereignis deutlich, dass Johannes zu einem äußerst sektiererischen, engstirnigen, un-nachgiebigen und rücksichtslosen Verhalten fähig war. Er war impulsiv, dreist, ungestüm, leidenschaftlich und ehrgeizig – genauso wie sein Bruder Jakobus. Sie waren aus dem gleichen Holz geschnitzt.

Aber mit der Zeit änderte sich Johannes und entwickelte sich unter dem Wirken des Heiligen Geistes zum Vorteil. Vergleicht man seine frühe Nachfolge mit dem Leben des betagten Patriarchen, so stellt man fest, dass aus seinen Schwachpunkten mit fortschreitender Reife seine Stärken wurden. Er ist ein erstaunliches Beispiel dafür, was aus uns werden soll, wenn wir in Christus wachsen – wie die Kraft des Herrn in Schwachheit zur Vollendung kommt.

Wenn wir heutzutage an Johannes denken, haben wir für gewöhnlich einen gutherzigen, älteren Apostel vor Augen. Kurz vor Ende des ersten Jahrhunderts wurde er als erfahrener Apostel in der Gemeinde geliebt und für seine Hingabe an Christus und seine große Liebe für alle Heiligen respektiert. Genau aus diesem Grund verdiente er sich den Beinamen »Apostel der Liebe«.

Wie wir noch sehen werden, hob seine Liebe nicht seine Leidenschaft für die Wahrheit auf. Vielmehr verschaffte sie ihm das Gleichgewicht, das er benötigte. Bis zum Lebensende bewahrte er sich eine tiefe und bleibende Liebe zu Gottes Wahrheit und verkündigte sie mutig bis zum Schluss.

Johannes' Eifer für die Wahrheit hat seinen Schreibstil geprägt. Von allen neutestamentlichen Verfassern kann sein Denken am ehesten als Schwarzweiß-Denken bezeichnet werden. Er denkt und schreibt in absoluten Begriffen. Er behandelt Gewissheiten. Bei ihm ist alles eindeutig. In seinen Lehren gibt es kaum Grauzonen, da er dazu neigt, die Dinge durch Gegensätze darzustellen.

In seinem Evangelium setzt er z.B. Licht und Finsternis einander gegenüber, außerdem Leben und Tod, das Reich Gottes und das Reich des Bösen, die Kinder Gottes und die Kinder des Teufels, das Urteil über die Gerechten und das Urteil über die Ungerechten, die Auferstehung zum Leben und die Auferstehung zum Gericht, die Annahme Christi und die Ablehnung Christi, Frucht und Fruchtlosigkeit, Gehorsam und Ungehorsam, Liebe und Hass. Er liebt es, die Wahrheit mit absoluten und gegensätzlichen Begriffen zu beschreiben. Ihm ist die Notwendigkeit einer klaren Trennungslinie bewusst.

Der gleiche Ansatz findet sich auch in seinen Briefen wieder. Johannes sagt uns, dass wir entweder im Licht oder in der Finsternis wandeln. Wenn wir aus Gott geboren sind, sündigen wir nicht – ja, wir *können* nicht sündigen (1Jo 3,9). Entweder sind wir »aus Gott« oder »aus der Welt« (1Jo 4,4-5).

Wenn wir lieben, sind wir aus Gott geboren; lieben wir aber nicht, sind wir auch nicht aus Gott geboren (V. 7-8). Johannes schreibt: »Jeder, der in ihm bleibt, sündigt nicht; jeder, der sündigt, hat ihn nicht gesehen noch ihn erkannt« (1Jo 3,6). All das sagt er ohne Einschränkung und ohne die klaren Abgrenzungen aufzuweichen.

In seinem zweiten Brief ruft er zur vollständigen Trennung von allen falschen Lehren auf: »Jeder, der weitergeht und nicht in der Lehre des Christus bleibt, hat Gott nicht; wer in der Lehre bleibt, der hat sowohl den Vater als auch den Sohn. Wenn jemand zu euch kommt und diese Lehre nicht bringt, so nehmt ihn nicht ins Haus auf und grüßt ihn nicht! Denn wer ihn grüßt, nimmt teil an seinen bösen Werken« (V. 9-11). Seinen dritten Brief beendet er in Vers 11 mit folgenden Worten: »Wer Gutes tut, ist aus Gott; wer Böses tut, hat Gott nicht gesehen.«

Johannes denkt immer nur schwarz-weiß. Auch wenn er solche Dinge schreibt, weiß Johannes natürlich sehr wohl, dass Gläubige *sündigen* (vgl. 1Jo 2,1; 1,8.10), aber er geht nicht näher auf dieses Thema ein. In erster Linie beschäftigt er sich mit dem allgemeinen Lebensmuster eines Menschen. Er möchte die Tatsache unterstreichen, dass Gerechtigkeit und nicht Sünde das vorherrschende Prinzip im Leben eines wahren Gläubigen ist. Liest man

Johannes gedankenlos oder oberflächlich, so könnte man denken, dass er sagt, es gäbe keine Ausnahmen.

Paulus ist der Apostel der Ausnahmen. Er nahm sich Zeit, um die Kämpfe zu erklären, die jeder Gläubige mit der Sünde in seinem Leben hat (Röm 7). Während auch Paulus angibt, dass die aus Gott Geborenen nicht an der Sünde als Lebensmuster festhalten würden (Röm 6,6-7), so erkennt er dennoch an, dass wir noch gegen die Überreste der Sünde in unseren Gliedern zu kämpfen haben, unseren fleischlichen Neigungen widerstehen müssen und den alten Menschen ausziehen sowie den neuen anziehen sollten. Bei Johannes könnte man denken, Gerechtigkeit käme auf eine so einfache und natürliche Weise zu einem Christen, dass jedes Versagen ausreichen würde, um unsere Zuversicht vollständig zu vernichten. Aus diesem Grund muss ich manchmal zu den Paulusbriefen greifen, wenn ich vorher längere Zeit Johannes gelesen habe.

Natürlich sind sowohl die Briefe von Paulus als auch die von Johannes das inspirierte Wort Gottes und somit gleichermaßen wichtig. Die Ausnahmen in den Paulusbriefen heben somit die von Johannes so deutlich dargestellten Wahrheiten nicht auf. Und ebenso wenig erklären Johannes' unnachgiebige und eindeutige Feststellungen die vorsichtigen Einschränkungen von Paulus nicht für ungültig. Beides sind notwendige Aspekte von Gottes geoffenbarter Wahrheit.

Johannes' Schreibstil reflektiert seine Persönlichkeit. Die Wahrheit war seine Leidenschaft, und er schien alles zu tun, um sie nicht verschwommen darzustellen. Er schilderte sie in schwarz-weißen und absoluten Begriffen, ohne Tinte für Grauzonen zu verschwenden. Er lieferte Faustregeln, ohne alle Ausnahmen aufzuführen. Auch Jesus sprach oft in absoluten Dimensionen, und ohne jeden Zweifel hatte Johannes seinen Lehrstil vom Herrn. Obgleich Johannes immer in einem warmen, persönlichen Ton eines Hirten geschrieben hat, sind seine Inhalte nicht immer zum entspannenden Lesen geeignet. Sie geben jedoch stets seine tiefsten Überzeugungen und seine absolute Hingabe an die Wahrheit wieder.

Wahrscheinlich können wir durchaus mit Recht behaupten, dass ein Mann mit Johannes' Persönlichkeit zu der Gefahr neigt,

Dinge bis ins Extrem zu überziehen. Und tatsächlich scheint es, als ob Johannes in jüngeren Jahren etwas von einem Extremisten an sich hatte. Ihm schien es an geistlichem Gleichgewicht zu fehlen. Sein Eifer, sein Hang zum Sektierertum, seine Intoleranz und sein egoistischer Ehrgeiz sind Sünden, die auf dieses *Ungleichgewicht* zurückzuführen sind. Es waren alles potenzielle Tugenden, die ins sündige Extrem überzogen wurden. Daher *verursachten* seine größten Charakterstärken gelegentlich seine offensichtlichsten Fehler. Petrus und Jakobus zeigten eine ähnliche Neigung, ihre größten Stärken in Schwächen zu verwandeln. Häufig wurden ihnen ihre *besten* Eigenschaften zum Fallstrick.

Von Zeit zu Zeit sind wir alle Opfer dieses Prinzips. Dies ist eine der Folgen der menschlichen Verderbtheit. Durch die Sünde verdorben, geben uns selbst unsere besten Eigenschaften manchmal Anlass zum Straucheln. Es ist eine wunderbare Sache, der Wahrheit mit Achtung zu begegnen, doch muss der Eifer für sie im Gleichgewicht mit der Liebe zu den Menschen stehen, ansonsten besteht die Gefahr von selbstgerechtem Richten, von Härte und von mangelnder Barmherzigkeit. Hart zu arbeiten und ehrgeizig zu sein, ist gut, aber wenn dies nicht durch Demut ausgewogen wird, entsteht daraus ein sündiger Stolz – ein Weiterkommen auf Kosten anderer. Auch Vertrauen ist eine wunderbare Tugend, aber wenn es zu sündigem *Selbstvertrauen* wird, werden wir selbstgefällig und geistlich nachlässig.

Natürlich ist am Eifer für die Wahrheit an sich nichts Falsches, ebenso wenig wie am Wunsch nach Erfolg oder einem Gefühl von Sicherheit. All das hat seine Berechtigung. Aber selbst eine aus dem Gleichgewicht geratene Tugend kann geistlicher Gesundheit abträglich sein – so wie eine unausgewogene Wahrheit zu ernststen Irrtümern führen kann. Ein unausgeglichener Mensch ist unbeständig. Ein charakterliches Ungleichgewicht ist eine Form von Unmäßigkeit – ein Mangel an Selbstbeherrschung – und somit Sünde. Daher ist es gefährlich, einen einzelnen Aspekt der Wahrheit oder eine einzige Charaktereigenschaft bis ins Extrem zu treiben.

Das sehen wir im Leben des jungen Johannes. Manchmal war sein Verhalten extrem, eifernd, hart und rücksichtslos, und er war in seiner eigenen egoistischen Wahrnehmung der Wahrheit ge-

fangen. In seinen jungen Jahren war er wohl kaum ein Kandidat für den Beinamen »Apostel der Liebe«.

Doch die drei Jahre mit Jesus verwandelten einen egozentrischen Fanatiker in einen reifen, ausgewogenen Mann. Für diesen Sohn des Donners bedeutete die Zeit mit Jesus den Anfang des Prozesses, um zum Apostel der Liebe zu werden. Christus glied seine Schwachpunkte aus, und Johannes verwandelte sich von einem eifernden Hitzkopf zu einem liebevollen und gottesfürchtigen Ältesten und erfahrenen Ratgeber der frühen Gemeinde.

Er lernte das Gleichgewicht zwischen Liebe und Wahrheit

Johannes schien sich schon früh in seinem Leben der Wahrheit verpflichtet zu haben. Von Anfang an sehen wir ihn als geistlich interessierten Mann, der nach Wahrheit suchte und ihr folgte. Bei seinem ersten Auftreten (Joh 1,35-37) sind er und Andreas Jünger von Johannes dem Täufer. Wie Andreas folgte auch Johannes sofort Jesus nach, als Johannes der Täufer diesen als den wahren Messias vorstellte. Sie waren weder unbeständig noch dem Täufer untreu. Selbst Johannes der Täufer sagte über Jesus: »Er muss wachsen, ich aber abnehmen« (Joh 3,30). Der Jünger Johannes war an der Wahrheit interessiert; er war nicht aus einem Personenkult heraus dem Täufer gefolgt. Deshalb verließ er Johannes, um Jesus nachzuzufolgen, sobald der Täufer ihn deutlich als das Lamm Gottes auswies.

Johannes' Liebe zur Wahrheit zeigt sich in all seinen Schriften. 25-mal benutzt er das griechische Wort für *Wahrheit* in seinen Evangelien und weitere 20-mal in seinen Briefen. Er schrieb: »Eine größere Freude habe ich nicht als dies, dass ich höre, dass meine Kinder in der Wahrheit wandeln« (3Jo 4). Jemanden, der behauptete, ein Gläubiger zu sein, aber dies nicht durch sein Leben bewies, bezeichnete er als »Lügner, und in dem ist nicht die Wahrheit« (1Jo 2,4; vgl. 1,6.8). Außer dem Herrn sprach in der Schrift sonst niemand so viel über Wahrheit.

In seinen jüngeren Jahren mangelte es Johannes in seinem Eifer für die Wahrheit manchmal an Liebe und Barmherzigkeit für andere. Er musste Ausgewogenheit lernen. Die Begebenheit in

Markus 9, als Johannes einem Mann verwehrte, im Namen Jesu Dämonen auszutreiben, ist ein gutes Beispiel dafür.

In den synoptischen Evangelien ist das die einzige Stelle, wo Johannes allein handelt und spricht. Da er hier ohne Jakobus und Petrus auftritt, erhalten wir einen wichtigen und seltenen Einblick in seinen Charakter. Das ist der wirkliche Johannes. Auch Lukas 9 berichtet von dieser Begebenheit, unmittelbar bevor er den Vorfall in Samaria beschreibt, als Jakobus und Johannes Feuer vom Himmel herabfallen lassen wollten. Diese beiden Situationen sind auffallend ähnlich. In beiden Fällen zeigt Johannes Intoleranz, elitäres Denken und mangelnde Menschenliebe. Gegenüber den Samaritern bewiesen Jakobus und Johannes fehlende Liebe zu Ungläubigen. Und hier macht sich Johannes einer ähnlich lieblosen Einstellung gegenüber Mitchristen schuldig. Er hinderte den Mann daran, in Jesu Namen zu dienen, »weil er uns nicht nachfolgt« (Mk 9,38) – weil er nicht offiziell zur Gruppe gehörte.

Diese Begebenheit ereignete sich kurz nach Jesu Verklärung. Diese wunderbare Erfahrung auf dem Berg, die nur die Drei des inneren Kreises (Petrus, Jakobus und Johannes) machten, bildet den Kontext für die nachfolgenden Ereignisse dieses Kapitels. Wie immer ist es wichtig, den Zusammenhang zu verstehen.

In Markus 9,1 spricht Jesus zu seinen Jüngern: »Wahrlich, ich sage euch: Es sind einige von denen, die hier stehen, die den Tod nicht schmecken werden, bis sie das Reich Gottes in Kraft haben kommen sehen.« Natürlich klang das für die Jünger wie eine Verheißung, dass das Tausendjährige Reich noch zu ihren Lebzeiten anbrechen würde. Doch selbst heute, mehr als eintausendneuhundert Jahre nach dem Tod des letzten Jüngers, warten wir immer noch auf den Beginn des irdischen Tausendjährigen Reiches. Worauf bezog sich diese Verheißung also?

Die Ereignisse, die unmittelbar danach geschahen, geben eine deutliche Antwort auf diese Frage. Jesus verheiß ihnen eine Vorausschau auf zukünftige Ereignisse. Drei von ihnen bekämen einen Vorgeschmack auf Gottes Herrlichkeit. Ihnen würde ein Blick auf die Herrlichkeit und Macht des zukünftigen Reiches gewährt werden. Weniger als eine Woche nach seiner Verheißung würden

einige von ihnen die Macht des Reiches bezeugen können: »Und nach sechs Tagen nimmt Jesus Petrus und Jakobus und Johannes mit und führt sie für sich allein auf einen hohen Berg. Und er wurde vor ihnen umgestaltet« (V. 2).

Christus nahm seine drei vertrautesten Freunde und Jünger auf einen Berg mit, wo er den Vorhang seines Menschseins beiseite zog und wo die Schechina-Herrlichkeit – das innerste Wesen des ewigen Gottes – in leuchtendem Glanz erstrahlte. »Seine Kleider wurden glänzend, sehr weiß, so wie kein Walker auf der Erde weiß machen kann« (V. 3). Matthäus schreibt, der Anblick wäre so Furcht einflößend gewesen, dass die Jünger auf ihr Angesicht fielen (Mt 17,6). Nicht im Entferntesten hatte ein Mensch etwas Vergleichbares erlebt, seit Mose, in einer Felsspalte versteckt, Gottes Herrlichkeit von hinten sah (2Mo 33,20-23). Es war eine überirdische Erfahrung, die sich die Jünger in einem solchen Ausmaß nicht einmal hätten träumen lassen.

Um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, »erschien ihnen Elia mit Mose, und sie unterredeten sich mit Jesus« (Mk 9,4). Vers 6 erklärt, dass die Jünger sich so sehr fürchteten, dass sie nicht wussten, was sie sagen sollten.

In seiner typischen Art sprach Petrus dennoch: »Rabbi, es ist gut, dass wir hier sind; und wir wollen drei Hütten machen, dir eine und Mose eine und Elia eine« (V. 5). Wahrscheinlich dachte Petrus, das Erscheinen von Elia und Mose bedeutete den Beginn des Reiches, und das wollte er festhalten. Irrtümlicherweise schien er die drei für eine Art gleichwertiges Triumvirat gehalten zu haben, anstatt zu erkennen, dass Mose und Elia auf Christus hingewiesen und ihn über sich gestellt hatten. Genau in diesem Augenblick (»Während er noch redete« – Mt 17,5) »kam eine Wolke, die sie überschattete; und eine Stimme kam aus der Wolke: Dieser ist mein geliebter Sohn, ihn hört!« (Mk 9,7). Es waren fast dieselben Worte, die bei Jesu Taufe aus dem Himmel kamen (Mk 1,11).

Für Petrus, Jakobus und Johannes war es ein erstaunliches Erlebnis. Ihnen wurde ein einmaliges Privileg zuteil, das in der ganzen Heilsgeschichte beispielloos ist. Doch in Markus 9,9 lesen wir: »Und als sie von dem Berg herabstiegen, gebot er [Jesus] ihnen,

dass sie niemand erzählen sollten, was sie gesehen hatten, ehe nicht der Sohn des Menschen aus den Toten auferstanden sei« (Mk 9,9).

Können Sie sich vorstellen, wie schwer das gewesen sein musste? Gerade noch waren sie Zeugen der unglaublichsten Sache gewesen, die je ein Mensch gesehen hatte, und nun sollten sie niemandem davon erzählen. Von ihnen wurde eine ungeheure Beherrschung verlangt.

Und schließlich stritten sich die Jünger ständig – und diese drei ganz besonders –, wer der Größte unter ihnen sei. Dieses Thema schien ihnen nicht aus dem Sinn zu gehen (und nur einige Verse später im Markus-Evangelium bewiesen sie das). So muss es für sie überaus schwer gewesen sein, diese Erfahrung nicht als Argument für ihre Zwecke zu gebrauchen. Sie hätten vom Berg herabkommen und zu den übrigen Jüngern sagen können: »Leute, was glaubt ihr, wo wir waren? Wir waren auf dem Berg dort und was glaubt ihr, wer vorbei kam? Elia und Mose!« Ihnen war ein Blick ins Reich gestattet worden. Sie hatten Dinge gesehen, die sonst niemand hätte sehen oder wissen können. Sie bekamen eine Vorschau auf die kommende Herrlichkeit. Wie schwer muss es doch gewesen sein, diese Erfahrung für sich zu behalten!

Sie schien der Debatte, wer der Größte sei, noch Auftrieb gegeben zu haben. Einige Verse später schreibt Markus, dass sie nach Kapernaum kamen. »Und als er im Hause war, fragte er sie: Was habt ihr unterwegs besprochen?« (Mk 9,33). Jesus fragte sie nicht, weil ihm die *Information* fehlte; vielmehr wollte er von ihnen ein *Bekentnis*. Er wusste genau, worüber sie gesprochen hatten.

Doch sie waren beschämt, »denn sie hatten sich auf dem Weg untereinander besprochen, wer der Größte sei« (V. 34). Man kann sich leicht vorstellen, wie die Diskussion begann. Petrus, Jakobus und Johannes, die nach ihrem Gipfelerlebnis nur so strotzten vor Selbstsicherheit, glaubten nun erst recht, einen Vorsprung vor den anderen zu haben. Sie hatten so wunderbare Dinge gesehen, dass sie nicht einmal darüber reden durften. Und jeder von ihnen hielt wahrscheinlich nach einem Zeichen Ausschau, das ihm mitteilte, dass er der Größte von den dreien sei. Möglicherweise

stritten sie untereinander darüber, wer Jesus bei der Verklärung am nächsten stand; oder Petrus wurde von den anderen beiden daran erinnert, dass ihn eine Stimme aus dem Himmel zurechtgewiesen hatte – und so weiter.

Aber als Jesus sie fragte, worüber sie redeten, wurden sie sofort still. Sie erkannten, dass es falsch war, über diese Dinge zu diskutieren. Offenbar traf es ihr Gewissen. Deshalb konnten sie nicht zugeben, weshalb sie so viel Aufhebens machten.

Jesus wusste es natürlich. Und er ergriff die Gelegenheit, um sie ein weiteres Mal zu belehren. »Er setzte sich, rief die Zwölf, und er spricht zu ihnen: Wenn jemand der Erste sein will, soll er der Letzte von allen und aller Diener sein. Und er nahm ein Kind und stellte es in ihre Mitte; und er nahm es in seine Arme und sprach zu ihnen: Wer eins von solchen Kindern aufnehmen wird in meinem Namen, nimmt mich auf; und wer mich aufnehmen wird, nimmt nicht mich auf, sondern den, der mich gesandt hat« (V. 35-37).

Sie hatten es sich genau andersherum gedacht! Wollten sie also die Ersten im Reich Gottes sein, so mussten sie zu Dienern werden. Wenn sie wirklich groß sein wollten, mussten sie einem Kind ähnlicher werden. Anstatt miteinander zu streiten, sich gegenseitig zu bekämpfen, den anderen zu erniedrigen und sich selbst zu erhöhen, mussten sie die Rolle eines Dieners einnehmen.

Es war eine Lektion über Liebe. »Die Liebe tut nicht groß, sie bläht sich nicht auf, sie benimmt sich nicht unanständig, sie sucht nicht das Ihre« (1Kor 13,4-5). Liebe zeigt sich im Dienst an anderen – und nicht, indem sie über andere herrscht.

Das hat Johannes anscheinend ins Herz geschnitten. Es war ein ernster Tadel, und Johannes hatte ihn offensichtlich verstanden. Und genau hier folgt die einzige Stelle in den synoptischen Evangelien, wo Johannes allein spricht: »Johannes sagte zu ihm: Lehrer, wir sahen jemand Dämonen austreiben in deinem Namen; und wir wehrten ihm, weil er uns nicht nachfolgt« (Mk 9,38). Es war Sektiererei, einen Mann im Dienst für den Herrn zurechtzuweisen, nur weil er nicht der Jüngergruppe angehörte. Es zeigt die Intoleranz von Johannes, dem Sohn des Donners. Dadurch bewies er Engstirnigkeit, Ehrgeiz und den Wunsch, seinen Status ganz für

sich allein zu haben und ihn mit niemandem teilen zu wollen – all das charakterisierte den jungen Johannes nur allzu oft.

Hier sehen wir deutlich, dass Johannes kein passiver Mensch war. Er war dynamisch und konkurrenzfähig. Er verurteilte einen Mann, der im Namen Jesu diente, nur weil dieser nicht zur Gruppe der Jünger zählte. Aus keinem anderen Grund hatte sich Johannes eingemischt und versucht, den Dienst dieses Mannes aufzuhalten.

Ich schätze, dass Johannes von seinem falschen Handeln überführt war und es deshalb Jesus erzählte. Anscheinend fühlte er die Schärfe von Jesu Tadel und bereute sein Tun. In Johannes begann sich etwas zu verändern, und langsam betrachtete er seinen Mangel an Liebe als etwas Unwünschenswertes. Dass Johannes dieses Bekenntnis ablegte, zeigt die Veränderung, die sich in ihm abspielte. Sein Gewissen beunruhigte ihn. Er wurde empfindsamer. Für die Wahrheit hatte er schon immer Eifer und Leidenschaft, aber jetzt brachte der Herr ihm Liebe bei. Das war ein wichtiger Wendepunkt in seinem Leben und Denken. Er begann, das notwendige Gleichgewicht zwischen Liebe und Wahrheit zu verstehen.

Das Reich Gottes benötigt Männer, die Mut, Ehrgeiz, Elan, Leidenschaft, Kühnheit und Eifer für die Wahrheit mitbringen. Mit Sicherheit besaß Johannes all diese Dinge. Doch um sein ganzes Potenzial auszuschöpfen, musste er ein Gleichgewicht zwischen diesen Eigenschaften und der Liebe herstellen. Ich glaube, dass diese Begebenheit eine entscheidende Zurechtweisung darstellte, die ihn langsam zu dem Apostel der Liebe formte, zu dem er letzten Endes wurde.

Johannes war immer der Wahrheit verpflichtet. Daran ist sicherlich nichts Falsches, aber es reicht nicht aus. Eifer für die Wahrheit muss mit der Liebe zu den Menschen im Gleichgewicht stehen. Wahrheit ohne Liebe fehlt der Anstand – sie ist nichts anderes als *brutal*. Liebe ohne Wahrheit besitzt hingegen keinen Charakter – sie ist *Heuchelei*.

Viele Menschen sind genauso unausgeglichen, wie Johannes es war, allerdings in der entgegengesetzten Richtung. Sie betonen die Liebe zu stark. Einige sind einfach nur unwissend, andere wur-

den getäuscht, wiederum andere scheren sich einfach nicht um die Wahrheit. In jedem Fall mangelt es an Wahrheit – und alles, was bleibt, ist Irrtum, gekleidet in oberflächliche, tolerante Sentimentalität. Das ist ein armseliger Ersatz für echte Liebe. Sie reden viel von Liebe und Toleranz, aber es fehlt ihnen jegliches Interesse an der Wahrheit. Daher ist selbst die »Liebe«, von der sie sprechen, keine echte Liebe. Wirkliche Liebe »freut sich nicht über die Ungerechtigkeit, sondern sie freut sich mit der Wahrheit« (1Kor 13,6).

Auf der anderen Seite gibt es viele Menschen, die eine Menge theologisches Wissen besitzen und die Lehre sogar auswendig kennen, aber lieblos und selbstdarstellerisch sind. Für sie besteht die Wahrheit aus kalten Fakten, die erdrückend und unattraktiv sind. Ihr Mangel an Liebe nimmt der Wahrheit, zu deren Verehrung sie sich bekennen, die Kraft.

Ein wirklich gottesfürchtiger Mensch muss beide Tugenden in gleichem Maße pflegen. Wenn Sie sich in Ihrer Heiligung etwas wünschen, dann sollte es in erster Linie dieses Gleichgewicht sein. Wenn Sie im geistlichen Bereich nach etwas streben, dann sollten Sie vor allem nach einem vollkommenen Gleichgewicht zwischen Wahrheit und Liebe streben. Sie sollten die Wahrheit kennen – und sie in Liebe bewahren.

In Epheser 4 beschreibt der Apostel Paulus dieses Gleichgewicht zwischen Wahrheit und Liebe als den Höhepunkt geistlicher Reife: Er schreibt von der »vollen Mannesreife, zum Vollmaß des Wuchses der Fülle Christi« (V. 13). Er spricht von voller Reife und vollkommener Christus-Ähnlichkeit. So schildert er das Ziel, das wir anstreben sollten: »Lasst uns aber die Wahrheit reden in Liebe und in allem hinwachsen zu ihm, der das Haupt ist, Christus« (V. 15). Das bedeutet Christus-Ähnlichkeit. Christus ist der vollkommene Ausdruck von Wahrheit und Liebe. Er ist unser Vorbild.

Nur der reife Gläubige, der »zum Vollmaß des Wuchses der Fülle Christi« gelangt ist, kann sowohl Wahrheit als auch Liebe zeigen. So ist wahre geistliche Reife definiert. Der christus-ähnliche Mensch kennt die Wahrheit und gibt sie in Liebe weiter. Er kennt die Wahrheit, wie Christus sie geoffenbart hat, und er liebt wie Christus.

Als reifer Apostel lernte Johannes diese Lektion. Sein kurzer zweiter Brief beweist, wie gut er es schaffte, Wahrheit und Liebe ins Gleichgewicht zu bekommen. Im ganzen Brief verbindet Johannes wiederholt die beiden Begriffe Wahrheit und Liebe. Er schreibt »der auserwählten Herrin und ihren Kindern, die ich liebe in der Wahrheit« (V. 1) und sagt: »Ich habe mich sehr gefreut, dass ich von deinen Kindern einige gefunden habe, die in der Wahrheit wandeln« (V. 4). Anschließend bittet er sie alle in der ersten Hälfte des Briefs inständig, auch in der Liebe zu leben. Er erinnert sie an das neue Gebot, das natürlich nicht wirklich neu ist, sondern nur noch einmal das Gebot betont, das wir von Anfang an gehört haben: »dass wir einander lieben« (V. 5).

Somit handelt die erste Hälfte dieses kurzen Briefs von der Liebe. Er bittet diese Frau und ihre Kinder nicht nur, weiter in Wahrheit zu wandeln, sondern sich auch daran zu erinnern, dass Gottes Gesetz im Wesentlichen *Liebe* ist. Daher gibt es keine größere Wahrheit als die Liebe. Die beiden sind untrennbar miteinander verbunden. Schließlich lautet das erste und größte Gebot: »Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deinem ganzen Verstand« (Mt 22,37). Und das zweite ist ihm gleich: »Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst« (V. 39). Mit anderen Worten: Echte Wahrheit handelt letzten Endes von der Liebe.

In der zweiten Hälfte des Briefs setzt Johannes ein Gegengewicht zur Liebe, indem er die Frau bittet, in ihrer Liebe keine Kompromisse einzugehen und keine falschen Lehrer, die die Wahrheit angreifen, aufzunehmen oder zu grüßen. Echte Liebe ist kein zuckersüßes Gefühl, das die Wahrheit missachtet und alles toleriert:

Denn viele Verführer sind in die Welt hinausgegangen, die nicht Jesus Christus, im Fleisch gekommen, bekennen; dies ist der Verführer und der Antichrist. Seht auf euch selbst, damit ihr nicht verliert, was wir erarbeitet haben, sondern vollen Lohn empfangt! Jeder, der weitergeht und nicht in der Lehre des Christus bleibt, hat Gott nicht; wer in der Lehre bleibt, der hat sowohl den Vater als auch den Sohn. Wenn jemand zu euch

kommt und diese Lehre nicht bringt, so nehmt ihn nicht ins Haus auf und grüßt ihn nicht! Denn wer ihn grüßt, nimmt teil an seinen bösen Werken. (V. 7-11)

Johannes will nicht länger Feuer vom Himmel auf die Feinde der Wahrheit herabrufen, sondern warnt diese Dame davor, nicht ins andere Extrem zu verfallen. Menschen, die ihren Lebensunterhalt damit verdienen, die Wahrheit zu verdrehen und ihr zu trotzen, soll sie weder bei sich aufnehmen noch grüßen.

Natürlich drängt der Apostel diese Frau nicht dazu, unfreundlich zu sein. Wir sollen unseren Verfolgern Gutes tun, zu denen freundlich sein, die uns hassen, jene segnen, die uns ablehnen, und für die beten, die uns beleidigen (Lk 6,27-28). Doch darf unsere Feindesliebe nicht so weit gehen, dass wir falsche Lehrer, die das Evangelium verdrehen, ermutigen oder unterstützen.

Liebe und Wahrheit müssen in einem vollkommenen Gleichgewicht zueinander gehalten werden. Die Wahrheit darf niemals im Namen der Liebe aufgegeben werden. Und Liebe darf nicht um der Wahrheit willen vernachlässigt werden. Johannes lernte das von Christus, und dies gab ihm die Ausgewogenheit, die er so dringend brauchte.

Er lernte das Gleichgewicht zwischen Ehrgeiz und Demut

In jungen Jahren hatte Johannes ehrgeizige Pläne für sich selbst. Es ist an sich ja nicht schlecht oder falsch, sich Einfluss oder Erfolg zu wünschen. Schlecht sind solch egoistische Motive, wie Johannes sie hatte. Und besonders schlecht ist Ehrgeiz ohne Demut.

Hier finden wir ein weiteres Gleichgewicht, das erreicht werden muss, damit nicht aus einer Tugend eine Untugend wird. Ehrgeiz ohne Demut wird zu Ichbezogenheit oder gar Größenwahn.

Kurz nachdem Johannes einen Mann tadelte, weil er im Namen Jesu diente, beschreibt Markus im zehnten Kapitel, wie Jakobus und Johannes mit der Bitte an Jesus herantraten, in seinem Reich zur Rechten und zur Linken Jesu sitzen zu dürfen. Gerade

noch hatte Jesus über die Wichtigkeit von Demut gesprochen. In Markus 10,31 erzählte er ihnen: »Aber viele Erste werden Letzte und Letzte Erste sein.« (Das waren praktisch dieselben Worte, die Johannes zu seinem Bekenntnis in Markus 9 veranlasst haben. Jesus hatte ein Kind in ihre Mitte gestellt, um ihnen eine Lektion über Demut zu erteilen. Er sagte: »Wenn jemand der Erste sein will, soll er der Letzte von allen und aller Diener sein« [Mk 9,35].) Jesus wiederholte einfach nur dieselbe Lektion, die er ihnen immer und immer wieder über Demut erteilte.

Trotzdem berichtet Markus ein paar Verse später (10,35-37), dass Jakobus und Johannes zu Jesus kamen, um ihn um die wichtigsten Throne zu bitten. Im Kapitel über den Apostel Jakobus haben wir uns Matthäus' Schilderung der Begebenheit angeschaut. Dort erfuhren wir, dass Jakobus und Johannes ihre Mutter veranlassten, für sie zu bitten. Hier sehen wir, dass sie diese Gunst im Geheimen erbat, denn die anderen Jünger hörten erst später davon (V. 41).

Dass sie ihre Bitte fast direkt im Anschluss an wiederholte Belehrungen des Herrn über Demut vortrugen, offenbart eine erstaunliche Unverfrorenheit. Es zeigt, wie sehr es ihnen an wahrer Demut fehlte.

Um es noch einmal zu betonen: Ehrgeiz ist nicht falsch. An sich war es völlig in Ordnung, dass sie im Reich Gottes neben Jesus sitzen wollten. Wer würde sich das nicht wünschen? Die anderen Jünger wollten das mit Sicherheit auch, denn genau das war der Grund, weshalb sie über Jakobus und Johannes verärgert waren. Jesus tadelte sie nicht wegen ihres Wunsches.

Ihr Fehler bestand darin, dass sie sich mehr wünschten, diese Position zu bekommen, als einer solchen Position würdig zu sein. Ihr Ehrgeiz war unverhältnismäßig größer als ihre Demut. Und Jesus hatte wiederholt deutlich gemacht, dass die höchsten Positionen im Reich Gottes für die demütigsten Heiligen auf Erden reserviert sind. In den Versen 42-45 finden wir seine Reaktion:

Und Jesus rief sie zu sich und spricht zu ihnen: Ihr wisst, dass die, welche als Regenten der Nationen gelten, sie beherrschen und ihre Großen Gewalt gegen sie üben. So aber ist es nicht

unter euch; sondern wer unter euch groß werden will, soll euer Diener sein; und wer von euch der Erste sein will, soll aller Sklave sein. Denn auch der Sohn des Menschen ist nicht gekommen, um bedient zu werden, sondern um zu dienen und sein Leben zu geben als Lösegeld für viele.

Wer groß sein will, muss zuerst Demut lernen. Christus selbst verkörperte wahre Demut in Vollendung. Außerdem breitet sich sein Reich durch demütiges Dienen aus, nicht durch Politik, Prestige, Macht oder Herrschaft. Das wollte Jesus deutlich machen, als er das Kind in ihre Mitte stellte und ihnen sagte, der wahre Gläubige müsse wie ein Kind werden. An einer anderen Stelle sagt er: »Jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden; wer aber sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden« (Lk 18,14). Schon früher hatte er gesagt:

Wenn du von jemandem zur Hochzeit eingeladen wirst, so lege dich nicht auf den ersten Platz, damit nicht etwa ein Gelehrter als du von ihm geladen sei und der, welcher dich und ihn eingeladen hat, komme und zu dir spreche: Mach diesem Platz! Und dann wirst du anfangen, mit Schande den letzten Platz einzunehmen. Sondern wenn du eingeladen bist, so geh hin und lege dich auf den letzten Platz, damit, wenn der, welcher dich eingeladen hat, kommt, er zu dir spricht: Freund, rücke höher hinauf! Dann wirst du Ehre haben vor allen, die mit dir zu Tisch liegen. Denn jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden. (Lk 14,8-11)

Ein ums andere Mal hatte Christus diese Wahrheit hervorgehoben: Wer im Reich Gottes groß sein will, muss ein Diener von allen werden.

Es ist erstaunlich, wie wenig diese Wahrheit in den drei Jahren mit Jesus in das Bewusstsein der Jünger eingedrungen war. Doch in der letzten Nacht seines irdischen Wirkens war kein Einziger so demütig, Handtuch und Schüssel zu nehmen, um die Aufgabe eines Dieners zu erfüllen (Joh 13,1-17). Deshalb tat der Herr das selbst.

Johannes lernte schließlich eine Ausgewogenheit zwischen Ehrgeiz und Demut. Demut ist eine der großen Tugenden, die in seinen Schriften durchscheint.

Im ganzen Johannes-Evangelium erwähnt er kein einziges Mal seinen eigenen Namen. (Der einzige »Johannes«, der in seinem Evangelium mit Namen genannt wird, ist Johannes der Täufer.) Der Apostel Johannes vermeidet es, sich auf sich selbst zu beziehen. Vielmehr erwähnt er sich in Bezug auf Jesus. Nirgendwo spielt er sich als Held in den Vordergrund, sondern erwähnt seine Person nur, um Christus zu ehren. Anstatt seinen Namen zu benutzen, was die Aufmerksamkeit auf ihn lenken könnte, spricht er von sich als dem »Jünger, den Jesus lieb hatte« (Joh 13,23; 20,2; 21,7.20). Dadurch gibt er dem Herrn die Ehre, der einen solchen Mann liebte. In der Tat scheint ihn das Wunder, dass Christus ihn liebte, mit ehrfürchtigem Staunen erfüllt zu haben. Natürlich liebte Jesus *alle* seine Apostel mit vollkommener Liebe (vgl. Joh 13,1-2). Doch Johannes schien diese Realität auf eine einzigartige Weise ergriffen zu haben, und das machte ihn demütig.

Nur das Johannes-Evangelium schildert detailliert, wie Jesus seinen Jüngern die Füße wusch. Dadurch wird deutlich, dass Jesu Demut in der Nacht seines Verrats bei Johannes einen bleibenden Eindruck hinterlassen hatte.

Johannes' Demut zeigt sich auch in der zarten Art und Weise, wie er den Leser in jedem seiner Briefe anspricht. Er nennt sie »Kinder« und »Geliebte« – gleichzeitig schließt er sich selbst als Bruder und Kind Gottes mit ein (vgl. 1Joh 3,2). In diesen Ausdrücken schwingt eine Zartheit und Barmherzigkeit mit, die seine Demut erkennen lassen. Sein letzter Beitrag zum Kanon war das Buch der Offenbarung. Dort bezeichnet er sich als »euer Bruder und Mitgenosse in der Bedrängnis und dem Königtum und dem Ausharren in Jesus« (Offb 1,9). Obwohl er der letzte verbliebene Apostel und der Patriarch der Gemeinde war, finden wir nirgendwo, dass er über andere herrschen wollte.

Auf seinem Weg mit Jesus wurde sein Ehrgeiz durch Demut ausgeglichen. Johannes war gereift – und blieb dennoch mutig, zuversichtlich, kühn und leidenschaftlich.

Er lernte das Gleichgewicht zwischen Leiden und Herrlichkeit

Wie bereits erwähnt, strebte der Apostel Johannes in jungen Jahren nach Herrlichkeit und wollte Leiden vermeiden. Sein Verlangen nach Herrlichkeit ist in seinem Wunsch zu erkennen, auf dem bedeutendsten Thron sitzen zu dürfen. Seine Abneigung gegen Leiden sehen wir in der Tatsache, dass er und die anderen Apostel in der Nacht von Jesu Festnahme ihren Herrn verließen und flohen (Mk 14,50).

Beides ist durchaus verständlich. Auf dem Berg der Verklärung hatte Johannes Jesu Herrlichkeit schließlich aus nächster Nähe gesehen, und er schätzte seine Verheißung, diese Herrlichkeit mit ihm zu teilen, sehr (Mt 19,28-29). Wie sollte er sich auch *nicht* nach einem solchen Segen sehnen? Andererseits hat auch nur ein Verrückter an Leiden Gefallen.

Am Wunsch, an der Herrlichkeit des ewigen Reiches teilzuhaben, war an sich nichts Sündiges. Christus hatte ihm einen Thron und ein Erbteil in der Herrlichkeit verheißt. Außerdem: Wenn wir erst einmal Christi Herrlichkeit in ihrer ganzen Fülle sehen werden, dann werden wir verstehen, weshalb sie die größte Belohnung in der Ewigkeit sein wird. Davon bin ich überzeugt! Ein Blick auf Jesus in seiner ganzen Herrlichkeit wird all die Schmerzen und Leiden wert sein, die wir hier auf Erden ertragen haben (vgl. Ps 17,15; 1Jo 3,2). An Christi Herrlichkeit teilzuhaben, ist daher für jedes Kind Gottes ein angemessener Wunsch.

Doch wenn wir uns nach der himmlischen Herrlichkeit sehnen, müssen wir auch bereit sein, an den irdischen Leiden teilzuhaben. Das war der Wunsch des Apostels Paulus: »Um ihn und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden zu erkennen, indem ich seinem Tod gleichgestaltet werde« (Phil 3,10). Paulus sagte nicht, er habe eine geradezu masochistische Lust auf Schmerzen, vielmehr erkannte er an, dass Herrlichkeit und Leiden nicht voneinander zu trennen sind. Ersehnt man sich den Lohn der Herrlichkeit, so muss man auch bereit sein, Leiden zu ertragen.

Leiden sind der Preis der Herrlichkeit. Wir sind »Erben Gottes und Miterben Christi, wenn wir wirklich mitleiden, damit wir

auch mitverherrlicht werden« (Röm 8,17). Immer wieder lehrte Jesus diesen Grundsatz. »Wenn jemand mir nachkommen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf und folge mir nach! Denn wenn jemand sein Leben retten will, wird er es verlieren; wenn aber jemand sein Leben verliert um meinetwillen, wird er es finden« (Mt 16,24-25). »Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es viel Frucht. Wer sein Leben liebt, verliert es; und wer sein Leben in dieser Welt hasst, wird es zum ewigen Leben bewahren« (Joh 12,24-25).

Leiden bilden den Auftakt zur Herrlichkeit. Das Leiden der Gläubigen ist die Zusicherung der zukünftigen Herrlichkeit (1Pet 1,6-7). Und »die Leiden der jetzigen Zeit fallen nicht ins Gewicht gegenüber der zukünftigen Herrlichkeit, die an uns geoffenbart werden soll« (Röm 8,18). Bis dahin müssen diejenigen, die sich nach Herrlichkeit sehnen, diesen Wunsch mit der Bereitschaft zum Leiden ins Gleichgewicht bringen.

Alle Jünger mussten das lernen. Immerhin wollten sie *alle* die bedeutendsten Throne in der Herrlichkeit einnehmen. Doch Jesus sagte, dass diese ihren Preis hätten. Es ist nicht nur so, dass diese Throne für die Demütigen reserviert sind, sondern ihre Inhaber werden außerdem zuerst einmal auf diesen Ehrenplatz vorbereitet, indem sie Leiden demütig ertragen. Deshalb sagte Jesus zu Jakobus und Johannes, sie müssten vorher »den Kelch trinken, den ich trinke, oder mit der Taufe getauft werden, mit der ich getauft werde« (Mk 10,38).

Voller Eifer und Naivität versicherten Jakobus und Johannes ihm, sie könnten seinen Kelch trinken und mit der Taufe seiner Leiden getauft werden! »Sie aber sprachen zu ihm: Wir können es« (V. 39). In diesem Augenblick hatten sie keine Vorstellung davon, wozu sie sich gerade freiwillig bereit erklärt hatten. Sie waren wie Petrus und rühmten sich, Jesus bis in den Tod zu folgen – doch als sich die Gelegenheit dazu bot, verließen sie ihn alle und flohen.

Aber Jesus beließ es nicht bei ihrem Versagen. Alle elf Jünger flohen in der Nacht, als Jesus verraten und festgenommen wurde. Doch jeder von ihnen wurde wiederhergestellt und lernte letzten Endes, für Christus zu leiden.

Außer Johannes litten und starben sie alle um ihres Glaubens willen. Einer nach dem anderen erlitt in der Blüte seines Lebens den Märtyrertod. Johannes war der einzige Jünger, der ein hohes Alter erreichte. Aber auch er musste leiden – obschon anders als die Übrigen. Lange nachdem die anderen Jünger in die Herrlichkeit eingegangen waren, musste er noch irdische Leiden und Verfolgung ertragen.

Als Jesus in jener Nacht festgenommen wurde, begann Johannes wahrscheinlich die Bitterkeit des Kelchs zu verstehen, den er trinken musste. Aus seinem Evangelium wissen wir, dass er und Petrus dem Herrn bis zum Haus des Hohenpriesters folgten (Joh 18,15). Dort sah er, wie Jesus gefesselt und geschlagen wurde. Soweit wir wissen, war Johannes der einzige Jünger, der Augenzeuge der Kreuzigung Jesu war. Er stand in der Nähe des Kreuzes, so dass Jesus ihn sehen konnte (Joh 19,26). Wahrscheinlich konnte er erkennen, wie die Soldaten die Nägel einschlugen. Er war dort, als ein Soldat die Seite des Herrn mit einem Speer durchbohrte. Und dabei erinnerte er sich vielleicht daran, dass er seine Zustimmung zu der gleichen Taufe gegeben hatte. Da erkannte er mit Sicherheit, wie furchtbar der Kelch war, den zu trinken er sich so leichtfertig bereit erklärt hatte!

Als sein Bruder Jakobus zum ersten Märtyrer der Gemeinde wurde, war Johannes' persönlicher Verlust größer als der der anderen Jünger. Als einer nach dem anderen den Märtyrertod starb, widerfuhr ihm zusätzliches Leid. Sie waren seine Freunde und Gefährten gewesen. Bald schon blieb nur noch er allein übrig. In gewisser Hinsicht mag dies das größte Leid gewesen sein.

Praktisch alle verlässlichen Quellen der frühen Kirchengeschichte bezeugen die Tatsache, dass Johannes der Pastor der Gemeinde wurde, die der Apostel Paulus in Ephesus gründete. Während einer großen Verfolgung der Gemeinde unter dem römischen Kaiser Domitian (Bruder und Thronfolger von Titus, der Jerusalem zerstörte) wurde Johannes von dort nach Patmos verbannt, einer kleinen dodekanischen Insel in der Ägäis vor der Westküste der heutigen Türkei. Dort lebte er in einer Höhle und empfing die apokalyptischen Visionen, die im Buch der Offenbarung beschrieben sind (vgl. Offb 1,9). Ich war in der Höhle, von der

man annimmt, dass er in ihr lebte, als er die Apokalypse schrieb. Eine raue Umgebung für einen älteren Mann. Abgeschnitten von den Menschen, die er liebte, wurde er schlecht behandelt und besaß eine Steinplatte als Bett und ein Stück Fels als Kissen, während die Jahre nur langsam vorübergingen.

Aber Johannes lernte, seine Leiden bereitwillig zu ertragen. In seinen Briefen und in der Offenbarung finden wir keine Klagen über seine Umstände. Sicher ist, dass er die Offenbarung unter extremsten Entbehrungen und Verlusten schrieb. Doch erwähnt er seine Schwierigkeiten kaum und spricht von sich nur als »euer Bruder und Mitgenosse in der Bedrängnis und dem Königtum und dem Ausharren in Jesus« (Offb 1,9). Im gleichen Atemzug wie »Bedrängnis« erwähnt er auch das Ausharren, das ihn seine Leiden bereitwillig ertragen lässt. Still freute er sich auf den Tag, an dem er an der verheißenen Herrlichkeit des Reiches teilhaben würde. Das ist das richtige Gleichgewicht und eine gesunde Perspektive. Er hatte gelernt, über die irdischen Leiden hinauszusehen und die himmlische Herrlichkeit zu erwarten.

Johannes verstand die Botschaft. Er lernte die Lektionen. Indem er sich von Christus umformen ließ, wurde er zu einem menschlichen Vorbild eines gerechten, christus-ähnlichen Charakters.

Bei der Kreuzigung zeigt sich das auf überzeugende Weise. Johannes war der einzige Apostel, der nach biblischen Berichten ein Augenzeuge der Kreuzigung war. Johannes selbst schrieb, wie Jesus vom Kreuz auf seine Mutter Maria, deren Schwester Maria (die Frau von Klopas), Maria Magdalena und Johannes herablickte (Joh 19,25). Er schreibt: »Als nun Jesus die Mutter sah und den Jünger, den er liebte, dabeistehen, spricht er zu seiner Mutter: Frau, siehe, dein Sohn! Dann spricht er zu dem Jünger: Siehe, deine Mutter! Und von jener Stunde an nahm der Jünger sie zu sich« (V. 26-27).

Offensichtlich hatte Johannes die nötigen Lektionen gelernt. Er wurde zu einem demütigen, liebevollen Diener. Anderenfalls hätte Jesus ihm nicht die Fürsorge für seine eigene Mutter anvertraut. Zu Petrus sagte Jesus: »Weide meine Schafe!« (Joh 21,17). Und zu Johannes: »Sorge für meine Mutter.« Mehrere Zeugen der frühen Kirchengeschichte berichten, dass Johannes bis zu Marias

Tod Jerusalem nie verlassen und sich immer um sie gekümmert habe.

Johannes erinnert mich an viele Absolventen des theologischen Seminars – darunter auch an mich selbst als jungen Mann. Nach meinem Abschluss war ich bis über beide Ohren mit Wahrheit gefüllt, besaß aber nur wenig Geduld. Es war eine starke Versuchung, in die Gemeinde hineinzustürmen, jeden mit der Wahrheit zu überschütten und eine unmittelbare Reaktion zu erwarten. Ich musste Geduld lernen, Toleranz, Gnade, Vergebungsbereitschaft, Güte, Barmherzigkeit – ja, alle Merkmale der Liebe. Es ist wunderbar, mutig und dynamisch zu sein, aber Liebe verleiht diesen Eigenschaften den nötigen Ausgleich. Johannes ist ein ausgezeichnetes Vorbild für solche jungen Männer.

Es mag erstaunen, dass Jesus einen Mann liebte, der die Samariter verbrennen wollte. Er liebte einen Menschen, der vom Gedanken an Status und Stellung besessen war; jemanden, der ihn im Stich ließ und die Flucht ergriff, anstatt für ihn zu leiden. Doch seine Liebe machte aus Johannes einen anderen Menschen – einen Mann, der ein Vorbild für die Liebe wurde, die Jesus ihm gab.

Wir haben bereits festgestellt, dass Johannes in seinem Evangelium und in den Briefen das Wort *Wahrheit* etwa 45-mal gebrauchte. Interessanterweise benutzte er auch das Wort *Liebe* sehr häufig – über 80-mal. Er hatte das Gleichgewicht, das Jesus ihn lehrte, verstanden. Er lernte, andere so zu lieben, wie der Herr ihn geliebt hatte. Die Liebe wurde zum Mittelpunkt der Wahrheit, die ihm so wichtig war.

Seine Theologie kann man am besten als die Lehre von der Liebe bezeichnen. Er lehrte, dass Gott ein Gott der Liebe ist, Gott seinen eigenen Sohn liebte, Gott die Welt liebte, Gott von Christus geliebt wird, Christus seine Jünger liebte, seine Jünger ihn liebten, alle Menschen Christus lieben sollen, wir einander lieben sollen und die Liebe die Erfüllung des Gesetzes ist. Liebe war ein entscheidender Bestandteil jeder seiner Lehren – das herausragende Thema seiner Theologie.

Und trotzdem glitt seine Liebe niemals ins Sentimentale ab. Auch gegen Ende seines Lebens war Johannes noch immer ein

kraftvoller Streiter für die Wahrheit. Er hatte nichts von seiner Intoleranz gegenüber der Lüge verloren. In seinen Briefen, die er gegen Ende seines Lebens schrieb, wandte er sich weiterhin gegen Irrlehren, antichristliche Täuschungen, Sünde und Unmoral. In dieser Hinsicht war er bis zum Ende ein Sohn des Donners. Ich denke, der Herr wusste genau, dass der stärkste Verfechter für die Liebe ein Mann sein musste, der keine Kompromisse hinsichtlich der Wahrheit einging.

Ein weiteres Lieblingswort von Johannes war *Zeugnis*. Er gebrauchte es fast 70-mal. Er spricht vom Zeugnis Johannes' des Täufers, vom Zeugnis der Schrift, vom Zeugnis des Vaters, vom Zeugnis Christi, vom Zeugnis der Wunder, vom Zeugnis des Heiligen Geistes und vom Zeugnis der Apostel. In allen Fällen waren es Zeugnisse der *Wahrheit*. Seine Liebe zur Wahrheit blieb unverändert.

Ich bin davon überzeugt, dass Johannes nicht nur an Jesu Schulter lehnte (Joh 13,3), weil er die reine Liebe des Herrn genoss, sondern auch, um jedes Wort der Wahrheit hören zu können, das Christus redete.

Die meisten frühkirchlichen Berichte geben an, Johannes sei während der Herrschaft des Kaisers Trajan um 98 n. Chr. gestorben. Hieronymus sagt in seinem Kommentar über den Galaterbrief, der betagte Apostel Johannes sei in seinen letzten Tagen in Ephesus so gebrechlich gewesen, dass er in die Gemeinde getragen werden musste. Eine Redewendung sei beständig auf seinen Lippen gewesen: »Meine Kinder, liebt einander.« Als man ihn fragte, wieso er dies immer sagen würde, antwortete er: »Es ist das Gebot des Herrn, und wenn ihr nur das befolgt, dann reicht das aus.«

So wurden die galiläischen Fischer – Petrus, Andreas, Jakobus und Johannes – zu Menschenfischern im großen Stil und brachten Seelen für die Gemeinde ein. Durch ihr Zeugnis in den Evangelien und ihren Briefen werfen sie in gewisser Weise auch heute noch ihre Netze im Weltmeer aus. Noch immer führen sie die Menschen scharenweise zu Christus. Obwohl sie gewöhnliche Männer waren, hatten sie eine außergewöhnliche Berufung.

Philippus

Der Beamte

6

Philippus antwortete ihm: »Für zweihundert Denare Brote reichen nicht für sie hin, dass jeder auch nur ein wenig bekomme.«

Johannes 6,7

In den vier biblischen Auflistungen der zwölf Apostel steht Philippus immer an fünfter Stelle. Wie in Kapitel 2 herausgestellt, bedeutet dies anscheinend, dass Philippus der Anführer der zweiten Vierergruppe war. Nimmt man die biblischen Berichte als Grundlage, so spielt Philippus im Vergleich zu den vier Männern der ersten Gruppe eine untergeordnete Rolle, dennoch wird er in mehreren Begebenheiten erwähnt und sticht aus der Gesamtgruppe als eigenständige Persönlichkeit hervor.

Philippus ist ein griechischer Name und bedeutet »Pferdefreund«. Zudem wird er auch einen jüdischen Namen gehabt haben, da alle zwölf Apostel Juden waren. Allerdings wird dieser nirgends erwähnt. Nach den Eroberungen Alexanders des Großen im vierten Jahrhundert vor Christus hatte sich die griechische Zivilisation im Mittelmeerraum ausgebreitet, und im Nahen Osten hatten viele Menschen Sprache, Kultur und Brauchtum der Griechen angenommen. Sie waren als »Hellenisten« bekannt (vgl. Apg 6,1). Möglicherweise stammte Philippus aus einer jüdisch-hellenistischen Familie. Das Brauchtum sah auch einen hebräischen Namen vor, doch scheint Philippus, aus welchem Grund auch immer, ausschließlich seinen griechischen Namen benutzt zu haben. Daher kennen wir ihn nur als Philippus.

Er ist nicht zu verwechseln mit dem Diakon Philippus aus Apostelgeschichte 6, der Evangelist wurde und den äthiopischen Kämmerer zu Christus führte. Der Apostel Philippus ist eine andere Person.

Der Apostel Philippus »war von Betsaida, aus der Stadt des Andreas und Petrus« (Joh 1,44). Da sie alle gottesfürchtige Juden waren, besuchte er wahrscheinlich dieselbe Synagoge wie Petrus und Andreas. Aufgrund der Beziehung dieser beiden zu den Söhnen des Zebedäus kannte Philippus möglicherweise alle vier. Der Bibel könnte man entnehmen, dass auch Philippus, Nathanael und Thomas Fischer aus Galiläa waren, denn als die Apostel nach der Auferstehung nach Galiläa zurückkehrten und Petrus fischen ging, sagten die anderen: »Auch wir gehen mit dir« (Joh 21,3). Laut Johannes 21,2 waren »Simon Petrus und Thomas, genannt Zwillings, und Nathanael, der von Kana in Galiläa war, und die Söhne des Zebedäus und zwei andere von seinen Jüngern zusammen.« Die »zwei anderen« waren höchstwahrscheinlich Philippus und Andreas, da sie sich auch sonst immer in der Gesellschaft der anderen hier erwähnten Personen befanden.

Sollten alle sieben Männer Berufsfischer gewesen sein, so waren sie sehr wahrscheinlich Freunde und arbeiteten schon lange Zeit zusammen, bevor sie Christus nachfolgten. Das zeigt, was für eine eng zusammengewachsene Gruppe die Apostel waren. Mindestens die Hälfte, einschließlich aller Hauptpersonen, stammte aus einem kleinen Gebiet, sie übten aller Wahrscheinlichkeit nach denselben Beruf aus und waren wohl schon miteinander befreundet, bevor sie zu Jüngern wurden.

In gewisser Weise überrascht uns das ein wenig. Wir hätten erwartet, dass Jesus die Auswahl der Zwölf anders angegangen wäre. Schließlich berief er sie zu der enormen Aufgabe, Apostel, d.h. seine Stellvertreter nach seiner Himmelfahrt zu sein, die mit seiner Vollmacht reden und handeln sollten. Man hätte annehmen können, er hätte die ganze Erde durchsucht, um die begabtesten und qualifiziertesten Männer zu finden. Doch stattdessen wählte er eine kleine Gruppe von Fischern, verschiedenartige, aber normale Männer mit durchschnittlichen Begabungen und

Fähigkeiten, die einander bereits kannten – und sagte: »Das sind die Richtigen.«

Alles, was er wirklich von ihnen verlangte, war, dass sie sich ihm zur Verfügung stellten. Er würde sie zu sich ziehen, sie ausbilden, mit Gaben ausstatten und sie zum Dienst bevollmächtigen. Da sie *seine* Botschaft predigen und Wunder in *seiner* Kraft wirken sollten, eigneten sich diese groben Fischer besser als eine Gruppe glanzvoller Persönlichkeiten, die entsprechend ihrer eigenen Begabungen gehandelt hätten. Schließlich benahmen sich sogar diese Männer manchmal wie Primadonnas. So könnte einer der Gründe, weshalb Jesus diese spezielle Gruppe auswählte und berief, darin zu finden sein, dass sie größtenteils schon längere Zeit miteinander ausgekommen waren. Nachdem er bereits Petrus, Andreas und Johannes erwählt hatte, berief er nun Philippus, der aus demselben kleinen Dorf stammte wie ursprünglich auch Petrus und Andreas.

Was wissen wir über Philippus? Matthäus, Markus und Lukas berichten überhaupt keine Einzelheiten. Die einzigen detaillierten Beschreibungen von Philippus finden wir im Johannes-Evangelium. Aus ihnen können wir entnehmen, dass Philippus eine völlig andere Persönlichkeit als Petrus, Andreas, Jakobus oder Johannes war. Im Johannes-Evangelium finden wir Philippus oft zusammen mit Nathanael (auch als Bartholomäus bekannt), so dass wir annehmen können, dass sie gute Kameraden waren. Doch selbst von seinem besten Freund unterscheidet sich Philippus auf seine Weise. Fügen wir alles zusammen, was der Apostel Johannes über ihn schreibt, scheint Philippus eine klassische »analytische Person« gewesen zu sein. Er war ein Mensch der Zahlen und Fakten – ein praktischer Typ, der sich an die Vorschriften hält, aber nicht vorausschaut. Er gehörte zu den Menschen, die sich zum Spielverderber eignen und eher pessimistisch und alles andere als weitsichtig sind. Er war mehr damit beschäftigt, Gründe zu finden, weshalb etwas nicht zu schaffen ist, anstatt nach Möglichkeiten zur Problemlösung zu suchen. An Stelle von Visionen besaß er eine Neigung zum Pragmatismus und Zynismus – und manchmal zur Miesmacherei.

Seine Berufung

Ein Tag nach der ersten Berufung von Andreas, Johannes und Petrus durch Jesus begegnen wir Philippus zum ersten Mal (in Johannes 1). Sie erinnern sich sicherlich daran, dass Jesus diese ersten drei Jünger in der Wüste berufen hatte, wo sie zu den Füßen Johannes' des Täuflers saßen. Johannes wies sie auf den Messias hin, und sie verließen ihn, um Jesus nachzufolgen.

Johannes schreibt: »Am folgenden Tag wollte er nach Galiläa aufbrechen, und er findet Philippus; und Jesus spricht zu ihm: Folge mir nach!« (Joh 1,43). Anscheinend befand sich auch Philippus bei Johannes dem Täufer in der Wüste, und bevor Jesus nach Galiläa zurückkehrte, forderte er ihn auf, sich den anderen Jüngern anzuschließen.

Petrus, Andreas und Johannes (und wahrscheinlich auch Jakobus) hatten Jesus mehr oder weniger gefunden. Um genau zu sein, Johannes der Täufer hatte sie zu Jesus geführt. Somit lesen wir jetzt zum ersten Mal, dass Jesus einen von ihnen suchte und fand.

Damit will ich nicht sagen, er habe die Übrigen nicht in seiner Souveränität gesucht und gerufen. Wir wissen, dass er sie alle vor Grundlegung der Welt ausgewählt hatte. In Johannes 15,16 sagte Jesus ihnen: »Ihr habt nicht mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und euch dazu bestimmt.« Doch von allen Erstbegegnungen der Jünger mit Jesus ist diese Art des Vorgehens Jesu allein der Berufung von Philippus vorbehalten. Er ist der Erste, den Jesus physisch suchte, und der Erste, zu dem er sagte: »Folge mir nach.«

Interessanterweise musste Jesus am *Ende* seines irdischen Dienstes zu Petrus sagen: »Folge mir nach« (Joh 21,19.22). Nachdem er Jesus in der Nacht des Verrats verleugnet hatte, benötigte Petrus diese Ermutigung anscheinend noch. Doch Philippus war der Erste, der diese Worte hörte und ihnen nachkam. Von Anfang an suchte Jesus Philippus aktiv. Er fand ihn und forderte ihn zur Nachfolge auf. Und Philippus war ein eifriger und bereitwilliger Jünger.

Offenbar hatte Philippus bereits ein suchendes Herz. Natürlich ist ein suchendes Herz immer ein Beweis dafür, dass Gottes

Souveränität einen Menschen zu sich zieht, denn Jesus sagte: »Niemand kann zu mir kommen, wenn nicht der Vater, der mich gesandt hat, ihn zieht« (Joh 6,44) und »niemand kann zu mir kommen, es sei ihm denn von dem Vater gegeben« (V. 65).

Das suchende Herz von Philippus zeigt sich in der Art und Weise, wie er auf Jesus reagierte. »Philippus findet den Nathanael und spricht zu ihm: Wir haben den gefunden, von dem Mose in dem Gesetz geschrieben und die Propheten, Jesus, den Sohn des Josef, von Nazareth« (Joh 1,45).

Genauso wie die ersten vier Jünger hatten offenbar auch Philippus und Nathanael das Gesetz erforscht und den Messias gesucht. Aus diesem Grund waren sie alle in die Wüste gegangen, um Johannes den Täufer zu hören. Als Jesus Philippus begegnete und zu ihm sagte: »Folge mir nach«, waren seine Ohren, seine Augen und sein Herz schon geöffnet und auf die Nachfolge vorbereitet.

Philippus wählte gegenüber Nathanael eine interessante Ausdrucksweise: »Wir haben den gefunden.« Nach seinen Worten hatte Philippus den Messias gefunden, anstatt von ihm gefunden zu werden. Hier sehen wir das klassische Spannungsfeld zwischen der souveränen Erwählung und der menschlichen Entscheidung. Die Berufung von Philippus ist eine gute Illustration dafür, wie diese beiden Wahrheiten in vollkommener Harmonie nebeneinander existieren. Der Herr fand Philippus, dieser aber hatte den Eindruck, den Herrn gefunden zu haben. Vom menschlichen Standpunkt aus betrachtet sind beide Seiten richtig. Aber die biblische Sicht vermittelt uns, dass Gottes Erwählung ausschlaggebend ist. »Ihr habt nicht mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und euch dazu bestimmt« (Joh 15,16).

Aus menschlicher Sicht – der von *Philippus* – war dies dennoch das Ende seiner Suche. Durch Gottes Gnade war er ein aufrichtig Suchender. Er war dem Wort Gottes ergeben und glaubte der alttestamentlichen Verheißung auf einen Messias. Jetzt hatte er ihn gefunden – oder vielmehr, wurde er von ihm gefunden.

Philippus hatte nicht nur ein suchendes Herz, sondern auch das Herz eines Evangelisten, der einzelnen Menschen nachging.

Nachdem er Jesus begegnet war, suchte er als Erstes seinen Freund Nathanael auf und erzählte ihm vom Messias.

Übrigens bin ich der Überzeugung, dass Freundschaften der fruchtbarste Boden zum Evangelisieren sind. Christus einem Menschen vorzustellen, zu dem man bereits eine gefestigte freundschaftliche und vertrauensvolle Beziehung pflegt, hat eine starke Wirkung. Wenn jemand Christ wird, scheint er unweigerlich zuerst zu einem Freund zu gehen und ihm von Christus zu erzählen. Diese Dynamik sehen wir in Philippus' spontanem Impuls, Nathanael aufzusuchen und ihm vom Messias zu berichten.

Seine Worte verraten sein Erstaunen, als er erkannte, wer der Messias war. Derjenige, von dem Mose geschrieben und den die Propheten vorhergesagt hatten, war niemand anderes als »Jesus, Sohn des Josef, von Nazareth« – der Sohn eines einfachen Zimmermanns.

Wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, zeigte sich Nathanael zunächst wenig beeindruckt: »Nathanael sprach zu ihm: Kann aus Nazareth etwas Gutes kommen?« (Joh 1,46). Betsaida lag etwas nördlich von Nazareth; beide Ortschaften befanden sich in Galiläa. Nathanael selbst kam aus Kana (Joh 21,2), einem Dorf nördlich von Nazareth. Nazareth war in jeder Hinsicht bedeutender als Kana, somit könnte sich in Nathanaels Skepsis örtliche Rivalität widergespiegelt haben.

Doch Philippus ließ sich nicht entmutigen: »Komm und sieh!« (Joh 1,46). Die Leichtigkeit, mit der Philippus glaubte, ist bemerkenswert. Aus menschlicher Sicht hatte ihn keiner zu Jesus geführt. Er war wie Simeon, der »auf den Trost Israels wartete; und der Heilige Geist war auf ihm« (Lk 2,25). Er kannte die alttestamentlichen Verheißungen. Er war bereit und voller Erwartung. Sein Herz war vorbereitet. Und er nahm Jesus freudig und ohne Zögern als Messias auf. Kein Widerwille oder Unglaube. Für ihn spielte es keine Rolle, in was für einer Art von Stadt der Messias aufgewachsen war. Ihm war augenblicklich bewusst, dass seine Suche ein Ende gefunden hatte.

Das entspricht, offen gesagt, ganz und gar nicht dem Wesen von Philippus, und zeigt, wie sehr der Herr sein Herz vorbereitet hatte. Seine *natürliche* Neigung wäre eher von Zurückhaltung,

Zweifeln, Nachfragen, Abwarten und Sehen, was passiert, geprägt gewesen. Wie wir noch sehen werden, war er nicht gerade ein entschlossfreudiger Mensch. Doch in diesem Fall hatte der Vater ihn bereits zu Christus gezogen. Und wie Jesus sagte: »Alles, was mir der Vater gibt, *wird* zu mir kommen« (Joh 6,37; Hervorhebung hinzugefügt).

Die Speisung der Fünftausend

Das nächste Mal begegnet uns Philippus in Johannes 6 bei der Speisung der Fünftausend. Diese Begebenheit haben wir bereits im ersten Kapitel erwähnt und im Kapitel über Andreas genauer untersucht. Jetzt wollen wir sie noch einmal betrachten, diesmal aus der Perspektive von Philippus. Hier entdecken wir, wie Philippus von Natur aus war. Wir wissen bereits, dass er sich mit dem Alten Testament befasste, es wörtlich auslegte und an den Messias glaubte. Als der Messias auf ihn zukam und sagte: »Folge mir nach«, nahm er Jesus sofort in sein Leben auf und folgte ihm ohne Zögern nach. Das war Philippus' geistliche Seite. Sein Herzenszustand war in Ordnung. Er war ein Mann des Glaubens – doch allzu oft eines *schwachen* Glaubens.

Hier beginnt sich seine Persönlichkeit zu zeigen. Johannes beschreibt, wie Jesus von einer großen Menschenmenge gesucht wurde, die ihn und seine Jünger schließlich auf einem Berg fand. Wie wir im ersten Kapitel dieses Buchs feststellten, müsste die Menge aus weit mehr als fünftausend Menschen bestehen haben. Johannes 6,10 berichtet von fünftausend *Männern*. Wahrscheinlich befanden sich in der Menge auch noch mehrere Tausend Frauen und Kinder. (Insgesamt sind zehntausend oder zwanzigtausend Menschen nicht auszuschließen.) Auf jeden Fall war es eine sehr große Menschenmenge, und aus Matthäus 14,15 erfahren wir, dass es bereits Abend war. Die Leute brauchten also etwas zum Essen.

In Johannes 6,5 lesen wir: »Als nun Jesus die Augen aufhob und sah, dass eine große Volksmenge zu ihm kommt, spricht er zu Philippus: Woher sollen wir Brote kaufen, dass diese essen?«

Warum wandte er sich mit seiner Frage ausgerechnet an Philippus? Johannes gibt die Antwort: »Dies sagte er aber, um ihn zu prüfen; denn er selbst wusste, was er tun wollte« (V. 6).

Unter den Aposteln war Philippus anscheinend derjenige, der mit Verwaltungsaufgaben betraut war – der Beamte. Wahrscheinlich war ihm die Verantwortung für Mahlzeiten und Logistik übertragen worden. Wir wissen, dass Judas das Geld hatte (Joh 13,29), so macht es Sinn, dass auch jemand für den Erwerb und die Verteilung von Mahlzeiten und Vorräten verantwortlich war. Sicherlich kam diese Aufgabe Philippus' Persönlichkeit entgegen. Ob nun offiziell oder inoffiziell, er schien jedenfalls derjenige gewesen zu sein, der sich stets um die Organisation kümmerte. Er gehörte zu den Personen, die in jeder Sitzung sagen: »Ich glaube nicht, dass wir es schaffen« – der Meister des Unmöglichen. Und was ihn betraf, so fiel anscheinend alles in diese Kategorie.

Nun prüfte Jesus ihn. Nicht, um seine Gedanken herauszufinden, denn diese kannte er bereits (vgl. Joh 2,25). Auch nicht, um einen Plan von ihm zu bekommen, denn Johannes schreibt, dass Jesus schon genau wusste, was er tun würde. Er prüfte Philippus, um ihm deutlich zu machen, wie er war. Aus diesem Grund wandte sich Jesus an Philippus, den klassischen Verwaltungsmenschen, und fragte ihn: »Wie willst du all diesen Menschen Essen geben?«

Natürlich wusste Jesus genau, was Philippus dachte. Ich glaube, dass Philippus bereits dabei war, die Leute zu zählen. Als sich die Menge näherte, begann er mit seinen Schätzungen. Es war spät am Tag, und die Menge war groß und hungrig. Zu jener Zeit war es nicht so einfach, an Lebensmittel zu kommen. Am Berg gab es keine Fast-Food-Restaurants. Als Jesus ihn fragte, hatte Philippus seine Berechnungen bereits abgeschlossen: »Philippus antwortete ihm: Für zweihundert Denare Brote reichen nicht für sie hin, dass jeder auch nur ein wenig bekomme« (Joh 6,7). Seit dem Augenblick, als er die Menschenmenge erblickte, dachte er anscheinend über die Schwierigkeit nach, sie mit Lebensmitteln zu versorgen. Anstatt zu denken: »*Was für eine herrliche Möglichkeit! Jesus wird diese Menge belehren. Was*

für eine großartige Gelegenheit für den Herrn!«, hatte der durch und durch pessimistische Philippus nur die Unmöglichkeit der Situation vor Augen.

Philippus war anwesend, als der Herr Wasser in Wein verwandelte (Joh 2,2). Schon oft hatte er gesehen, wie der Herr Menschen heilte und Wunder tat. Doch als er diese große Menge sah, wurde er von dem Gedanken an die Unmöglichkeit überwältigt und nahm Zuflucht zu einer materiellen Denkweise. Als Jesus seinen Glauben prüfte, reagierte er mit offenem Unglauben. »*Es ist nicht zu schaffen.*«

Aus rein menschlicher Sicht hatte er Recht. Ein Denar war der Tageslohn eines einfachen Arbeiters (vgl. Mt 20,2). Mit anderen Worten: Alle Jünger – mindestens zwölf, wahrscheinlich aber mehr – hatten für ihre Bedürfnisse zusammen nicht mehr als den achtfachen Monatslohn eines einzigen Tagelöhners. Zieht man in Betracht, was die Jünger für Essen und Unterkunft benötigten, ist das nicht viel. Mit so wenig Geld konnten sie der Menschenmenge nicht einmal einen dürftigen Imbiss anbieten. Wahrscheinlich dachte Philippus: *Mit einem Denar könnten wir zwölf Weizenfladen kaufen. Gerste ist billiger. Dann reicht ein Denar für zwanzig Gerstenfladen. Wenn wir die kleinen Fladen nehmen und sie halbieren? ... Nein, es ist einfach nicht zu schaffen.* Er hatte bereits ausgerechnet, dass viertausend Gerstenfladen niemals für alle ausreichten. Seine Gedanken waren pessimistisch, analytisch und pragmatisch – vollkommen aufs Materielle und Irdische konzentriert.

Einer der wichtigsten und unbedingt notwendigen Grundzüge der Leiterschaft ist ein Gespür für Vision – und das gilt insbesondere für Christen. Aber Philippus beschäftigte sich mit irdischen Dingen und wurde daher von der Unlösbarkeit des Problems überwältigt. Er rechnete zu viel, um etwas zu wagen. Die bloßen Fakten vernebelten seinen Glauben. Die gegenwärtige Ausweglosigkeit hatte ihn so gefangen genommen, dass er Jesu Macht vergaß. Verstandesmäßige Kalkulationen hatten ihn so gefesselt, dass er die Möglichkeiten, die diese Situation mit sich brachte, nicht sah. Stattdessen hätte er sagen *sollen*: »Herr, wenn du willst, dass sie Essen bekommen, dann gib du es ihnen.

Ich trete zurück und schaue zu, wie du es machst. Ich weiß, du kannst es, Herr. In Kana hast du aus Wasser Wein gemacht, und in der Wüste hast du deinen Kindern Manna gegeben. Tu es. Wir sagen jedem, dass er sich anstellen soll, und du sorgst für die Lebensmittel.« Das wäre die richtige Reaktion gewesen. Aber Philippus war der Überzeugung, es könne einfach nicht geschafft werden. Jesu grenzenlose Macht war ihm völlig aus dem Blick geraten.

Andererseits schien Andreas zu ahnen, was möglich war. Er fand einen kleinen Jungen mit zwei Fischen und fünf Gerstenbrot und brachte ihn zu Christus. Angesichts des riesigen logistischen Problems stand sogar der Glaube von Andreas vor einer Herausforderung. Er sagte zu Jesus: »Es ist ein kleiner Junge hier, der fünf Gerstenbrote und zwei Fische hat. Aber was ist dies unter so viele?« (V. 9). Entweder besaß Andreas einen schwachen Hoffnungsschimmer, dass Jesus *etwas* ausrichten konnte (denn er brachte den Jungen trotzdem zu Jesus), oder er wurde von Philippus' Pessimismus beeinflusst und unterstützte durch sein Handeln die Behauptung, dass es eine ausweglose Situation war.

Wie dem auch sein mag: Philippus verpasste die Gelegenheit, den Lohn des Glaubens davonzutragen. Stattdessen fiel Andreas die Ehre zu (der durch sein Handeln wahrscheinlich einen Funken Glauben zeigte). Wie Jesus sie auch an anderer Stelle lehrte: »Wenn ihr Glauben habt wie ein Senfkorn, so werdet ihr zu diesem Berg sagen: Hebe dich weg von hier dorthin! und er wird sich hinwegheben. Und nichts wird euch unmöglich sein« (Mt 17,20).

Philippus musste diese Lektion lernen. Ihm schien *alles* unmöglich. Er musste seine materiellen, pragmatischen und verstandesmäßigen Bedenken beiseite legen und lernen, sich auf die übernatürlichen Möglichkeiten des Glaubens zu stützen.

Der Besuch der Griechen

Johannes 12 gibt uns einen weiteren Einblick in seinen Charakter. Wieder sehen wir seine äußerst analytische Veranlagung.

Er war zu sehr mit Methoden und Äußerlichkeiten beschäftigt. Ihm fehlte es an Mut und Vision. Dies ließ ihn zu zaghaft und ängstlich werden. Und als er eine weitere Chance bekam, seinen Glauben zu zeigen, ließ er auch diese ungenutzt.

In Johannes 12,20-21 heißt es: »Es waren aber einige Griechen unter denen, die hinaufkamen, um auf dem Fest anzubeten. Diese nun kamen zu Philippus von Betsaida in Galiläa und baten ihn und sagten: Herr, wir möchten Jesus sehen.« Entweder waren es gottesfürchtige Heiden oder Proselyten, die zum Passahfest nach Jerusalem kamen, um Gott anzubeten. Es war das letzte Passah nach der alttestamentlichen Ordnung, an dem Jesus als das wahre Lamm Gottes geschlachtet werden würde. Er war auf dem Weg nach Jerusalem, um für die Sünden der Welt zu sterben.

Diese Griechen waren sehr an Jesus interessiert. Sie suchten Philippus auf. Aufgrund seines griechischen Namens dachten sie vielleicht, er wäre die beste Kontaktperson. Oder sie hatten davon gehört, dass er mehr oder weniger der Verwalter der Gruppe war, derjenige, der im Auftrag der Jünger alle Vorbereitungen traf. Wieder sehen wir, dass anscheinend Philippus für solche Angelegenheiten verantwortlich war. So traten diese Männer an ihn heran, um ein Treffen mit Jesus zu vereinbaren.

Als typischer Verwaltungsmensch hatte Philippus wahrscheinlich ein volles Handbuch mit Protokollen und Vorschriften im Kopf. (Wenn er den Beamten ähnelte, die ich kenne, dann trug er ein geschriebenes Verfahrensprotokoll bei sich, das er genauestens durchdacht hatte und bis auf den Buchstaben befolgte. Ich habe den Eindruck, dass er ein Mensch war, der genau nach Vorschrift lebte.) Irgendwie wussten die Griechen, dass er die richtige Kontaktperson war, und baten ihn deshalb, ein Treffen mit Jesus zu arrangieren.

Es war keine schwierige oder komplizierte Bitte. Und dennoch scheint Philippus unsicher, was mit ihnen zu tun sei. Hätte er sein »Handbuch über Heiden und Jesus« befragt, wäre ihm aufgefallen, dass Jesus die Jünger einmal mit den Worten aussandte: »Geht nicht auf einen Weg der Nationen, und geht nicht in eine Stadt der Samariter; geht aber vielmehr zu den verlore-

nen Schafen des Hauses Israel!« (Mt 10,5-6). Zu einer anderen Gelegenheit sagte Jesus: »Ich bin nur gesandt zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel« (Mt 15,24).

Sollte dieser Grundsatz verbieten, Heiden mit Jesus bekannt zu machen? Natürlich nicht. Jesus stellte nur die Priorität seines Dienstes heraus: »Dem Juden zuerst als auch dem Griechen« (Röm 2,10). Es war ein allgemeiner Grundsatz, kein eisernes Gesetz. Griechen und andere Heiden gehörten ausdrücklich zu den Menschen, denen er diente. Jesus selbst hatte sich einer samaritanischen Frau als Messias offenbart. Auch wenn sich sein Dienst in erster Linie auf Israel konzentrierte, war er doch der Heiland der Welt – und nicht nur der Heiland Israels. »Er kam in das Seine, und die Seinen nahmen ihn nicht an; so viele ihn aber aufnahmen, denen gab er das Recht, Kinder Gottes zu werden, denen, die an seinen Namen glauben« (Joh 1,11-12).

Aber Menschen wie Philippus halten nicht viel von allgemeinen Faustregeln; sie wollen starre, unantastbare Regeln. In seinem Handbuch gab es keine Anweisungen, wie man Griechen mit Jesus bekannt macht. Und auf etwas so Unkonventionelles war Philippus nicht vorbereitet.

Nichtsdestotrotz: Philippus hatte ein gutes Herz. Deshalb brachte er die Griechen zu Andreas. Andreas würde jeden zu Jesus bringen. »Philippus kommt und sagt es Andreas, es kommt Andreas und Philippus, und sie sagen es Jesus« (Joh 12,22). Offenbar war Philippus kein entscheidungsfreudiger Mann. Es gab keinen Präzedenzfall, wie man Heiden zu Jesus brachte, deshalb suchte er sich Andreas' Hilfe, bevor er irgendetwas tat. Auf diese Weise konnte ihm niemand vorwerfen, sich nicht an die Vorschriften gehalten zu haben. Schließlich brachte Andreas *ständig* Menschen zu Jesus. Wenn schon, dann müsste man Andreas einen Vorwurf machen.

Wir können mit Sicherheit annehmen, dass Jesus sich freute, die Griechen zu empfangen. Er sagte selbst: »Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen« (Joh 6,37). Johannes 12 berichtet nichts von einem Treffen zwischen den Griechen und Jesus; es folgt nur eine Rede des Herrn:

Jesus aber antwortet ihnen und spricht: »Die Stunde ist gekommen, dass der Sohn des Menschen verherrlicht werde. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es viel Frucht. Wer sein Leben liebt, verliert es; und wer sein Leben in dieser Welt hasst, wird es zum ewigen Leben bewahren. Wenn mir jemand dient, so folge er mir nach! Und wo ich bin, da wird auch mein Diener sein. Wenn mir jemand dient, so wird der Vater ihn ehren« (12,23-26)

Kurz gesagt: Er predigte ihnen das Evangelium und forderte sie auf, seine Jünger zu werden.

War es richtig, diese Griechen zu Jesus zu bringen? Absolut! Jesus heißt jeden willkommen, das Wasser des Lebens umsonst zu nehmen (Offb 22,17). Es wäre falsch gewesen, diese Männer abzuweisen. Philippus schien es in seinem Herzen gewusst zu haben, auch wenn sein Kopf voller Protokolle und Vorschriften war.

Im Obersaal

Einen letzten Einblick in den Charakter von Philippus erhalten wir kurze Zeit später im Obersaal, wo er mit den anderen Jüngern das letzte Passahmahl einnahm. Bezeichnenderweise war das in der letzten Nacht des irdischen Wirkens Jesu – am Vorabend seiner Kreuzigung. Die offizielle Ausbildung der Zwölf war abgeschlossen. Und dennoch war ihr Glaube erschreckend schwach. Noch am selben Abend stritten sie am Tisch, wer von ihnen der Größte sei, anstatt Handtuch und Schüssel zu nehmen und Jesu Füße zu waschen. Viele der wichtigsten Lektionen, die er ihnen beigebracht hatte, schienen unbeachtet geblieben zu sein. Wie Jesus zu ihnen sagte: »Ihr Unverständigen und im Herzen zu träge, an alles zu glauben« (Lk 24,25).

Das traf insbesondere auf Philippus zu. Von allen törichten, impulsiven, herzerreißenden, ignoranten Bemerkungen, die den Jüngern hin und wieder über die Lippen kamen, war keine enttäuschender als Philippus' Bemerkung im Obersaal.

In dieser Nacht war Jesu Herz sehr beschwert. Ihm war bewusst, was ihm am nächsten Tag bevorstand. Er wusste, dass seine Zeit mit den Jüngern zu Ende war, und obwohl sie aus menschlicher Sicht immer noch schlecht vorbereitet schienen, würde er den Heiligen Geist senden, um ihnen Vollmacht zu geben, seine Zeugen zu sein. Sein irdischer Dienst an ihnen war nahezu beendet. Er würde sie als Schafe mitten unter Wölfe aussenden (vgl. Mt 10,16). So tröstete er sie und machte ihnen Mut durch den Heiligen Geist, der kommen und sie bevollmächtigen würde.

Er bat sie, nicht bestürzt zu sein, und versprach ihnen, für sie eine Stätte im Himmel vorzubereiten (Joh 14,1-2). Außerdem gab er ihnen die Verheißung seiner Rückkehr, um sie zu sich zu holen, so dass sie dahin kämen, wo er hinging (V. 3). Anschließend sagte er Folgendes: »Und wohin ich gehe, dahin wisst ihr den Weg« (V. 4). Offensichtlich war mit *wohin* der Himmel gemeint, und den *Weg* dorthin hatte er in den Evangelien aufgezeigt.

Aber sie verstanden es nur langsam, und Thomas sprach wahrscheinlich für alle, als er sagte: »Herr, wir wissen nicht, wohin du gehst. Und wie können wir den Weg wissen?« (V. 5).

Jesus sagte zu ihm: »Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater als nur durch mich« (Joh 14,6). Es sollte mittlerweile deutlich geworden sein, was er meinte. Er ging zum Vater in den Himmel, und der einzige Weg dorthin war der Glaube an Christus. Natürlich ist dies einer der biblischen Schlüsseltexte über den Absolutheitsanspruch Christi. Er lehrte sie ausdrücklich, dass niemand in den Himmel kommen kann, der ihm nicht vertraut und ihn allein als seinen Erlöser annimmt. Er ist der Weg – der *einzige* Weg – zum Vater.

Anschließend fügte Jesus einen klaren Anspruch seiner eigenen Gottheit hinzu: »Wenn ihr mich erkannt habt, werdet ihr auch meinen Vater erkennen; und von jetzt an erkennt ihr ihn und habt ihn gesehen« (Joh 14,7). In den deutlichsten Worten sagte er, dass er Gott ist. Christus und sein Vater sind von ihrem Wesen her identisch. Christus zu kennen, bedeutet, den Vater zu kennen, denn die verschiedenen Personen der Dreieinheit sind in ihrem tiefsten Wesen eins. Jesus *ist* Gott. Ihn zu sehen, heißt,

Gott zu sehen. Sie sahen und kannten ihn – und das bedeutete, dass sie auch den Vater kannten.

An diesem Punkt meldete sich Philippus zu Wort: »Philippus spricht zu ihm: Herr, zeige uns den Vater, und es genügt uns« (V. 8).

»Zeige uns den Vater«? Wie konnte Philippus so etwas sagen, direkt nachdem Jesus diese Worte gesprochen hatte? Das ist äußerst traurig. Man könnte annehmen, Philippus hätte es mittlerweile besser wissen müssen, nachdem er Jesus schon so lange nachgefolgt war. Die ganze Zeit hatte er Jesu Lehren gehört. Er hatte unzählige Wunder gesehen. Vor seinen Augen wurden viele Menschen von den schlimmsten Krankheiten geheilt und von körperlichen Verunstaltungen befreit. Er hatte gesehen, wie Jesus Dämonen austrieb. Tag für Tag verbrachte er seine Zeit in vertrauter Gemeinschaft mit Christus – vierundzwanzig Stunden am Tag, sieben Tage in der Woche, und das über viele Monate hinweg. Hätte er Christus wirklich gekannt, dann hätte er auch den Vater gekannt (V. 7). Wie konnte er jetzt sagen: »Zeige uns den Vater«? Wo war er die ganze Zeit?

»Jesus spricht zu ihm: So lange Zeit bin ich bei euch, und du hast mich nicht erkannt, Philippus? Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen. Und wie sagst du: Zeige uns den Vater?« (V. 9). Was glaubte Philippus eigentlich, was in den letzten zwei oder drei Jahren geschehen war? Wie konnte Philippus, der zu Beginn eine so begeisterte Reaktion zeigte, am Ende eine derartige Bitte äußern? Wo war sein Glaube?

Jesus fragte ihn: »Glaubst du nicht, dass ich in dem Vater bin und der Vater in mir ist? Die Worte, die ich zu euch rede, rede ich nicht von mir selbst; der Vater aber, der in mir bleibt, tut seine Werke. Glaub mir, dass ich in dem Vater bin und der Vater in mir ist; wenn aber nicht, so glaubt um der Werke selbst willen!« (V. 10-11). Im Grunde sagte Jesus: »Ich bin für den Vater, was ihr für mich seid. Ich bin der Apostel des Vaters. Ich bin sein *Schaliah*. Ich handle mit seiner absoluten Vollmacht. Mehr als das: Ich bin eins mit dem Vater. Ich bin in dem Vater, und der Vater ist in mir. Wir teilen dasselbe göttliche Wesen.«

Beachten Sie den Appell: »Glaubst du nicht ...? ... *Glaubt mir!*« Philippus hatte Jesus bereits als Messias aufgenommen. Nun

bat Christus ihn, die logische Schlussfolgerung seines Glaubens zu ziehen: Philippus befand sich bereits in der Gegenwart des lebendigen und ewigen Gottes. Es waren keine größeren Wunder erforderlich. Er benötigte keine zusätzlichen dramatischen Beweise. »Zeige uns den Vater«? Was sagte er da? Was glaubte er, was Jesus getan hatte?

Drei Jahre lang hatte Philippus Gott ins Angesicht gesehen, und noch immer war ihm das nicht bewusst. Sein irdisches, materielles Denken, seine Skepsis, seine Gefangenheit in weltlichen Dingen, seine zu intensive Beschäftigung mit Einzelheiten und seine Engstirnigkeit hatten ihn blind gemacht, so dass er nicht vollends verstehen konnte, wessen Gegenwart er die ganze Zeit genoss.

Wie die anderen Jünger auch war Philippus ein Mann mit begrenzten Fähigkeiten. Er hatte einen schwachen Glauben und ein mangelhaftes Verständnis. Er war skeptisch, analytisch, pessimistisch, unwillig und unsicher. Er wollte sich jederzeit an die Vorschriften halten. Zahlen und Fakten füllten seine Gedanken. So war er nicht in der Lage, das Gesamtbild von Christi göttlicher Macht, Person und Gnade zu begreifen. Er verstand und vertraute nur langsam und durchschaute die Umstände nicht sofort. Er wollte mehr Beweise.

Würden wir mit Philippus ein Bewerbungsgespräch über die Position führen, zu der Jesus ihn berief, würden wir möglicherweise sagen: »Er wird abgelehnt. Man kann ihn nicht zu einem der zwölf wichtigsten Männer der Weltgeschichte machen.«

Aber Jesus sagte: »Er ist genau das, wonach ich suche. Meine Kraft kommt in Schwachheit zur Vollendung. Ich werde ihn zu einem Prediger machen. Er wird zu den Gründern der Gemeinde gehören. Er wird im Reich Gottes herrschen und einen ewigen Lohn im Himmel bekommen. Und ich werde seinen Namen auf einen der zwölf Grundsteine der Stadtmauern des Neuen Jerusalems schreiben.« Dankbarerweise gebraucht der Herr viele Menschen wie Philippus.

Die Überlieferung berichtet uns, dass Philippus bei der Ausbreitung der frühen Gemeinde sehr nützlich war und zu den ersten Aposteln gehörte, die den Märtyrertod starben. Nach den

meisten Berichten wurde er in Hierapolis in Phrygien (Kleinasien) gesteinigt, acht Jahre nach dem Märtyrertod von Jakobus. Vor seinem Tod kamen durch seine Predigten viele Menschen zum Glauben.

Offenbar überwand Philippus seine menschlichen Neigungen, die seinem Glauben so oft im Weg standen. Zusammen mit den anderen Aposteln wurde er zu einem Beweis dafür, dass Gott das Törichte der Welt auserwählt hat, »damit er die Weisen zuschanden mache; und das Schwache der Welt hat Gott auserwählt, damit er das Starke zuschanden mache. Und das Unedle der Welt und das Verachtete hat Gott auserwählt, das, was nicht ist, damit er das, was ist, zunichte mache, dass sich vor Gott kein Fleisch rühme« (1Kor 1,27-29).

Nathanael

Der Truglose

7

Nathanael antwortete und sprach: »Rabbi, du bist der Sohn Gottes, du bist der König Israels.«

Johannes 1,49

Philippus' engster Gefährte, Nathanael, wird in allen vier Apostellisten als Bartholomäus aufgeführt. Im Johannes-Evangelium wird er dagegen stets Nathanael genannt. *Bartholomäus* ist ein hebräischer Nachname und bedeutet »Sohn des Talmi.« *Nathanael* bedeutet »Gott hat gegeben.« Somit ist er also Nathanael, Sohn des Talmi, oder Nathanael Bar-Talmi.

Die synoptischen Evangelien und die Apostelgeschichte geben uns keine Details über Nathanaels Hintergrund, Charakter oder Persönlichkeit. Dort wird er jeweils nur einmal erwähnt – in der Auflistung der zwölf Jünger. Im Johannes-Evangelium taucht Nathanael nur an zwei Stellen auf: in Johannes 1 bei seiner Berufung und in Johannes 21,2, wo er zu denen gehörte, die nach Jesu Auferstehung und vor seiner Himmelfahrt nach Galiläa zurückkehrten und mit Petrus fischen gingen.

Laut Johannes 21,2 kam Nathanael aus dem kleinen Ort Kana in Galiläa, wo Jesus sein erstes Wunder tat und Wasser in Wein verwandelte (Joh 2,11). Kana lag in unmittelbarer Nähe zu Jesu eigener Heimatstadt Nazareth.

Wie wir im vorangegangenen Kapitel gesehen haben, brachte Philippus ihn zu Jesus, direkt nachdem er von Jesus gefunden und berufen wurde. Anscheinend waren Philippus und Nathanael

nael gute Freunde, denn in den Apostellisten der drei synoptischen Evangelien sind ihre beiden Namen immer miteinander verbunden. Auch in den frühesten Aufzeichnungen der Kirchengeschichte und in vielen der frühen Legenden über die Apostel werden ihre Namen oftmals zusammen genannt. In den Jahren, die sie mit Christus verbrachten, waren sie anscheinend Freunde gewesen. Ähnlich wie Petrus und Andreas (die häufig als Brüder zusammen genannt werden) sowie Jakobus und Johannes (die ebenfalls Brüder waren) finden wir diese beiden immer Seite an Seite – nicht als Brüder, sondern als enge Gefährten.

Nahezu alles, was wir über Nathanael Bar-Talmi wissen, stammt aus Johannes' Bericht über seine Berufung zum Jünger. Diese Begebenheit ereignete sich in der Wüste, kurz nach Jesu Taufe, als Johannes der Täufer auf Christus als das Lamm Gottes hinwies, das die Sünde der Welt wegnimmt (Joh 1,29). Andreas, Johannes und Petrus (und möglicherweise auch Jakobus) waren die ersten Berufenen (V. 35-42). Am nächsten Tag, als er nach Galiläa gehen wollte, fand Jesus Philippus und berief auch ihn (V. 43).

Laut Vers 45 »findet Philippus den Nathanael.« Offenbar waren sie Freunde. Ob es eine Geschäftsbeziehung, ein familiäres Verhältnis oder lediglich eine soziale Beziehung war, berichtet die Schrift nicht. Aber offenbar war Philippus eng mit Nathanael verbunden, und er wusste: Nathanael würde an der Neuigkeit interessiert sein, dass der lang erwartete Messias gefunden wurde. Er konnte es gar nicht erwarten, ihm dies mitzuteilen. Deshalb suchte er ihn sofort auf und brachte ihn zu Jesus.

Anscheinend fand Philippus ihn in der Nähe desselben Ortes, wo auch er vom Herrn gefunden wurde. Die kurze Schilderung, wie Nathanael zu Jesus kam, bietet uns einen tiefen Einblick in seinen Charakter. Wir erfahren aus ihr, was für eine Art Mensch er war.

Seine Liebe zur Schrift

Eine bemerkenswerte Tatsache über Nathanael wird deutlich, als Philippus ihm sagte, dass er den Messias gefunden hatte:

»Philippus findet den Nathanael und spricht zu ihm: Wir haben den gefunden, von dem Mose in dem Gesetz geschrieben und die Propheten, Jesus, den Sohn des Josef, von Nazareth« (Joh 1,45). Die Wahrheit der Schrift schien Nathanael offensichtlich etwas zu bedeuten. Da Philippus ihn kannte, war ihm klar, dass Nathanael von der Neuigkeit fasziniert sein würde, dass Jesus die Person war, die von Mose und den Propheten in der Schrift vorausgesagt wurde. Als Philippus ihm vom Messias erzählte, bezog er sich auf die alttestamentliche Prophetie. Dass Philippus Jesus auf diese Weise vorstellte, deutet an, dass Nathanael die Prophetien des Alten Testaments *kannte*.

Das lässt möglicherweise darauf schließen, dass Nathanael und Philippus das Alte Testament gemeinsam studierten. Aller Wahrscheinlichkeit nach waren sie in die Wüste gegangen, um gemeinsam Johannes dem Täufer zuzuhören. Sie hatten ein gemeinsames Interesse an der Erfüllung alttestamentlicher Prophetien. Offenbar wusste Philippus, dass die Neuigkeit über Jesus Nathanael begeistern würde.

Beachten Sie, dass er nicht zu ihm sagte: »Ich habe einen Mann gefunden, der einen wunderbaren Plan für dein Leben hat.« Oder: »Ich habe einen Mann gefunden, der deine Ehe in Ordnung bringt, deine persönlichen Probleme löst und deinem Leben Sinn gibt.« Er versuchte Nathanael nicht zu überzeugen, indem er ihm ausmalte, wie Jesus sein Leben verbessern würde. Philippus sprach von Jesus als der Erfüllung der alttestamentlichen Prophetien, weil er wusste, dass dies Nathanaels Interesse wecken würde. Als eifriger Schüler des Alten Testaments war Nathanael bereits auf der Suche nach Gottes Wahrheit.

Übrigens scheint es, als wären alle Apostel, außer Judas Iskariot, bereits auf der Suche nach göttlicher Wahrheit gewesen, bevor Jesus ihnen begegnete. Gottes Geist wirkte bereits an ihnen und zog sie. Ihre Herzen waren offen für die Wahrheit und hungerten nach ihr. Sie besaßen eine aufrichtige Liebe zu Gott und ein tiefes Verlangen danach, die Wahrheit kennen zu lernen und den Messias aufzunehmen. In dieser Hinsicht unterschieden sie sich sehr vom religiösen Establishment, das von Heuchelei und falscher Frömmigkeit beherrscht wurde. Die Jünger waren echt.

Sehr wahrscheinlich hatten Philippus und Nathanael viele Stunden gemeinsam über der Schrift gesessen und das Gesetz und die Propheten erforscht, um die Wahrheit über das Kommen des Messias herauszufinden. Dass sie sich in der Schrift so gut auskannten, erklärt zweifelsfrei, weshalb sie so schnell auf Jesus reagierten. In Nathanaels Fall fiel dies besonders auf. Eindeutig und sofort erkannte er Jesus, da er ein klares Verständnis von den Aussagen der Schrift über ihn besaß. Nathanael wusste, was die Verheißungen besagten, so dass er ihre Erfüllung erkannte, als er sie sah. Er kannte den, von dem Mose und die Propheten geschrieben hatten, und nach einem kurzen Gespräch mit ihm wusste er, dass Jesus diese Person war. Nathanael schätzte ihn schnell ein und nahm ihn auf der Stelle an. Das war möglich, weil Nathanael ein eifriger Schüler der Schrift war.

Philippus erzählte ihm: »[Es ist] Jesus, der Sohn des Josef, von Nazareth.« »Jesus« war ein geläufiger Name – *J'shua* in seiner aramäischen Form. Der gleiche Name wird im Alten Testament mit »Josua« wiedergegeben. Bezeichnenderweise bedeutet er: »Jahwe ist Rettung« (»denn er wird sein Volk erretten von seinen Sünden« – Mt 1,21). Philippus gebrauchte den Ausdruck »Sohn des Josef« als eine Art Nachnamen – »Jesus Bar-Josef«, so wie sein Freund »Nathanael Bar-Talmi« hieß. Auf diese Weise wurden Menschen für gewöhnlich identifiziert. (Es war das hebräische Pendant zu heutigen Nachnamen wie Josephson oder Johnson. So wurde durch alle Zeitalter hindurch die Identität eines Menschen bestimmt – durch Nachnamen, die sich von ihren Vätern ableiteten.)

In Philippus' Stimme klang bestimmt eine gewisse Überraschung mit, so als würde er sagen: »Du wirst es nicht glauben, aber Jesus, der Sohn Josefs, der Sohn des Zimmermanns aus Nazareth, ist der Messias!«

Seine Voreingenommenheit

Vers 46 gibt uns einen weiteren Einblick in Nathanaels Charakter. Obwohl er ein Schüler der Schrift war, der die Wahrheit Gottes suchte, ein starkes geistliches Interesse besaß und dem

Wort Gottes treu und aufrichtig hingegeben war, so war er doch nur ein Mensch mit gewissen Vorurteilen. Seine Reaktion war: »Kann aus Nazareth etwas Gutes kommen?«

Er hätte sagen *können*: »Im Alten Testament sagt der Prophet Micha, dass der Messias aus Bethlehem kommt (Mi 5,1), nicht aus Nazareth.« Oder: »Aber Philippus, der Messias wird mit Jerusalem assoziiert, denn dort wird er herrschen.« Doch wie tief seine Vorurteile saßen, machen seine Worte deutlich: »Kann aus Nazareth etwas Gutes kommen?«

Das war kein rationaler oder biblischer Einwand, vielmehr basierte er auf bloßen Gefühlen und eifernder Borniertheit. Er zeigt seine Verachtung für ganz Nazareth. Offen gesagt: Auch Kana war keine besondere Stadt! Bis heute ist sie nur durchschnittlich. Wäre da nicht das Heiligtum, das an der Stelle errichtet wurde, von der man annimmt, dass Jesus dort Wasser in Wein verwandelte, so gäbe es dort überhaupt keinen Anziehungspunkt. Kana war abgelegen, während sich Nazareth wenigstens an einer Kreuzung befand. Die Menschen passierten Nazareth, wenn sie vom Mittelmeer nach Galiläa reisten. Niemand reiste durch Kana; es lag abseits von allem. Dass es in Nazareth keinen Anziehungspunkt gab, erklärt Nathanaels Vorurteil nicht vollständig. Wahrscheinlich spiegelt seine Bemerkung eine Art städtische Rivalität zwischen Nazareth und Kana wider.

Nazareth war eine raue und unkultivierte Stadt. (Ganz ähnlich wie heute.) Es ist kein besonders malerischer Ort. Obwohl sie an den Hängen der galiläischen Hügel gelegen ist, ist es keine Stadt, an die man sich gern erinnert – zur Zeit Jesu war es sogar noch schlimmer. Die Judäer schauten auf alle Galiläer herab, und diese wiederum auf die Bewohner von Nazareth. Obgleich er aus einer noch niedrigeren Ortschaft kam, gab Nathanael einfach die allgemeine Verachtung der Galiläer für Nazareth wieder. Es war die gleiche Art von regionalem Stolz, der jemanden, sagen wir einmal, aus Cleveland, dazu veranlasst, verächtlich über Buffalo zu sprechen.

Hier sehen wir wieder, dass es Gott gefällt, das Gewöhnliche, Schwache und Niedrige dieser Welt zu gebrauchen, um das Weisse und Mächtige zuschanden zu machen (vgl. 1Kor 1,27). Selbst

aus den verachtetsten Orten ruft Gott Menschen. Auch einen fehlerhaften Menschen, der von seinen Vorurteilen geblendet ist, kann er nehmen und zu einem Menschen machen, durch den er die Welt verändert. Letzten Endes ist das nur durch Gottes Macht zu erklären, so dass alle Ehre ihm zufällt.

Für Nathanael war es undenkbar, dass der Messias aus einer so schäbigen Stadt wie Nazareth kommen würde. Das war ein unkultivierter Ort, voll von bösen und sündigen Menschen. Nathanael erwartete einfach nicht, dass aus dort etwas Gutes stammen könnte. Und er war sich auch nicht der augenfälligen Tatsache bewusst, dass er aus einer ähnlich verachtenswerten Ortschaft kam.

Voreingenommenheit ist etwas Schlimmes. Verallgemeinerungen, die auf Überlegenheitsgefühlen und nicht auf Fakten basieren, können geistlich lähmend wirken. Vorurteile sperren viele Menschen von der Wahrheit aus. Im Grunde genommen lehnten die meisten Israeliten ihren Messias aufgrund von Vorurteilen ab. Auch sie glaubten nicht, dass ihr Messias aus Nazareth kommen würde. Dass der Messias und all seine Apostel aus Galiläa kommen würden, war für sie unvorstellbar. Sie verspotteten die Apostel als ungebildete Galiläer. Die Pharisäer machten sich über Nikodemus lustig, als sie sagten: »Bist du etwa auch aus Galiläa? Forste und sieh, dass aus Galiläa kein Prophet aufsteht!« (Joh 7,52). Sie mochten es nicht, wenn Jesus gegen das religiöse Establishment in Jerusalem sprach. Egal, ob es nun die religiösen Führer oder die normalen Menschen in den Synagogen waren: Es waren zu einem großen Teil ihre Vorurteile, welche sie dazu veranlassten, ihn abzulehnen. Selbst in Jesu eigener Heimatstadt. Sie verspotteten Jesus als Sohn Josefs (Lk 4,22). Auch in seinem eigenen Land war er ohne Ehre, weil er nichts anderes war als der Sohn eines Zimmermanns (V. 24). Und die ganze Synagoge in Nazareth – seine Synagoge, in der er aufgewachsen war – war so voller Vorurteile, dass sie ihn über eine Klippe stürzen und töten wollten, nachdem er zu ihnen gepredigt hatte (V. 28-29).

Voreingenommenheit verzerrte ihr Bild vom Messias. Das Volk Israel hatte Vorurteile gegen ihn als Galiläer und Nazare-

ner, als ungebildete Person außerhalb des religiösen Establishments. Insbesondere gegenüber seiner Botschaft waren sie voringenommen, was sie jedoch vom Evangelium ausschloss. Sie wollten ihn nicht hören, weil sie kulturelle und religiöse Eiferer waren.

John Bunyan verstand die Gefahr von Vorurteilen. In seiner berühmten Allegorie *Der Heilige Krieg* beschreibt er, wie Immanuelns Truppen zu der Stadt Menschenseele kommen, um ihr das Evangelium zu bringen. Sie richteten ihren Angriff auf das Ohr-Tor von Menschenseele, da der Glaube durch das Hören kommt. Aber Diabolus, der Feind Immanuelns und seiner Streitkräfte, wollte Menschenseele für die Hölle gefangen halten. Deshalb entschloss sich Diabolus, dem Angriff durch eine spezielle Wache am Ohr-Tor entgegenzutreten. Die Wache, die er auswählte, war der »alte Herr Vorurteil, ein zorniger und krankhafter Bursche.« Laut Bunyan machten sie Herrn Vorurteil »zum Hauptmann der Wache an diesem Tor, und unterstellten ihm sechzig Mann, die ›die tauben Männer‹ genannt wurden. Sie waren für diesen Dienst insofern geeignet, als dass sie sich weder um die Worte der Hauptmänner noch um die der Soldaten scherten.« Das beschreibt sehr anschaulich, in welcher Weise viele Menschen für die Wahrheit des Evangeliums unzugänglich gemacht werden. Durch ihre eigenen Vorurteile werden sie für die Wahrheit taub.

Vielerlei Vorurteile verschließen die Ohren der Menschen für das Evangelium – Rassenvorurteile, soziale Vorurteile, religiöse und intellektuelle Vorurteile. Vorurteile ließen die Mehrheit des jüdischen Volkes für den Messias taub bleiben. Satan stationierte Herrn Vorurteil und seine Schar tauber Männer an Israels Ohr-Tor. Deshalb »nahmen die Seinen ihn nicht an«, als »er in das Seine kam« (Joh 1,11).

John Bunyan gebrauchte das Bild der Taubheit, der Apostel Paulus das der Blindheit: »Wenn aber unser Evangelium doch verdeckt ist, so ist es nur bei denen verdeckt, die verloren gehen, den Ungläubigen, bei denen der Gott dieser Welt den Sinn verblendet hat, damit sie den Lichtglanz des Evangeliums von der Herrlichkeit des Christus, der Gottes Bild ist, nicht sehen«

(2Kor 4,3-4). Durch Vorurteile für die Wahrheit taub und blind gemacht, verstanden sie die Botschaft nicht. So ist es auch heute noch.

Nathanael lebte in einer Gesellschaft, die von Natur aus mit Vorurteilen behaftet war. Alle sündigen Menschen sind das. Wir stellen voreingenommene Behauptungen auf und ziehen voreilige Schlüsse über andere Menschen, Bevölkerungsschichten und sogar ganze Gesellschaften. Wie wir alle besaß auch Nathanael diese sündige Neigung. Und seine Voreingenommenheit veranlasste ihn zunächst zur Skepsis, als Philippus ihm erzählte, der Messias sei Nazarener.

Zum Glück waren seine Vorurteile nicht stark genug, um ihn von Christus fern zu halten. »Philippus spricht zu ihm: Komm und sieh!« (Joh 1,46). Das ist die richtige Art, mit Vorurteilen umzugehen: Mit den Fakten konfrontieren! Vorurteile basieren auf Gefühlen. Sie sind subjektiv und spiegeln nicht zwangsläufig die Realität einer Sache wider. Daher ist das Gegenmittel gegen Vorurteile ein ehrlicher Blick auf die objektive Realität – »komm und sieh.«

Und Nathanael kam. Seine Vorurteile waren glücklicherweise nicht so stark wie sein suchendes Herz.

Sein aufrichtiges Herz

Den wichtigsten Aspekt von Nathanaels Charakter bringt Jesus selbst zum Ausdruck. Er kannte Nathanael bereits. Er »hatte nicht nötig, dass jemand Zeugnis gebe von dem Menschen; denn er selbst wusste, was in dem Menschen war« (Joh 2,25). Als er Nathanael sah, lobte er seinen Charakter: »Jesus sah den Nathanael zu sich kommen und spricht von ihm: Siehe, wahrhaftig ein Israelit, in dem kein Trug ist!« (Joh 1,47).

Können Sie sich etwas Schöneres vorstellen als diese Worte aus dem Mund Jesu? Es wäre wunderbar, dies am Lebensende hören zu dürfen, zusammen mit den Worten: »Recht so, du guter und treuer Knecht! Über weniges warst du treu, über vieles werde ich dich setzen; geh hinein in die Freude deines Herrn« (vgl. Mt 25,21.23). Auf Beerdigungen hören wir oft Lobesreden, in

denen die Tugenden des Verstorbenen gerühmt werden. Doch was würden Sie davon halten, wenn Jesus so etwas schon von Anfang an über Sie sagen würde?

Das spricht Bände über Nathanaels Charakter. Er hatte von Anbeginn ein reines Herz. Natürlich war auch er ein sündiger Mensch. Seine Gedanken waren zum Teil von Vorurteilen geprägt. Aber in seinem Herzen fand sich kein Trug. Er war kein Heuchler. Seine Liebe zu Gott und sein Wunsch, den Messias zu sehen, waren echt. Er hatte ein aufrichtiges Herz ohne Arglist.

Jesus sagt über ihn: »Wahrhaftig ein Israelit.« Das griechische Wort hier, *alethos*, bedeutet »wahrhaft, wirklich, echt.« Er war ein echter Israelit.

Das ist kein Verweis auf seine physische Abstammung von Abraham. Jesus sprach nicht über Genetik. Er verband Nathanaels Status als wahrhaftiger Israelit mit der Tatsache, dass in ihm kein Trug war. Seine Truglosigkeit machte ihn zu einem echten Israeliten. Zur Zeit Jesu waren die meisten Israeliten nicht echt, sondern heuchlerisch. Sie waren Schwindler. Sie pflegten einen schönen, aber unechten geistlichen Schein in ihrem Leben; daher waren sie in Wirklichkeit keine geistlichen Kinder Abrahams. Aber Nathanael war echt.

In Römer 9,6-7 sagt der Apostel Paulus: »Denn nicht alle, die aus Israel sind, die sind Israel, auch nicht, weil sie Abrahams Nachkommen sind, sind alle Kinder.« Und in Römer 2,28-29: »Denn nicht der ist ein Jude, der es äußerlich ist, noch ist die äußerliche Beschneidung im Fleisch Beschneidung; sondern der ist ein Jude, der es innerlich ist, und Beschneidung ist die des Herzens, im Geist, nicht im Buchstaben. Sein Lob kommt nicht von Menschen, sondern von Gott.«

Hier war ein echter Jude, ein wahrer geistlicher Nachkomme Abrahams. Jemand, der den wahren und lebendigen Gott anbetete – ohne Trug und Heuchelei. Später würde Jesus in Johannes 8,31 sagen: »Wenn ihr in meinem Wort bleibt, so seid ihr wahrhaft meine Jünger.« Dabei verwendete er dasselbe griechische Wort: *alethos*.

Nathanael war ein wahrer Jünger von Anfang an. In ihm war keine Heuchelei. Das ist sehr ungewöhnlich, besonders im Israel

des ersten Jahrhunderts. Jesus beschuldigte das ganze religiöse Establishment seiner Zeit der Heuchelei. Matthäus 23,13-33 enthält eine erstaunliche Schmährede gegen die Schriftgelehrten und Pharisäer, in der Jesus sie in jeglicher Hinsicht als Heuchler bezeichnete. Auch die Synagogen waren voller Heuchler. Von den höchsten Führern bis zu den Menschen auf der Straße war Heuchelei eine Seuche in diesem Volk. Aber hier war ein wahrhafter Jude ohne Heuchelei. Ein Mann, dessen Herz beschnitten und von Verunreinigung gesäubert war. Sein Glaube und seine Hingabe an Gott waren echt. Er war ohne Trug – nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer. Er war ein wahrhaft gerechter Mann: Mit Sünde behaftet wie wir alle, aber vor Gott durch einen aufrichtigen und lebendigen Glauben gerechtfertigt.

Sein Glaubenseifer

Weil sein Herz aufrichtig und sein Glaube echt war, überwand Nathanael seine Vorurteile. Seine Reaktion auf Jesus und die darauf folgende Schilderung zeigen seinen wahren Charakter. Zunächst war er einfach erstaunt, dass Jesus alles über ihn zu wissen schien. »Nathanael spricht zu ihm: Woher kennst du mich?« (Joh 1,48).

Wir müssen annehmen, dass Nathanael noch immer unschlüssig war, ob dieser Mann wirklich der Messias sein konnte. Nicht, dass er Philippus' Urteil in Frage stellte; Philippus war sein Freund, von dem er wusste, dass er keine vorschnellen Urteile fällte. Mit Sicherheit stellte er weder die Schrift in Frage noch neigte er im Allgemeinen zu Skepsis. Doch dieser Mann aus Nazareth schien nicht in sein Bild vom Messias zu passen. Jesus war der Sohn eines Zimmermanns, ein namenloser, unauffälliger Mann aus einer Stadt, die mit keiner Prophetie in Verbindung stand. (Nazareth kommt im Alten Testament nicht einmal vor.) Und nun hatte Jesus zu ihm gesprochen, als wüsste er alles über ihn und könnte sogar in sein Herz sehen. Nathanael versuchte, das alles irgendwie zusammenzubringen.

»Woher kennst du mich?« Er könnte gemeint haben: »Willst du mir etwa schmeicheln? Versuchst du, mich durch deine Kom-

plimente zu einem deiner Nachfolger zu machen? Wie kannst du nur wissen, was in meinem Herzen ist?»

»Jesus antwortete und sprach zu ihm: Ehe Philippus dich rief, als du unter dem Feigenbaum warst, sah ich dich« (V. 48). Das ließ die Dinge in einem ganz anderen Licht erscheinen. Das war keine Schmeichelei, sondern Allwissenheit! Jesus war nicht körperlich anwesend, um Nathanael unter dem Feigenbaum sehen zu können. Nathanael wusste das. Plötzlich erkannte er, dass er sich in der Gegenwart einer Person befand, die mit einem allsehenden Auge in das Innerste seines Herzens blicken konnte.

Welche Bedeutung hatte der Feigenbaum? Höchstwahrscheinlich war dort die Stelle, an der Nathanael über die Schrift nachdachte. Damals waren die meisten Häuser klein, manchmal bestanden sie sogar nur aus einem einzigen Raum. Häufig wurde im Haus gekocht, so dass selbst im Sommer ein Feuer brannte. Innen war es stickig und voller Rauch. Um die Häuser herum pflanzte man Bäume, die die Häuser kühl hielten und Schatten spendeten. Feigenbäume waren besonders geeignet, da sie herrliche Früchte trugen und viel Schatten gaben. Sie werden nur etwa viereinhalb Meter groß. Ihr Stamm ist recht kurz und knorrig, und ihre Äste hängen tief herab und breiten sich siebeneinhalb bis neun Meter weit aus. Ein Feigenbaum in Hausnähe sorgte für einen großen schattigen und geschützten Ort draußen. Wollte man dem Lärm und der stickigen Atmosphäre des Hauses entkommen, konnte man nach draußen gehen und unter seinem Schatten ausruhen. Es war eine Art privater Platz an der frischen Luft, wo man in Ruhe nachdenken und für sich allein sein konnte. Nathanael ging dort zweifellos hin, um die Schrift zu studieren und zu beten.

Im Grunde sagte Jesus: »Ich kenne deinen Herzenszustand, denn ich sah dich unter dem Feigenbaum. Ich weiß, was du dort gemacht hast. Es ist deine private Kammer, wo du zum Studieren und Beten hingehst. Dort denkst du über die Schrift nach. Und ich habe dich an diesem geheimen Ort gesehen. Ich weiß, was du gemacht hast.« Jesus sah nicht nur den *Ort*, an dem er sich aufhielt, er sah auch sein *Herz*. Er kannte Nathanaels aufrichtigen Charakter, weil er direkt in ihn hineinblicken konnte, während er unter dem Feigenbaum saß.

Das reichte Nathanael. Er »antwortete und sprach: Rabbi, du bist der Sohn Gottes, du bist der König Israels« (V. 49).

Das ganze Johannes-Evangelium wurde geschrieben, um zu beweisen, dass Jesus der Sohn Gottes ist (Joh 20,31). Die ersten Worte von Johannes erklären auf überzeugende Weise Jesu Gottheit (»Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott.«) Alles in seinem Evangelium ist auf den Beweis hin ausgerichtet, dass Jesus der Sohn Gottes ist und dasselbe Wesen wie Gott besitzt: Johannes hebt seine Wunder hervor, sein sündloses Wesen, die göttliche Weisheit seiner Lehren und seine Wesensmerkmale, die dieselben sind wie die des Vaters. Er beschreibt, wie Jesus auf vielerlei Weise seine Gottheit bewies. Und das erste Kapitel enthält Nathanaels Zeugnis, dass dieser Jesus der allwissende Sohn Gottes ist. Er besitzt dasselbe Wesen wie Gott.

Genau diese Wahrheit hatte Nathanaels Freund Philippus zwei Jahre später immer noch nicht verstanden, als er Jesus im Obersaal bat: »Zeige uns den Vater« (Joh 14,8-9). Was Philippus bis zum Schluss nicht erfasst hatte, begriff sein Freund Nathanael direkt zu Beginn.

Nathanael kannte das Alte Testament. Er war mit den Propheten vertraut. Er wusste, wen er suchte. Jesu Allwissenheit, sein geistliches Verständnis und seine Fähigkeit, in Nathanaels Herz zu schauen, überzeugten ihn davon, dass Jesus wirklich der Messias war – obwohl er aus Nazareth kam.

Dass Nathanael mit den messianischen Verheißungen des Alten Testaments vertraut war, zeigt sich an seiner Reaktion (»Du bist der Sohn Gottes, du bist der König Israels«). Psalm 2 lässt deutlich erkennen, dass der Messias der Sohn Gottes sein würde. Viele alttestamentliche Prophetien sprachen von ihm als dem »König Israels«, einschließlich Zefanja 3,15 (»Der HERR hat deine Strafgerichte weggenommen, deinen Feind weggefegt. Der König Israels, der HERR, ist in deiner Mitte, du wirst kein Unglück mehr sehen«) und Sacharja 9,9 (»Juble laut, Tochter Zion, jauchze, Tochter Jerusalem! Siehe, dein König kommt zu dir: Gerecht und siegreich ist er, demütig und auf einem Esel reitend, und zwar auf einem Fohlen, einem Jungen der Eselin«). Derselbe Vers, in dem seine Geburt in Bethlehem vorausgesagt

wird, spricht von ihm als dem »Herrscher über Israel«, dessen »Ursprünge sind von der Urzeit, von den Tagen der Ewigkeit her« (Mi 5,1). Hier wird er nicht nur als Herrscher beschrieben, sondern auch als der Ewige. Als Nathanael den Beweis seiner Allwissenheit sah, erkannte er Jesus augenblicklich als den verheißenen Messias, als Gottes Sohn und als König Israels an.

Nathanael war wie Simeon, der das Kind Jesus in die Arme nahm und sagte: »Nun, Herr, entlässt du deinen Knecht nach deinem Wort in Frieden; denn meine Augen haben dein Heil gesehen, das du bereitet hast im Angesicht aller Nationen: ein Licht zur Offenbarung für die Nationen und zur Herrlichkeit deines Volkes Israel« (Lk 2,29-32). Auch er erkannte Jesus sofort als denjenigen, auf den er gewartet hatte. Nathanael – ein Mensch, der die Schrift sorgfältig studierte – war ein wahrer Jude, der auf den Messias wartete und wusste, dass dieser der Sohn Gottes und König Israels sein würde. Er gehörte nicht zu denen, die mit einer halben Hingabe zufrieden waren. Gleich am ersten Tag kam er zu vollem Verständnis und ganzer Hingabe.

»Jesus antwortete und sprach zu ihm: Weil ich dir sagte: Ich sah dich unter dem Feigenbaum, glaubst du? Du wirst Größeres als dies sehen. Und er spricht zu ihm: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ihr werdet den Himmel geöffnet sehen und die Engel Gottes auf- und niedersteigen auf den Sohn des Menschen« (Joh 1,50-51). Er bestätigte Nathanaels Glauben und gab ihm die Verheißung, dass er noch größere Dinge sehen würde als eine einfache Demonstration seiner Allwissenheit. Wenn eine Aussage über den Feigenbaum ausreichte, um Nathanael zu überzeugen, dass er der Sohn Gottes und König Israels war, dann hatte er noch nicht viel gesehen. Von nun an würde alles, was ihm begegnete, seinen Glauben bereichern und vergrößern.

Die meisten Jünger hatten schon zu kämpfen, um überhaupt dort hinzukommen, wo Nathanael nach seiner ersten Begegnung mit Christus bereits war. Aber für Nathanael war das Wirken Jesu nur eine Bestätigung dessen, was er sowieso schon für wahr hielt. Es ist wunderbar, jemanden zu sehen, der Jesus gleich von Anfang vertraute. Für ihn waren die drei Jahre mit Jesus ein sich entfaltendes Panorama einer übernatürlichen Realität!

Im Alten Testament hatte Jakob einen Traum, in dem eine Leiter auf die Erde gestellt war, »und ihre Spitze berührte den Himmel; und siehe, Engel Gottes stiegen darauf auf und nieder« (1Mo 28,12). Im Gespräch mit Nathanael nahm Jesus Bezug auf diese alttestamentliche Begebenheit. *Er* war die Leiter. Und Nathanael würde die Engel Gottes auf ihn auf- und niedersteigen sehen. Mit anderen Worten: Jesus *ist* die Leiter, die Himmel und Erde miteinander verbindet.

Das ist alles, was wir aus der Schrift über Nathanael wissen. Frühe Kirchenberichte deuten darauf hin, dass er in Persien und Indien diente und das Evangelium bis nach Armenien trug. Über seinen Tod gibt es keine verlässlichen Aufzeichnungen. Eine Überlieferung schildert, wie er in einen Sack gesteckt und ins Meer geworfen wurde. Eine andere berichtet, er wäre gekreuzigt worden. Alle Berichte stimmen darin überein, dass er wie die anderen Jünger – außer Johannes – den Märtyrertod starb.

Allerdings wissen wir, dass Nathanael vom Anfang bis zum Ende treu blieb. Alles, was er mit Jesus in dessen irdischem Dienst und nach der Geburt der neutestamentlichen Gemeinde erlebte, machte seinen Glauben letzten Endes nur stärker. Wie alle anderen Jünger ist auch Nathanael ein Beweis dafür, dass Gott die gewöhnlichsten Menschen aus den unbedeutendsten Orten nehmen und sie zu seiner Verherrlichung gebrauchen kann.

Matthäus Der Zöllner Thomas Der Zwilling

8

Und als Jesus von dort weiterging, sah er einen Menschen mit Namen Matthäus am Zollhaus sitzen, und er spricht zu ihm: »Folge mir nach!« Und er stand auf und folgte ihm nach.

Matthäus 9,9

Da sprach Thomas, der auch Zwilling genannt ist, zu den Mitjüngern: »Lasst auch uns gehen, dass wir mit ihm sterben.«

Johannes 11,16

Wie wir schon die ganze Zeit gesehen haben, sticht eine Tatsache im Leben aller zwölf Apostel besonders hervor: dass sie so normal und unkultiviert waren, als Jesus ihnen begegnete. Außer Judas Iskariot stammten sie alle aus Galiläa. Diese ganze Region war vorwiegend ländlich geprägt und mit kleinen Städten und Dörfern übersät. Ihre Bevölkerung gehörte nicht zur Elite. Sie waren nicht für ihre Bildung bekannt. Sie waren die Gewöhnlichsten der Gewöhnlichen – Fischer und Bauern.

Aus diesem Umfeld kamen auch die Jünger. Mit Absicht überging Christus vornehme und einflussreiche Menschen und erwählte stattdessen Männer, die größtenteils zum Abschaum der Gesellschaft gehörten.

So lief es bei Gott schon immer. Er erhöhte die Demütigen und erniedrigte die Stollen: »Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast du Macht gegründet« (Ps 8,3). »Denn die, die in der Höhe

wohnen, hat er niedergeworfen, die hochragende Stadt; er hat sie niedergestürzt, hat sie zu Boden niedergestürzt, hat sie niedergestoßen bis in den Staub. Es zertritt sie der Fuß, die Füße der Elenden, die Tritte der Geringen« (Jes 26,5-6). Zu Israel sagte Gott: »Und ich werde in deiner Mitte ein demütiges und geringes Volk übrig lassen, und sie werden beim Namen des HERRN Zuflucht suchen« (Zef 3,12). »So spricht der Herr, HERR: Weg mit dem Kopfbund, und fort mit der Krone! Nichts bleibt, wie es ist. Das Niedrige soll erhöht und das Hohe erniedrigt werden!« (Hes 21,31).

Somit sollte es auch nicht überraschen, dass Christus religiöses Elitedenken verachtete. Die religiösen Führungspersonen seiner Zeit (wie auch die große Mehrheit der religiösen Berühmtheiten unserer Tage) waren blinde Leiter der Blinden. Die meisten Mitglieder des jüdischen Establishments waren geistlich so blind, dass sie Jesus nicht als Messias erkannten, als er kam und vor ihren Augen Wunder tat. Vielmehr sahen sie in ihm einen Eindringling. Sie hielten ihn für einen Feind. Und von Anfang an, schon als er zum ersten Mal öffentlich predigte, suchten sie nach einer Möglichkeit, ihn zu töten (Lk 4,28-29).

Letzten Endes waren es die Hohenpriester und Israels Hoher Rat, die die Menge dazu brachte, nach seinem Blut zu verlangen. Das religiöse Establishment hasste ihn. So verwundert es nicht, dass Jesus die religiöse Elite übergang und stattdessen einfache gläubige Männer nahm, die in jeglicher Hinsicht alles andere als außergewöhnlich waren.

Nicht, dass die selbstgerechten religiösen Führer nicht an Jesu Wunder geglaubt hätten. In keinem Evangelium lesen wir, dass die *Realität* seiner Wunder jemals abgestritten wurde. Wer könnte das auch? Es waren zu viele, die außerdem in aller Öffentlichkeit getan wurden, um sie einfach abzutun. Natürlich versuchten einige Leute, sie der Macht Satans zuzuschreiben (Mt 12,24). Doch niemand leugnete ihre Realität. Jeder konnte sehen, dass er Macht besaß, nach seinem Willen Dämonen auszutreiben und Wunder zu wirken. Niemand konnte ernsthaft seine Macht über alles Übernatürliche in Frage stellen.

Doch es waren nicht die Wunder, worüber sich die religiösen Führer ärgerten. Sie hätten mit der Tatsache leben können,

dass er auf dem Wasser gehen und Tausende von Menschen mit Nahrung versorgen konnte. Sie konnten jedoch nicht hinnehmen, dass er sie Sünder nannte. Sie hielten sich nicht für Arme, Gefangene, Blinde und Zerschlagene (Lk 4,18). Sie waren zu selbstgerecht. Als Jesus Buße predigte (so wie auch Johannes der Täufer vor ihm) und sagte, sie seien sündige, arme, blinde und verlorene Menschen unter der Knechtschaft ihrer eigenen Missetaten und bräuchten Vergebung und Reinigung, da konnten und wollten sie das nicht wahrhaben. So war letzten Endes seine *Botschaft* der Grund, weshalb sie ihn hassten, verleumdeten und schließlich töteten.

Genau aus diesem Grund ernannte er einfache, gewöhnliche Männer zu seinen Aposteln. Sie weigerten sich nicht, ihre Sündhaftigkeit anzuerkennen.

Matthäus, der Zöllner

Aller Wahrscheinlichkeit nach war keiner von den Zwölfen mehr als Sünder verschrien als Matthäus. In Markus 2,14 finden wir seinen jüdischen Namen – »Levi, Sohn des Alphäus«. In Lukas 5,27-29 nennt der Schreiber ihn »Levi« und in den Apostellisten in Lukas 6,15 und Apostelgeschichte 1,13 »Matthäus«.

Matthäus hat natürlich auch das Evangelium geschrieben, das seinen Namen trägt. Daher könnten wir annehmen, eine Menge Details über diesen Mann und seinen Charakter zu besitzen. Doch Tatsache ist, dass wir sehr wenig über Matthäus wissen. Das Einzige, was wir mit Sicherheit sagen können, ist, dass er ein bescheidener, zurückhaltender Mann war, der sich in seinem ausführlichen Bericht über Leben und Wirken Jesu fast gänzlich im Hintergrund hält. Nur zweimal erwähnt er in seinem Evangelium seinen Namen. (Das erste Mal bei seiner Berufung und das zweite Mal bei der Auflistung aller zwölf Apostel.)

Als Jesus ihn berief, war Matthäus ein Steuereintreiber, ein Zöllner. Das ist die *schlechteste* Empfehlung, die wir für einen Apostel Christi erwarten würden, der zu einem der wichtigsten Führer der Gemeinde und Prediger des Evangeliums werden sollte. Schließlich waren Zöllner die verachtetsten Menschen in

ganz Israel. Sie wurden von der ganzen jüdischen Gesellschaft gehasst und geschmäht. Sie waren sogar noch verhasster als die Herodianer (Juden, die der idumäischen Dynastie von Herodes gegenüber loyal waren) und wurden noch mehr verspottet als die römischen Besatzer. Zöllner hatten vom römischen Kaiser eine Lizenz zur Steuereintreibung gekauft und erpressten von den Israeliten Geld, um die römische Staatskasse und ihre eigenen Taschen zu füllen. Oft quetschten sie sogar mit Hilfe von Schlägern das Geld aus den Menschen heraus. Viele von ihnen waren widerliche, gemeine und charakterlose Schurken.

Matthäus 9,9 berichtet von der Berufung dieses Mannes. Sie taucht aus dem Nichts auf und trifft den Leser völlig unvorbereitet: »Und als Jesus von dort weiterging, sah er einen Menschen mit Namen Matthäus am Zollhaus sitzen, und er spricht zu ihm: Folge mir nach! Und er stand auf und folgte ihm nach.« Das ist der einzige Blick, den uns Matthäus in seinem Evangelium auf sich gewährt.

Im nächsten Vers schreibt Matthäus weiter: »Und es geschah, als er in dem Haus zu Tisch lag, und siehe, da kamen viele Zöllner und Sünder und lagen zu Tisch mit Jesus und seinen Jüngern« (V. 10). Lukas zeigt, dass es sich hier im Grunde um ein riesiges Festessen handelte, das Matthäus zu Jesu Ehren in seinem Haus abhielt. Anscheinend lud er viele seiner Zöllner-Kollegen und verschiedene andere Schurken und soziale Außenseiter ein, denen er Jesus vorstellen wollte. Wie Philippus und Andreas verspürte auch Matthäus gleich zu Beginn einen großen Drang, seine engsten Freunde mit dem Heiland bekannt zu machen. Er war so sehr davon ergriffen, den Messias gefunden zu haben, dass er ihn all seinen Bekannten vorstellen wollte. Deshalb richtete er zu Jesu Ehren ein großes Bankett aus und lud sie alle ein.

Lukas beschreibt dieses Ereignis wie folgt: »Und Levi machte ihm ein großes Mahl in seinem Haus; und da war eine große Menge von Zöllnern und anderen, die mit ihnen zu Tisch lagen. Und die Pharisäer und ihre Schriftgelehrten murrten gegen seine Jünger und sprachen: Warum esst und trinkt ihr mit den Zöllnern und Sündern? Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Nicht die Gesunden brauchen einen Arzt, sondern die Kranken;

ich bin nicht gekommen, Gerechte zu rufen, sondern Sünder zur Buße« (Lk 5,29-32).

Warum lud Matthäus Steuereintreiber und andere Außenseiter ein? Weil das die einzigen Menschen waren, die er kannte und die mit einem Mann wie Matthäus verkehrten. Aus der gesellschaftlichen Elite kannte er niemanden gut genug, um ihn einzuladen. Er war ein Zöllner und hatte somit den gleichen sozialen Stand wie Huren (Mt 21,32). Für einen *Juden* war es sogar noch schlimmer, Zöllner zu sein. Seine Tätigkeit machte ihn zu einem Volksverräter, einem sozial Ausgestoßenen, zum Übelsten der Üblen. Außerdem war er von religiöser Betätigung ausgeschlossen; das Betreten der Synagoge war ihm untersagt.

Daher gehörten Matthäus' einzige Freunde zum Pöbel der Gesellschaft – Kleinkriminelle, Ganoven, Prostituierte und ihresgleichen. Diese lud er in sein Haus ein, um ihnen Jesus vorzustellen. Wie Matthäus selbst berichtet, kamen Jesus und seine Apostel gerne in sein Haus und aßen mit diesen Leuten.

Natürlich waren die religiösen Führer darüber empört und schockiert. Sie verschwendeten keine Zeit, ihre Kritik den Jüngern mitzuteilen. Aber Jesus antwortete ihnen, dass es die Kranken sind, die den Arzt benötigen. Er war nicht gekommen, um Selbstgerechte zu rufen, sondern Sünder zur Buße. Mit anderen Worten: Es gab nichts, was er für die religiöse Elite tun konnte, solange diese an ihrem heuchlerischen Schein festhielt. Aber Menschen wie Matthäus, die auf ihr Sündenbekenntnis vorbereitet waren, konnten Vergebung und Erlösung empfangen.

Interessanterweise wird allen drei Zöllnern, die in den Evangelien ausdrücklich erwähnt werden, vergeben. Diese drei waren Zachäus in Lukas 19,2-10, der Zöllner im Gleichnis in Lukas 18,10-14 und eben Matthäus. Außerdem heißt es in Lukas 15,1: »Es nahten sich aber zu ihm alle Zöllner und Sünder, ihn zu hören.« Nachdem Jesus den Dienst von Johannes dem Täufer gelobt hatte, finden wir in Lukas 7,29 Folgendes: »Und das ganze Volk, das zuhörte, und die Zöllner haben Gott Recht gegeben, indem sie sich mit der Taufe des Johannes taufen ließen.« Die religiösen Führer dagegen ermahnte Jesus mit folgenden Worten: »Wahrlich, ich sage euch, dass die Zöllner und die Huren euch

vorangehen in das Reich Gottes. Denn Johannes kam zu euch im Weg der Gerechtigkeit, und ihr glaubtet ihm nicht; die Zöllner aber und die Huren glaubten ihm; euch aber, als ihr es saht, gereute es auch danach nicht, so dass ihr ihm geglaubt hättet« (Mt 21,31-32).

Das Gleichnis vom Pharisäer und vom Zöllner in Lukas 18,10-14 könnte durchaus auch auf einer wahren Begebenheit beruhen. Jesus sagte:

Zwei Menschen gingen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine ein Pharisäer und der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stand und betete bei sich selbst so: Gott, ich danke dir, dass ich nicht bin wie die übrigen der Menschen: Räuber, Ungerechte, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner. Ich faste zweimal in der Woche, ich verzehnte alles, was ich erwerbe. Der Zöllner aber stand weitab und wollte sogar die Augen nicht aufheben zum Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir, dem Sünder, gnädig! Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt hinab in sein Haus im Gegensatz zu jenem; denn jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden; wer aber sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden.

Beachten Sie, dass der Zöllner »weitab« stand. Das musste er auch. Ihm war es nur erlaubt, den Vorhof der Heiden zu betreten, nicht aber den Tempel. Da sie so verhasst waren, mussten sich Zöllner von jeder Gruppe fern halten. Der jüdische Talmud lehrte, dass es rechtlich in Ordnung sei, einen Zöllner zu belügen und zu betrügen, denn genau das verdiente ein professioneller Erpresser.

Offenbar sollten Zöllner eine gewisse Summe für die Regierung eintreiben (vgl. Mt 22,21; Röm 13,7). Doch bestand mit dem römischen Kaiser eine stillschweigende Vereinbarung, dass der Zöllner genauso auch höhere Gebührensätze und zusätzliche Steuern veranschlagen konnte. Darüber hinaus war es ihm gestattet, einen bestimmten Anteil für sich zu behalten.

Es gab zwei Arten von Zöllnern, die *Gabbai* und die *Mokhes*. Die *Gabbai* waren allgemeine Steuereintreiber. Sie nahmen Be-

sitz-, Einkommens- und Kopfsteuern ein. Diese Steuern waren von offizieller Seite festgesetzt, so dass es dabei wenig Spielraum für sie gab. Die Mokhes hingegen kassierten Abgaben für Im- und Exporte, für Waren, die für den Binnenhandel bestimmt waren, und für praktisch alles, was auf der Straße transportiert wurde. Sie erhoben Straßen- und Brückenzölle, besteuerten Lasttiere und die Achsen von Transportfahrzeugen und veranschlagten Tarife für Pakete, Briefe und was immer sie finden konnten. Die Festsetzung dieser Tarife geschah oft willkürlich und war von ihrer Laune abhängig.

Die Mokhes konnten noch einmal in Große Mokhes und Kleine Mokhes unterteilt werden. Ein Großer Mokhes hielt sich im Hintergrund und stellte andere ein, die für ihn die Steuern eintrrieben. (Zachäus war anscheinend ein Großer Mokhes, ein »Oberzöllner« – Lk 19,2). Matthäus war offenbar ein Kleiner Mokhes, der allein im Zollhaus saß und persönlich mit den Menschen zu tun hatte (Mt 9,9). Somit sahen ihn die Menschen und ärgerten sich über ihn. Er war der Schlechteste der Schlechten. Kein Jude, der etwas auf sich hielt, wäre jemals Zöllner geworden. Denn dies hätte ihn nicht nur von seinem eigenen Volk getrennt, sondern auch von Gott. Da er aus der Synagoge ausgeschlossen war und im Tempel nicht opfern oder anbeten durfte, erging es ihm in religiöser Hinsicht sogar schlechter als einem Heiden.

Daher muss es für Matthäus ein überwältigendes Ereignis gewesen sein, als Jesus ihn erwählte. Es geschah aus heiterem Himmel. Matthäus berichtet, dass Jesus ihn in seinem Zollhaus sitzen sah und einfach zu ihm sagte: »Folge mir nach!« (Mt 9,9).

Ohne Zögern »stand [Matthäus] auf und folgte ihm nach.« Er verließ sein Zollhaus und gab seine verrufene Tätigkeit auf.

Jetzt, wo diese Entscheidung erst einmal getroffen war, war sie auch nicht mehr rückgängig zu machen. Es gab keinen Mangel an geldgierigen Haien, die eine Lizenz zur Steuereintreibung beehrten. Mit Sicherheit kam nach seinem Weggang sofort ein anderer und übernahm seine Geschäfte. Nachdem Matthäus erst einmal weg war, konnte er auch nicht mehr zurückkommen. Er bereute seine Entscheidung aber auch nicht.

Was brachte einen Mann wie Matthäus dazu, sofort alles stehen und liegen zu lassen? Wahrscheinlich war er ein Materialist. Zumindest muss er das irgendwann einmal gewesen sein, ansonsten wäre er nie in eine solche Position gekommen. Weshalb ließ er also alles hinter sich und folgte Jesus nach, ohne zu wissen, was die Zukunft bringen würde?

Die beste Antwort, die wir geben können, ist die, dass Matthäus – trotz allem, was er in seinem gewählten Beruf getan hatte – in seinem tiefsten Inneren ein Jude war, der das Alte Testament kannte und liebte. Er verspürte geistlichen Hunger. An einem Punkt in seinem Leben, höchstwahrscheinlich, *nachdem* er seinen widerwärtigen Beruf gewählt hatte, suchte ihn ein quälender geistlicher Hunger heim, und er wurde zu einem aufrichtig Suchenden. Natürlich suchte und zog Gott *ihn*, und seinem Ziehen konnte Matthäus nicht widerstehen.

Wir wissen, dass Matthäus das Alte Testament sehr gut kannte, denn in seinem Evangelium finden wir neunundneunzig alttestamentliche Zitate. Das sind mehr als bei Markus, Lukas und Johannes zusammen. Offensichtlich war Matthäus mit dem Alten Testament sehr vertraut. Er zitierte aus dem Gesetz, den Psalmen und den Propheten – aus jedem Teil des Alten Testaments. Er besaß also eine gute Kenntnis der ganzen Schrift, die ihm zur Verfügung stand. Er muss sein alttestamentliches Studium selbst betrieben haben, da er vom gepredigten Wort Gottes in den Synagogen ausgeschlossen war. Um die geistliche Leere seines Lebens zu füllen, hatte er sich anscheinend der Schrift zugewandt.

Er glaubte an den wahren Gott. Und weil er die Offenbarung Gottes kannte, verstand er die Verheißungen, die auf den Messias hindeuteten. Auch Jesus dürfte ihm nicht unbekannt gewesen sein. Während er in seinem Zollhaus saß, hörte er wahrscheinlich des Öfteren von den Taten dieses Wunderwirkers, der in ganz Palästina Krankheiten heilte, Dämonen austrieb und Wunder tat. Als Jesus ihm begegnete und ihn in seine Nachfolge rief, besaß er genügend Glauben, um alles aufzugeben und ihm nachzufolgen. Nicht nur die Unmittelbarkeit seiner Reaktion verdeutlichte seinen Glauben, sondern genauso auch die Tatsa-

che, dass er im Anschluss daran in seinem Haus ein Gastmahl ausrichtete.

Das ist praktisch alles, was wir über Matthäus wissen: Er kannte das Alte Testament, glaubte an Gott, hielt nach dem Messias Ausschau, gab augenblicklich alles auf, als er Jesus begegnete, und stellte ihn voller Freude den Ausgestoßenen seines Lebensumfelds mit Freuden vor. Er wurde ein Mann der stillen Demut, der die Außenseiter liebte und religiöser Heuchelei keinen Raum ließ – ein Mann mit einem großen Glauben und einer völligen Hingabe an Christus. Seine Erfahrungen mit Jesus erinnern uns daran, dass der Herr oft die verachtetsten Leute erwählt, sie erlöst, ihnen ein neues Herz gibt und sie auf außergewöhnliche Weise gebraucht.

Vergebung ist der rote Faden, der sich nach seiner Bekehrung durch Matthäus 9 zieht. Gerade als Zöllner kannte Matthäus seine Sünde und seine Habgier, und merkte den Verrat an seinem eigenen Volk. Ihm war bewusst, dass er sich der Bestechung, Erpressung und Unterdrückung schuldig gemacht hatte. Aber als Jesus zu ihm sagte: »Folge mir nach«, wusste Matthäus, dass diese Aufforderung das Versprechen auf Sündenvergebung mit einschloss. Sein Herz sehnte sich schon lange nach dieser Vergebung. Und deshalb stand er ohne Zögern auf und widmete den Rest seines Lebens der Nachfolge Christi.

Wir wissen, dass Matthäus eine jüdische Leserschaft im Sinn hatte, als er sein Evangelium schrieb. Laut Überlieferung diente er viele Jahre den Juden in Israel und im Ausland, bevor er wegen seines Glaubens den Märtyrertod erlitt. Es existiert kein verlässlicher Bericht über seine Todesart, allerdings lassen die frühesten Aufzeichnungen darauf schließen, dass er auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde. Nachdem er ohne weiteres seine lukrative Karriere hinter sich gelassen hatte, war dieser Mann bereit, alles für Christus zu geben – bis zum Ende.

Thomas, der Pessimist

Der letzte Apostel der zweiten Vierergruppe ist uns ebenfalls vertraut: Thomas. Normalerweise ist er auch als »zweifelnder«

oder »ungläubiger Thomas« bekannt, obgleich es nicht die passendste Bezeichnung für ihn zu sein scheint. Er war ein besserer Mann, als der Volksmund errahnen lässt.

Allerdings können wir durchaus mit Recht behaupten, dass Thomas ein pessimistischer Mensch war. Er war ein Schwarzseher, ein Grübler, und neigte zu Sorgen und Ängstlichkeit. Er rechnete immer mit dem Schlimmsten. Eher sein Pessimismus als sein Zweifeln scheint seine ständige Untugend gewesen zu sein.

Laut Johannes 11,16 wurde Thomas auch »Zwilling« (griech.: *didymos*) genannt. Anscheinend hatte er einen Zwilling Bruder oder eine Zwillingsschwester, doch die Schrift erwähnt den anderen Zwilling nicht.

Wie Nathanael taucht Thomas in den synoptischen Evangelien nur jeweils einmal auf. Er wird nur zusammen mit den anderen elf Aposteln aufgeführt. Matthäus, Markus und Lukas nennen keine Einzelheiten über ihn. Alles, was wir über seinen Charakter wissen, erfahren wir aus dem Johannes-Evangelium.

Johannes macht seine Neigung deutlich, nur die dunklen Seiten des Lebens zu sehen. Bei allem schien er immer nur mit dem Schlimmsten zu rechnen. Trotz seines Pessimismus schimmern im Johannes-Evangelium auch erneuerte Wesenszüge durch.

Das erste Mal wird Thomas in Johannes 11,16 erwähnt. Es ist nur ein einziger Vers, aber dieser spricht Bände über seinen wirklichen Charakter.

Kurz bevor Lazarus aus den Toten auferweckt wurde, meldete sich Thomas zu Wort. Jesus hatte Jerusalem verlassen, weil sein Leben dort in Gefahr war: »Und er ging wieder weg jenseits des Jordan an den Ort, wo Johannes zuerst taufte, und er blieb dort« (Joh 10,40). Viele Menschen kamen zu Jesus, um ihn predigen zu hören. Johannes sagt: »Und es glaubten dort viele an ihn« (Joh 10,42). Möglicherweise erlebten die Jünger die fruchtbringendste Zeit, seitdem sie Jesus nachfolgten. Menschen bekehrten sich. Und Jesus konnte seinen Dienst ohne den Widerstand der religiösen Führer in Jerusalem ausüben.

Doch dann geschah etwas, das ihren Aufenthalt in der Wüste beendete. Johannes schreibt: »Es war aber einer krank, Lazarus,

von Betanien, aus dem Dorf der Maria und ihrer Schwester Marta. Maria aber war es, die den Herrn mit Salböl salbte und seine Füße mit ihren Haaren abtrocknete; deren Bruder Lazarus war krank« (Joh 11,1-2). Betanien lag am Stadtrand von Jerusalem. Und Jesus hatte eine enge und liebevolle, von einer besonderen Zuneigung geprägte Beziehung zu der dort lebenden kleinen Familie. Sie nahmen ihn auf und kümmerten sich um seine Bedürfnisse.

Nun war sein lieber Freund Lazarus krank, und Maria und Marta ließen Jesus die Nachricht überbringen: »Herr, siehe, der, den du lieb hast, ist krank!« (V. 3). Sie wussten: Wenn Jesus zu Lazarus kommen würde, dann könnte er ihn heilen.

Es war eine unglückliche Situation. Würde Jesus in die Nähe von Jerusalem kommen, dann würde er sich ärgster Feindschaft aussetzen. In Johannes 10,39 wird berichtet, dass die jüdischen Führer ihn ergreifen wollten. Sie hatten sich bereits entschieden, ihn zu töten. Schon einmal war er ihrem Zugriff entwichen, doch wenn er nach Betanien zurückkehren würde, würden sie ihn sicherlich aufspüren und wieder ergreifen wollen.

Die Jünger müssen vor Erleichterung aufgetatmet haben, als Jesus sagte: »Diese Krankheit ist nicht zum Tode, sondern um der Herrlichkeit Gottes willen, damit der Sohn Gottes durch sie verherrlicht werde« (Joh 11,4). Natürlich *meinte* er, Lazarus' Tod sei nicht das *endgültige* Ergebnis seiner Krankheit. Der Sohn Gottes würde sich durch Lazarus' Auferweckung aus den Toten verherrlichen. Jesus wusste, dass Lazarus sterben würde. Er kannte sogar seine genaue Todesstunde.

Johannes schreibt: »Jesus aber liebte die Marta und ihre Schwester und den Lazarus. Als er nun hörte, dass er krank sei, blieb er noch zwei Tage an dem Ort, wo er war« (V. 5-6). Auf den ersten Blick erscheint die Gegenüberstellung der beiden Aussagen hier seltsam: Jesus liebte Lazarus und seine Familie, doch blieb er, wo er war, während Lazarus starb. Er zögerte, um Lazarus sterben zu lassen. Aber es *war* ein Akt der Liebe, da der Segen, den sie durch Lazarus' Totenaufweckung empfangen, größer war, als wenn er von seiner Krankheit geheilt worden wäre. Es war eine größere Verherrlichung für Jesus und stärkte

ihren Glauben an ihn viel mehr. Deshalb wartete Jesus einige Tage, so dass Lazarus bei seiner Ankunft bereits vier Tage tot war (V. 39).

Aufgrund seines übernatürlichen Wissens war ihm der genaue Todeszeitpunkt bekannt. Aus diesem Grund wartete er. »Danach erst spricht er zu den Jüngern: Lasst uns wieder nach Judäa gehen« (V. 7).

Die Jünger hielten das für unvernünftig. Sie sagten: »Rabbi, eben suchten die Juden dich zu steinigen, und wieder gehst du dahin?« (V. 8). Ehrlich gesagt wollten sie nicht zurück nach Jerusalem. Der Dienst in der Wüste war fantastisch. In Jerusalem riskierten sie dagegen alle, gesteinigt zu werden. Es war kein guter Zeitpunkt für einen Besuch in Betanien, das praktisch in Sichtweite des Tempels lag, wo die erbittertsten Feinde Jesu ihren Sitz hatten.

Seine Antwort darauf ist interessant. Er gibt ihnen ein anschauliches Beispiel. »Hat der Tag nicht zwölf Stunden? Wenn jemand am Tag umhergeht, stößt er nicht an, weil er das Licht dieser Welt sieht; wenn aber jemand in der Nacht umhergeht, stößt er an, weil das Licht nicht in ihm ist« (V. 9-10). Er musste also nicht herumschleichen wie ein gewöhnlicher Verbrecher. Er war entschlossen, seine Aufgabe am helllichten Tag zu tun, weil man dann *nicht* anstößt. Diejenigen, die in der Dunkelheit unterwegs sind, laufen Gefahr, anzustoßen – insbesondere die religiösen Führer, die heimlich nach einer Möglichkeit suchten, ihn zu töten.

Dies sagte er den Jüngern, um sie zu beruhigen. Es war offensichtlich, dass sie nicht zurückgehen und sterben wollten. Aber Jesus versicherte ihnen, dass sie nichts zu befürchten hätten. Und natürlich wusste er, dass seine Todesstunde in den Händen Gottes und nicht in den Händen seiner Feinde lag. Unser Herr gab seine Absicht zu erkennen, als er sagte: »Lazarus, unser Freund, ist eingeschlafen; aber ich gehe hin, damit ich ihn aufwecke« (V. 11).

Die Jünger verstanden ihn nicht und erwiderten: »Herr, wenn er eingeschlafen ist, so wird er geheilt werden« (V. 12). Warum sollte man ihm nicht Ruhe gönnen, wenn er nur eingeschlafen war? Schließlich hatte Jesus bereits gesagt, dass diese Krankheit

nicht zum Tode wäre. Die Jünger konnten die Dringlichkeit der Situation nicht erkennen. Für sie klang es so, als wäre Lazarus schon auf dem Weg der Besserung.

»Jesus aber hatte von seinem Tod gesprochen: sie aber meinten, er rede von der Ruhe des Schlafes. Dann nun sagte ihnen Jesus gerade heraus: Lazarus ist gestorben; und ich bin froh um euretwillen, dass ich nicht dort war, damit ihr glaubt; aber lasst uns zu ihm gehen« (V. 13-15).

Jetzt verstanden sie. Jesus *musste* zurückkehren. Er war fest dazu entschlossen. Sie hätten es ihm nicht ausreden können. Für sie muss es wie die größtmögliche Katastrophe ausgesehen haben. Sie waren starr vor Angst. Sie waren überzeugt: Würde Jesus nach Betanien zurückgehen, dann würde er getötet werden. Aber sein Entschluss stand fest.

Nun meldete sich Thomas zu Wort. An dieser Stelle begegnen wir ihm zum ersten Mal in den Evangelien: »Da sprach Thomas, der auch Zwilling genannt ist, zu den Mitjüngern: Lasst auch uns gehen, dass wir mit ihm sterben« (V. 16).

Das war pessimistisch und außerdem typisch für Thomas. Aber es ist ein heroischer Pessimismus. Er sah nichts anderes als eine Katastrophe vor sich liegen und war überzeugt, dass Jesus direkt in seine Steinigung hineinlief. Doch wenn es das war, was der Herr tun wollte, war Thomas entschlossen, ihm zu folgen und mit ihm zu sterben. Dieser Mut ist bewundernswert.

Es ist nicht leicht, Pessimist zu sein. Vielmehr ist es eine sehr unglückliche Lebenseinstellung. Ein Optimist hätte vielleicht gesagt: »Lasst uns gehen; es wird schon. Der Herr weiß, was er tut. Er sagt, dass er nicht ins Stolpern geraten wird. Er wird es schaffen.« Aber der Pessimist sagt: »Er wird sterben, und wir mit ihm.« Wenigstens hatte Thomas den Mut zur Treue – trotz seines Pessimismus. Für einen Optimisten ist es wesentlich einfacher, loyal zu sein. Er rechnet immer mit dem Besten. Für einen Pessimisten hingegen ist es schwer, da er vom Schlimmsten überzeugt ist. Was wir hier bei Thomas sehen können, ist also ein heroischer Pessimismus – wahrer Mut.

Thomas hatte sich Christus ausgeliefert. In dieser Hinsicht könnte man ihn mit Johannes vergleichen. Denken wir an je-

manden, den der Herr liebte und der mit ihm eine vertraute Beziehung pflegte, dann kommt uns normalerweise immer Johannes in den Sinn, weil er Jesus immer nahe war. Aber diese Schilderung macht klar, dass Thomas nicht ohne Jesus leben wollte. Sollte Jesus sterben, so war Thomas bereit, mit ihm zu sterben. Im Grunde sagt er: »Jungs, schluckt es; lasst uns gehen und sterben. Besser zu sterben und bei Christus zu sein, als allein zurückzubleiben.«

Für die restlichen Apostel war Thomas ein Beispiel von Stärke. An diesem Punkt folgten anscheinend alle seiner Führung und sagten: »O.K., lasst uns gehen und sterben« – denn sie folgten Jesus tatsächlich nach Betanien.

Offensichtlich besaß Thomas eine tiefe Hingabe an Christus, die selbst sein Pessimismus nicht aufhalten konnte. Er unterlag nicht der Illusion, dass Jesu Nachfolge leicht sei. Alles, was er sehen konnte, waren die Klauen des Todes, die ihn ergreifen wollten. Dennoch folgte er Jesus mit unerschütterlichem Mut. Er hatte beschlossen, notfalls eher mit dem Herrn zu sterben, als ihn zu verlassen. Er würde lieber sterben, als ohne Christus zurückzubleiben.

Seine tiefe Liebe für den Herrn zeigt sich auch in Johannes 14. Aus unserem Studium über Philippus wissen wir, dass Jesus ihnen von seinem bevorstehenden Weggang erzählt hatte. »Ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten« (Joh 14,2). »Und wohin ich gehe, dahin wisst ihr den Weg« (V. 4).

In Vers 5 sagt Thomas: »Herr, wir wissen nicht, wohin du gehst. Und wie können wir den Weg wissen?« Hier sehen wir wieder seinen Pessimismus. Im Grunde sagte er: »Du verlässt uns. Und wir kommen nie dahin, wo du hingehst. Wir wissen nicht einmal, *wie* wir dahin kommen können. Wie sollen wir dorthin kommen? Es wäre besser für uns, wenn wir mit dir sterben würden, dann würden wir nicht von dir getrennt werden. Würden wir zusammen sterben, so blieben wir auch zusammen. Aber wenn nur du gehst, wie sollen wir dich je finden? Wir wissen nicht einmal, wie wir dahin kommen.«

Er besaß eine tiefe Liebe. Er war ein Mann, dessen Beziehung zu Christus so stark war, dass er nicht von ihm getrennt sein

wollte. Sein Herz zerbrach, als er hörte, wie Jesus von seinem Abschied sprach. Er war erschüttert. Der Gedanke, Christus verlieren zu können, lähmte ihn. In all den Jahren war er mit Jesus so sehr verbunden gewesen, dass er froh gewesen wäre, mit ihm sterben zu können. Aber ein Leben ohne ihn wollte er sich nicht vorstellen. Seine Hingabe an Christus ist bewundernswert.

Das war fast zu viel für Thomas. Und seine schlimmsten Befürchtungen erfüllten sich auch noch. Jesus starb, er aber nicht.

Johannes 20 gibt uns einen weiteren Einblick in seinen Charakter. Nach Jesu Tod waren alle Jünger in tiefer Trauer. Aber sie trafen sich, um einander zu trösten. Außer Thomas. In Johannes 20,24 heißt es: »Thomas aber, einer von den Zwölfen, genannt Zwilling, war nicht bei ihnen, als Jesus kam.«

Leider war er nicht anwesend, als Jesus kam und den anderen Jüngern erschien. Sie hatten sich in irgendeinem Raum eingesperrt (höchstwahrscheinlich im Obersaal in Jerusalem). Johannes schreibt: »Die Türen, wo die Jünger waren, waren aus Furcht vor den Juden verschlossen« (V. 19). Obwohl Türen und Fenster fest verschlossen waren, »kam Jesus und trat in die Mitte und spricht zu ihnen: Friede euch! Und als er dies gesagt hatte, zeigte er ihnen die Hände und die Seite. Da freuten sich die Jünger, als sie den Herrn sahen« (V. 19-20).

Thomas verpasste diese Begegnung. Warum war er nicht dort? Möglicherweise war er so pessimistisch und so melancholisch, dass er völlig am Boden zerstört war. Wahrscheinlich hielt er sich von ihnen fern und wälzte sich in seinem Elend. Er konnte in allem nur das Schlimmste sehen. Jetzt waren seine ärgsten Befürchtungen eingetroffen. Jesus war weg, und Thomas war sich sicher, dass er ihn nie wieder sehen würde. Vielleicht dachte er immer noch, er würde den Weg zu Jesus niemals finden. Ohne Zweifel bereute er, nicht mit Jesus gestorben zu sein, wozu er doch anfangs so fest entschlossen war.

Möglicherweise fühlte sich Thomas im Stich gelassen, abgelehnt, verlassen. Es war vorbei. Der, den er so sehr liebte, war gegangen, und es riss ihm das Herz aus dem Leib. Er war nicht in der richtigen Stimmung, um sich unter Menschen zu begeben. Er war untröstlich, niedergeschlagen, am Boden zerstört.

Er wollte nur allein sein. Er konnte das ganze Gerede einfach nicht aushalten. Im Moment konnte er keine Menschen um sich haben, nicht einmal seine Freunde.

»Da sagten die anderen Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen« (V. 25). Sie sprudelten über, waren außer sich und wollten die gute Neuigkeit mit Thomas teilen.

Aber jemand, der gerade in einer solchen Stimmung wie er war, konnte nicht so einfach aufgeheitert werden. Noch immer war er ein hoffnungsloser Pessimist. Er konnte nur das Schlechte an den Dingen erkennen, und diese Nachricht war zu gut, um wahr zu sein. »Er aber sprach zu ihnen: Wenn ich nicht in seinen Händen das Mal der Nägel sehe und meine Finger in das Mal der Nägel lege und lege meine Hand in seine Seite, so werde ich nicht glauben« (V. 25).

Aufgrund dieser Worte bekam er seinen Spitznamen »ungläubiger Thomas«. Doch sollten wir nicht zu hart mit Thomas sein. Auch die anderen Jünger glaubten nicht an die Auferstehung, bis sie Jesus sahen. Nachdem Maria Magdalena ihn gesehen hatte, berichtet Markus 16,10-11: »Die ging hin und verkündete es denen, die mit ihm gewesen waren und trauerten und weinten. Und als jene hörten, dass er lebe und von ihr gesehen worden sei, glaubten sie nicht.« Die beiden Emmaus-Jünger waren schon eine ganze Weile mit ihm unterwegs gewesen, bevor sie überhaupt erkannten, wer er war. Und dann »gingen jene hin und verkündeten es den übrigen; auch jenen glaubten sie nicht« (V. 13). Als Jesus den Raum betrat, in dem sich die Jünger befanden, »zeigte er ihnen die Hände und die Seite« (Joh 20,20). *Erst jetzt* glaubten sie. *Alle* begannen nur sehr langsam zu glauben. Was Thomas von den anderen zehn Jüngern unterschied, war nicht sein Zweifel, sondern seine größere Trauer.

Johannes 20,26 berichtet uns, dass acht Tage vergingen, bevor sich Jesus den Jüngern erneut zeigte. Mittlerweile hatte sich sein nagender Kummer anscheinend etwas gelegt. Denn als die Apostel in den Raum zurückkehrten, wo Jesus ihnen erschienen war, war Thomas bei ihnen. »Da kommt Jesus, als die Türen verschlossen waren, und trat in die Mitte und sprach: Friede euch!« (V. 26).

Natürlich musste niemand Jesus erzählen, was Thomas gesagt hatte. Er schaute Thomas direkt an und sagte: »Reiche deinen Finger her und sieh meine Hände, und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!« (V. 27). Der Herr war äußerst freundlich zu ihm. Thomas irrte sich, weil er ein mehr oder weniger großer Pessimist war. Aber es war der Irrtum einer tiefen Liebe. Ihn plagten Kummer, Untröstlichkeit, Unsicherheit und Einsamkeit. Niemand konnte so fühlen wie Thomas, solange er Jesus nicht auch so sehr liebte wie er. Deshalb ging Jesus liebevoll mit ihm um. Er kennt unsere Schwachheiten (Hebr 4,15) und versteht daher unsere Zweifel. Er hat Verständnis für unsere Unsicherheit und Geduld mit unserem Pessimismus. Wenn wir seine Schwächen sehen, dann müssen wir genauso auch Thomas' heroische Hingabe an Christus anerkennen, die ihm zeigte, dass Sterben besser wäre, als von seinem Herrn getrennt zu sein. Seine tiefe Verzweiflung bewies seine Liebe.

Anschließend sprach Thomas die größten Worte, die den Aposteln wahrscheinlich je über die Lippen kamen: »Mein Herr und mein Gott!« (V. 28). Jemand, der Christi Gottheit anzweifelt, sollte einmal Thomas begegnen!

Plötzlich vertrieb die Gegenwart Jesu Christi seinen Hang zum Melancholischen, zu Untröstlichkeit, Pessimismus und Verdrießlichkeit für immer. In diesem Augenblick wurde aus ihm ein großer Evangelist. Kurze Zeit später wurde er zu Pfingsten gemeinsam mit den anderen Aposteln vom Heiligen Geist erfüllt und zum Dienst bevollmächtigt. Wie seine Kameraden trug auch er das Evangelium an die Enden der Erde.

Bemerkenswert viele alte Zeugnisse legen nahe, dass Thomas das Evangelium bis nach Indien brachte. In der Nähe des Flughafens von Chennai (Madras), Indien, gibt es dort, wo Thomas angeblich beerdigt wurde, noch heute einen kleinen Hügel. Die Ursprünge einiger Gemeinden in Süd-Indien lassen sich auf die Anfänge des Zeitalters der Gemeinde zurückführen, und die Überlieferung besagt, dass sie durch den Dienst von Thomas gegründet wurden. Die glaubhaftesten Überlieferungen berichten, er sei wegen seines Glaubens mit einem Speer durchbohrt

worden. Ein passender Märtyrertod für jemanden, dessen Glaube zur vollen Entfaltung kam, als er das Mal des Speeres an der Seite seines Herrn sah, und der sich danach sehnte, wieder mit ihm vereint zu sein.

Zwei verwandelte Männer

Interessanterweise gebrauchte Gott einen Zöllner wie Matthäus und einen Pessimisten wie Thomas. Matthäus gehörte einst zu den schlimmsten Sündern – er war ein elender, verachtenswerter Ausgestoßener. Thomas war ein empfindsamer, stimmungsabhängiger, melancholischer Mensch. Aber Christus veränderte sie auf die gleiche Weise wie die anderen. Verstehen Sie allmählich, welche Menschen Gott gebraucht? Er kann *jeden* gebrauchen. Persönlichkeit, Status und familiärer Hintergrund sind allesamt nebensächlich. Das, was außer Judas alle gemeinsam hatten, war die Bereitschaft, ihre eigene Sündhaftigkeit anzuerkennen und bei Christus nach Gnade zu suchen. Er begegnete ihnen mit Gnade, Barmherzigkeit und Vergebung und veränderte sie so, dass ihr Leben ihn verherrlichte. Dies tut er mit allen, die ihm wirklich vertrauen.

Jakobus Der Kleine Simon Der Zelot Judas (nicht der Iskariot) Der Apostel mit den drei Namen

9

Jakobus, den Sohn des Alphäus, und Simon, genannt Zelotes, Judas, den Sohn des Jakobus ...

Lukas 6,15-16 (Schl2000)

Die letzte Vierergruppe der Apostel ist uns am unbekanntesten, außer Judas Iskariot, der durch seinen Verrat an Christus in Verfall kam. Diese Gruppe scheint in einer weniger vertrauten Beziehung zu Christus gestanden zu haben als die anderen acht Jünger. In den Evangelien bleiben sie nahezu unerwähnt. Außer der Tatsache, dass sie zu Aposteln ernannt wurden, ist nur sehr wenig über jeden Einzelnen bekannt. In diesem Kapitel wollen wir uns mit drei Jüngern befassen; Judas Iskariot, den Verräter, werden wir uns für das letzte Kapitel aufheben.

Man muss bedenken, dass die Apostel alles aufgaben, um Christus nachzufolgen. Petrus sprach für alle, als er sagte: »Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt« (Lk 18,28). Für die Nachfolge gaben sie ihre Häuser auf, ihre Arbeit, ihren Grundbesitz, ihre Familien und ihre Freunde. Sie brachten ein heroisches Opfer. Mit Ausnahme von Judas Iskariot wurden sie zu mutigen und unerschrockenen Zeugen.

In den Evangelien finden wir allerdings kaum etwas von ihrer Kühnheit, da die Verfasser der Evangelien – zwei Apostel (Matthäus und Johannes) und zwei gute Freunde der Apostel (Mar-

kus und Lukas) – ihre Schwächen ebenso ehrlich darstellten wie ihre Stärken. Die Apostel werden uns nicht als mythische Gestalten vorgestellt, sondern als echte Menschen. Sie werden nicht als berühmte Persönlichkeiten beschrieben, sondern vielmehr als ganz normale Männer. Deshalb verleihen die Apostel den Beschreibungen des Lebens Jesu in den Evangelien Farbe, sie stehen jedoch nur recht selten im Vordergrund und spielen nie eine Hauptrolle.

Wenn sie in den Vordergrund treten, dann häufig durch Zweifel, Unglaube oder Verwirrung. Manchmal sehen wir, wie sie von sich selbst besser denken, als sie sollten. Ein anderes Mal reden sie, wo sie besser geschwiegen hätten, oder wirken ratlos, obwohl sie es verstanden haben müssten. Gelegentlich lassen sie mehr Vertrauen in ihre eigenen Fähigkeiten und Stärken erkennen, als sie sollten. Daher werden ihre Fehler und Schwächen häufiger deutlich als ihre Stärken. In dieser Hinsicht ist die unverblümete Ehrlichkeit der Evangelien erstaunlich.

Unterdessen finden sich nur wenige große Taten der Apostel. Wir lesen, dass ihnen Vollmacht zum Heilen, zur Totenaufweckung und zum Austreiben von Dämonen gegeben wurde, aber selbst dies wird in einer Art und Weise geschildert, die die Unvollkommenheit der Apostel hervorhebt (vgl. Mk 9,14-29). In den Evangelien sehen wir nur ein einziges Mal, dass ein Apostel etwas wirklich Außergewöhnliches tat: als Petrus auf dem Wasser ging – doch er begann sofort zu sinken.

Die Evangelien stellen diese Männer einfach nicht als Helden dar. Ihr Mut kam zum Tragen, nachdem Jesus in den Himmel aufgefahren war und dann den Heiligen Geist gesandt hatte, damit sie Vollmacht erhielten. Plötzlich handelten sie anders. Sie waren auf einmal stark und couragiert, wirkten große Wunder und predigten mit ganz neuem Mut. Aber selbst hier hält sich der biblische Bericht zurück. In erster Linie sehen wir Petrus, Johannes und später den Apostel Paulus (der zu ihnen hinzukam als »unzeitige Geburt« – 1Kor 15,8). Alle anderen bleiben ungenannt.

Das Vermächtnis ihrer wahren Größe ist die Gemeinde, ein lebendiger, atmender Organismus, bei dessen Gründung sie halfen und dessen Grundlage sie wurden (»wobei Christus Je-

sus selbst Eckstein ist« – Eph 2,20). Heute existiert die Gemeinde etwa zweitausend Jahre – weil diese Männer das Evangelium von Jesus Christus bis an die Enden der Erde trugen. Im Neuen Jerusalem wird ihr Mut belohnt werden durch ein ewiges Gedenken an sie, weil ihre Namen im Fundament dieser Stadt eingeprägt sein werden.

Die Evangelien berichten uns davon, wie Jesus sie ausbildete. Ganz bewusst enthält die Schrift mehr über Jesus und seine Lehren als über das Leben dieser Männer. Das alles soll uns daran erinnern, dass der Herr es liebt, schwache und gewöhnliche Menschen zu gebrauchen. Haben Sie Mut, wenn Ihnen die Fehler und Charakterschwächen der Apostel wie ein Spiegel Ihrer eigenen Schwachpunkte erscheinen. Das sind solche Menschen, die der Herr gerne gebraucht.

Das, was diese Männer von anderen Menschen in den Evangelien unterschied, war die Ausdauer ihres Glaubens. Nirgendwo wird dies deutlicher als in Johannes 6 kurz nach der Speisung der Fünftausend, wo sich die Menschenmengen in der Hoffnung auf kostenloses Essen um Jesus scharten. Genau an diesem Punkt hielt Jesus eine Predigt, die viele als schockierend und abstoßend empfanden. Er bezeichnete sich als das wahre Manna vom Himmel (V. 32). *Das* war schockierend genug, denn als er sagte, er wäre aus dem Himmel herabgekommen (V. 41), behauptete er im Grunde genommen, Gott zu sein. Die jüdischen Führer und das Volk verstanden das ganz richtig als Anspruch auf seine Gottheit (V. 42). Daraufhin sagte Jesus, er sei das wahre Brot des Lebens (V. 48). Dann fügte er hinzu, dass er sein Fleisch für das Leben der Welt geben würde: »Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, hat ewiges Leben, und ich werde ihn auferwecken am letzten Tag; denn mein Fleisch ist wahre Speise, und mein Blut ist wahrer Trank. Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, bleibt in mir und ich in ihm« (V. 54-56). Ganz offensichtlich sprach er nicht von Kannibalismus, sondern gebrauchte eine anschauliche Metaphorik, um die absolute Hingabe anzudeuten, die er von seinen Nachfolgern erwartete.

Johannes schreibt: »Viele nun von seinen Jüngern, die es gehört hatten, sprachen: Diese Rede ist hart. Wer kann sie hören?«

(V. 60). Das Wort »Jünger« bezieht sich in diesem Vers auf eine Gruppe von Nachfolgern und nicht speziell auf die Zwölf. Weiter schreibt Johannes: »Von da an gingen viele seiner Jünger zurück und gingen nicht mehr mit ihm« (V. 66). An diesem Tag verließen ihn viele Jünger, die zuvor seinen Belehrungen zuhörten und seine Wunder sahen. Für sie waren seine Reden zu hart und seine Forderungen zu streng. Aber nicht die Zwölf. Sie blieben entschlossen bei Jesus.

Und während sich die Menge schockiert auflöste, schaute Jesus zu den Zwölfen und fragte: »Wollt ihr etwa auch weggehen?« (V. 67). Wenn sie wollten, dann war jetzt die Zeit zum Abschied.

Petrus sprach für die ganze Gruppe, als er antwortete: »Herr, zu wem sollten wir gehen? Du hast Worte ewigen Lebens« (V. 68). Sie blieben bei ihm, egal was kommen würde. Außer Judas Iskariot waren es wahre Glaubensmänner.

Die ganze Zeit wusste Jesus, dass einige seiner Jünger keine echten Gläubigen waren und Judas ihn sogar verraten würde. Er sagte zu ihnen: »Aber es sind einige unter euch, die nicht glauben. Denn Jesus wusste von Anfang an, welche es waren, die nicht glaubten, und wer es war, der ihn überliefern würde« (V. 64). In Vers 70 antwortete er Petrus: »Habe ich nicht euch, die Zwölf, erwählt? Und von euch ist einer ein Teufel.« Er kannte ihre Herzen. Außer Judas hatten sie mit ihrer Vergangenheit für immer gebrochen. Sie hatten alles aufgegeben, um Jesus nachzufolgen.

Das ist die heldenhafteste Tatsache, die in den Evangelien über sie berichtet wird. Was Judas so verachtenswert machte, war seine geheuchelte Hingabe.

Wenn wir diese letzte Apostelgruppe untersuchen, stellen wir fest, dass sich die einzelnen Personen durchaus voneinander unterscheiden, obgleich die Schrift nur sehr wenig über sie aussagt.

Jakobus, der Sohn des Alphäus

Der neunte Name in Lukas' Apostelliste (Lk 6,14-16) ist »Jakobus, des Alphäus Sohn« (V. 15). Das *Einzige*, was uns die Schrift über diesen Mann mitteilt, ist sein Name. Sollte er jemals etwas ge-

schrieben haben, so ist es für die Geschichte verloren gegangen. Die Bibel erzählt uns nicht, ob er Jesus jemals eine Frage stellte oder etwas tat, was ihn aus der Gruppe hervorhob. Er gelangte weder zu Ruhm und Ehre noch zu trauriger Berühmtheit. Er gehörte nicht zu den auffälligen Menschen. Seine Person und sein Leben bleiben völlig im Dunkeln. Er hatte sogar einen ziemlich häufigen Namen.

Im Neuen Testament gibt es mehrere Männer mit Namen *Jakobus*. Jakobus, dem Sohn des Zebedäus, sind wir ja bereits begegnet. Es gab noch einen anderen Jakobus; er war der Sohn von Maria und Josef und somit Jesu Halbbruder (Gal 1,19). Dieser Jakobus wurde anscheinend zu einer Führungsperson in der Jerusalemer Gemeinde. Er war der Sprecher, der den Beschluss des Jerusalemer Apostelkonzils verkündete (Apg 15,13-21). Darüber hinaus wird angenommen, dass dieser Jakobus den neutestamentlichen Brief mit seinem Namen verfasste. Dabei handelt es sich jedoch nicht um den Jakobus, der in der dritten Vierergruppe der Apostel erwähnt wird.

Eigentlich wissen wir von dem Jakobus, mit dem wir uns in diesem Kapitel befassen wollen, fast nur, dass er der Sohn des Alphäus war (Mt 10,3; Mk 3,18; Lk 6,15; Apg 1,13). In Markus 15,40 erfahren wir, dass Jakobus' Mutter Maria hieß. Sowohl dieser Vers als auch Matthäus 27,56 und Markus 15,47 erwähnen noch einen weiteren ihrer Söhne, Joses. Da sein Name wiederholt genannt wird, muss Joses als Nachfolger Jesu bekannt gewesen sein (auch wenn er kein Apostel war). Auch ihre Mutter, Maria, war offenbar eine ergebene Nachfolgerin Christi. Sie war Augenzeugin der Kreuzigung und gehörte zu den Frauen, die Jesu Leib salben wollten (Mk 16,1).

Außer diesen wenigen Details über seine Familie bleibt dieser Jakobus völlig unbekannt. Seine Unbekanntheit wird sogar in seinem Namenszusatz deutlich. In Markus 15,40 wird von ihm als »Jakobus dem Kleinen« gesprochen.

Das griechische Wort für »Kleinen« ist *mikros*, was buchstäblich »klein« bedeutet. Eigentlich meint es »klein an Statur« und könnte sich auch auf seine körperlichen Merkmale beziehen. Vielleicht war er ein kleiner Mann.

Das Wort kann aber auch für einen jungen Menschen gebraucht werden. Möglicherweise war er jünger als Jakobus, der Sohn des Zebedäus, so dass ihn dieser Namenszusatz als den jüngeren der beiden kennzeichnete. Selbst wenn das nicht der Grund für seinen Spitznamen war, so stimmt es wahrscheinlich, dass er jünger war als der andere Jakobus; andernfalls wäre er wohl als »Jakobus, der Ältere« bekannt geworden.

Doch höchstwahrscheinlich bezieht sich der Name auf seinen Einfluss. Wie wir bereits gesehen haben, war Jakobus, der Sohn des Zebedäus, ein wichtiger Mann. Seine Familie war dem Hohenpriester bekannt (Joh 18,15-16). Er gehörte zum vertrauesten, innersten Kreis um den Herrn. Er war der bekanntere dieser beiden Männer. Deshalb kannte man Jakobus, den Sohn des Alphäus, als »Jakobus, den Kleinen.« *Mikros*. »Der kleine Jakobus.«

Es könnte durchaus sein, dass alle soeben genannten Dinge auf Jakobus zuträfen, so dass er eine kleine, junge und stille Person war, die größtenteils im Hintergrund blieb. Das würde mit dem geringen Profil übereinstimmen, das er unter den Zwölfen hatte. Wir könnten sagen: Sein Unterscheidungsmerkmal war seine Unbekanntheit.

Das ist an sich schon eine bedeutende Tatsache. Anscheinend suchte er keine Anerkennung. Er bewies keine großen Führungsqualitäten, stellte keine entscheidenden Fragen und zeigte kein außergewöhnliches Verständnis. Nur sein Name bleibt, während sein Leben und seine Arbeit im Dunkeln bleiben.

Dennoch gehörte er zu den Zwölfen. Seine Erwählung, Ausbildung und Bevollmächtigung erhielt er genauso wie die anderen vom Herrn, der ihn als seinen Zeugen aussandte. Er erinnert mich an die ungenannten Menschen in Hebräer 11,33-38:

... die durch Glauben Königreiche bezwangen, Gerechtigkeit wirkten, Verheißungen erlangten, der Löwen Rachen verstopften, des Feuers Kraft auslöschten, des Schwertes Schärfe entgingen, aus der Schwachheit Kraft gewannen, im Kampf stark wurden, der Fremden Heere zurücktrieben. Frauen erhielten ihre Toten durch Auferstehung wieder; andere aber wurden gefoltert, da sie die Befreiung nicht annahmen, um

eine bessere Auferstehung zu erlangen. Andere aber wurden durch Verhöhnung und Geißelung versucht, dazu durch Fesseln und Gefängnis. Sie wurden gesteinigt, zersägt, starben den Tod durch das Schwert, gingen umher in Schafpelzen, in Ziegenfellen, Mangel leidend, bedrängt, geplagt. Sie, deren die Welt nicht wert war, irrten umher in Wüsten und Gebirgen und Höhlen und den Klüften der Erde.

Die Ewigkeit wird die Namen und Zeugnisse dieser Menschen offenbaren, z.B. auch von Jakobus dem Kleinen, an den sich die Welt kaum erinnert und von dem sie nichts weiß.

Auch aus der frühen Kirchengeschichte ist nicht viel über diesen Mann bekannt. Einige der frühesten Legenden verwechseln ihn mit Jakobus, dem Bruder des Herrn. Ein paar Anhaltspunkte lassen darauf schließen, dass Jakobus der Kleine das Evangelium nach Syrien und Persien brachte. Über seinen Tod gibt es unterschiedliche Berichte. Einige berichten von seiner Steinigung; andere sagen, er wurde totgeschlagen; wieder andere behaupten, dass er wie sein Herr gekreuzigt wurde.

Wie dem auch sei, wir können davon ausgehen, dass er wie die anderen zu einem kraftvollen Prediger wurde. Mit Sicherheit tat er »die Zeichen des Apostels ... in Zeichen und Wundern und Machttaten« (2Kor 12,12). Und sein Name wird auf einen der zwölf Grundsteine der Stadtmauern der himmlischen Stadt eingraviert.

Noch ein weiterer interessanter Gedanke über Jakobus, den Sohn des Alphäus: Laut Markus 2,14 hieß auch Levis (Matthäus') Vater Alphäus. Es könnte daher sein, dass dieser Jakobus der Bruder von Matthäus war. Schließlich waren auch Petrus und Andreas Brüder, genauso Jakobus und Johannes. Warum nicht auch diese beiden? Die Schrift nimmt keine Unterscheidung der beiden Männer namens Alphäus vor. Andererseits werden Matthäus und Jakobus an keiner Stelle als Brüder ausgewiesen. Uns ist nicht bekannt, ob sie es waren.

Eine andere interessante Frage über Jakobus' Abstammung taucht auf, wenn wir Markus 15,40 mit Johannes 19,25 vergleichen. Beide Verse erwähnen zwei andere Frauen namens Ma-

ria, die mit Maria, der Mutter des Herrn, am Kreuz Jesu standen. Markus 15,40 nennt »Maria Magdalena und Maria, Jakobus des Kleinen und Joses' Mutter.«. Johannes 19,25 nennt »[Jesu] Mutter und die Schwester seiner Mutter, Maria, des Klopas Frau, und Maria Magdalena«. Es ist daher möglich, vielleicht sogar wahrscheinlich, dass die Schwester der Mutter Jesu (»Maria, des Klopas Frau«) und »Maria, Jakobus des Kleinen und Joses' Mutter« ein und dieselbe Person ist. (»Klopas« könnte ein anderer Name für Alphäus gewesen sein, oder Jakobus' Mutter hatte nach dem Tod seines Vaters wieder geheiratet.) Dann wäre Jakobus der Kleine also Jesu Cousin gewesen.

War Jakobus der Cousin unseres Herrn? War er der Bruder von Matthäus? Wir wissen es nicht. Es wird uns in der Schrift nicht ausdrücklich mitgeteilt. Die Bedeutung der Jünger geht aber nicht auf ihren Stammbaum zurück. Wäre er wichtig, würde die Schrift ihn uns mitteilen. Der Herr, dem sie dienten, und die Botschaft, die sie verkündeten, war das, was diesen Männern Bedeutung verlieh. Wenn uns Einzelheiten über die Männer selbst fehlen, ist das schon in Ordnung. Der Himmel wird die ganze Wahrheit über ihre Person offenbaren. Bis dahin reicht uns das Wissen, dass der Herr sie erwählte, der Heilige Geist sie bevollmächtigte und Gott sie gebrauchte, um das Evangelium in die damals bekannte Welt zu tragen.

Einige Jahre nach Pfingsten verschwanden alle Jünger mehr oder weniger aus den biblischen Berichten. Von keinem liefert uns die Schrift eine vollständige Biografie. Denn sie konzentriert sich immer auf die Macht Christi und seines Wortes, nicht aber auf die Männer, die lediglich Werkzeuge dieser Macht waren. Diese Männer wurden mit dem Geist erfüllt und predigten das Wort. Das ist eigentlich alles, was wir wissen müssen. Nicht das Werkzeug ist das eigentliche Thema, sondern der Herr.

Niemand verkörperte diese Wahrheit besser als Jakobus der Kleine, der Sohn des Alphäus. Vielleicht konnte er behaupten, Matthäus' Bruder oder Jesu Cousin zu sein, doch er ging still und unbemerkt durch die Evangelien. Diese Welt erinnert sich an fast gar nichts über ihn. Aber in der Ewigkeit wird er seinen vollen Lohn erhalten (Mk 10,29-31).

Simon, der Zelot

Der nächste Name in Lukas 6,15 ist »Simon, genannt Eiferer«. In Matthäus 10,4 und Markus 3,18 wird er »Simon, der Kananäer« genannt. Der Namenszusatz bezieht sich hier nicht auf das Land Kanaan oder die Stadt Kana, sondern leitet sich vom hebräischen Wortstamm *qanna* ab und bedeutet »eifrig sein«.

Anscheinend gehörte Simon früher der politischen Partei der Zeloten an. Die Tatsache, dass er diesen Titel sein Leben lang trug, könnte auch darauf schließen lassen, dass er ein hitziges, eiferndes Temperament besaß. Doch zur Zeit Jesu bezeichnete dieser Ausdruck eine bekannte und weithin gefürchtete politische Sekte, der Simon anscheinend angehörte.

Der Historiker Josephus beschrieb vier wesentliche jüdische Gruppierungen zu jener Zeit. Die *Pharisäer* nahmen es mit dem Gesetz ganz genau; sie waren die religiösen Fundamentalisten ihrer Zeit. Die *Sadduzäer* waren religiöse Liberale; sie leugneten alles Übernatürliche. Zudem waren sie reich, adlig und mächtig. Ihnen oblag die Verantwortung für den Tempel. Die *Essener* werden in der Schrift überhaupt nicht erwähnt, aber sowohl Josephus als auch Philon von Alexandria beschreiben sie als asketisch und zölibatär. Sie lebten in der Wüste und widmeten ihr Leben dem Studium des Gesetzes. Die vierte Gruppe, die *Zeloten*, hatten in erster Linie eine politische Ausrichtung – mehr als jede andere Gruppierung außer den Herodianern. Die Zeloten hassten die Römer, und ihr Ziel war der Sturz der römischen Besatzungsmacht. Die Umsetzung ihrer Pläne geschah vor allem durch Terrorismus und hinterhältige Gewalttaten.

Sie waren in jeder Hinsicht Extremisten. Wie die Pharisäer legten sie das Gesetz wörtlich aus. Aber anders als sie (die Pharisäer waren aus politischen Gründen zu Kompromissen bereit) waren die Zeloten aufgrund ihrer Gewalttätigkeit und ihrer militanten Einstellung geächtet. Sie glaubten, dass nur Gott das Recht habe, über die Juden zu herrschen. Und daher meinten sie, sie würden das Werk Gottes tun, wenn sie römische Soldaten, politische Führer und auch jeden anderen, der ihnen entgegenstand, einfach ermordeten.

Die Zeloten hofften auf einen Messias, der sie beim Sturz der Römer anführen und das Reich Israel in seiner salomonischen Herrlichkeit wiederherstellen würde. Sie waren glühend heiße Patrioten, bereit, auf der Stelle für ihre Überzeugungen zu sterben. Josephus schreibt über sie:

Urheber der vierten Sekte der jüdischen Philosophie war Judas der Galiläer. Diese Männer stimmen in allen anderen Dingen mit den pharisäischen Vorstellungen überein, doch besitzen sie einen unantastbaren Freiheitsdrang und sagen, dass Gott ihr einziger Herrscher und Herr ist. Sie scheuen weder den eigenen Tod – durch welche Todesart auch immer – noch den von Verwandten und Freunden. Aus diesem Grund gibt es auch nichts, was sie dazu bringen könnte, einen Menschen Herr zu nennen. Und da ihre feste Entschlossenheit vielen bekannt ist, werde ich nicht weiter darüber sprechen. Ich fürchte auch nicht, dass irgendetwas, was ich über sie gesagt habe, nicht geglaubt werden könnte, sondern vielmehr, dass ihre Entschlossenheit sogar noch darüber hinausgeht, wenn ihnen Schmerzen zugefügt werden. Unser Prokurator, Gessius Florus, missbrauchte seine Autorität, so dass die Verstimmung des Volkes noch zunahm, so dass es sich gegen die Römer auflehnte.¹

Der Aufstand unter »Gessius Florus«, den Josephus hier beschreibt, ereignete sich 6 n. Chr., als eine Gruppe von Zeloten einen gewaltsamen Aufstand gegen eine römische Volkszählungssteuer anführte. Der Zelotenführer und -gründer, den Josephus ebenfalls erwähnt, war Judas der Galiläer, der in Apostelgeschichte 5,37 genannt wird.

Die Zeloten waren davon überzeugt, dass Tributzahlungen an einen heidnischen König dem Verrat an Gott gleichkamen. Diese Auffassung stieß vor allem bei jenen Menschen auf breite Akzeptanz, die durch die römische Besteuerung bereits überbelastet waren. Judas der Galiläer ergriff die Gelegenheit, organisierte Streitkräfte und initiierte Mord, Plünderung und Zerstörung. Von ihren Hauptquartieren in Galiläa aus führten Judas und seine Anhänger einen Guerillakrieg gegen die Römer. Schon bald

schlugen die Römer den Aufstand gewaltsam nieder, töteten Judas den Galiläer und kreuzigten seinen Sohn.

Die Partei der Zeloten ging daraufhin in den Untergrund. Ihre Terroranschläge wurden gezielter und geheimer. Wie schon im zweiten Kapitel beschrieben wurde, bildeten sie eine Gruppe von geheimen Attentätern namens *Sikarier* (»Dolchmänner«), die ihre Bezeichnung aufgrund ihrer tödlichen, gebogenen Klinsen bekamen, welche sie in den Falten ihrer Gewänder versteckten. Sie schlichen sich von hinten an römische Soldaten und Politiker heran und stachen ihnen in den Rücken, mitten durch die Rippen ins Herz.

Mit Vorliebe brannten sie römische Objekte in Judäa nieder und zogen sich dann in abgelegene Gebiete Galiläas zurück. Wie Josephus in diesem Zitat beschreibt, war ihre Bereitschaft bekannt, jede Todesart und jegliche Schmerzen in Kauf zu nehmen – einschließlich der Folter ihrer eigenen Verwandten. Die Römer mochten sie foltern und töten, aber ihre Leidenschaft konnten sie nicht auslöschen.

Viele Historiker glauben, dass der schreckliche Massenmord, den die Römer 70 n. Chr. bei der Plünderung Jerusalems unter Titus Vespasian begangen, durch die Zeloten noch beschleunigt wurde. Als die Römer die Stadt belagerten und die Vorratswege abschnitten, begannen die Zeloten, jüdische Mitbürger zu töten, die mit Rom über das Ende der Belagerung verhandeln wollten. Sie hielten jeden, der sein eigenes Leben retten wollte, von der Kapitulation ab. Als Titus die hoffnungslose Situation sah, zerstörte er die Stadt, massakrierte Tausende ihrer Einwohner und raubte die Tempelschätze. So führte der blinde Hass der Zeloten auf Rom und alles Römische zur Zerstörung ihrer eigenen Stadt. Ihre Bewegung war von einem wahnsinnigen und letzten Endes selbstzerstörerischen Fanatismus geprägt.

Josephus schreibt, dass der Name *Zeloten* eine unzutreffende Bezeichnung sei, »so als wären sie eifrig in guten Taten gewesen und nicht in schlechten – stattdessen übertrafen sie in ihren schlechten Taten alle anderen.«²

Und Simon gehörte zu ihnen. Interessanterweise nennen ihn Matthäus und Markus in der Auflistung der Zwölf direkt vor Ju-

das Iskariot. Als Jesus die Jünger in Markus 6,7 jeweils zu zweit aussandte, bildeten Simon und Judas Iskariot wahrscheinlich ein Team. Möglicherweise folgten sie Jesus zunächst aus ähnlichen politischen Motiven heraus. Doch irgendwann wurde Simon ein echter Gläubiger, den Jesus veränderte. Judas Iskariot war dagegen nie wirklich gläubig.

Als Jesus nicht Rom zu Fall brachte, sondern stattdessen von seinem Sterben sprach, hätten manche Simon für den Verräter halten können – war er doch ein Mann mit einer solch tiefen Leidenschaft, einem solchen Eifer und einer solchen politischen Überzeugung, dass er sich mit Terroristen zusammentat. Doch das war alles vor seiner Begegnung mit Jesus.

Als einer der Zwölf hatte Simon natürlich auch mit Matthäus zu tun, der vom anderen Ende des politischen Spektrums kam und für die römische Regierung Steuern eintrieb. Wahrscheinlich hätte Simon Matthäus zu irgendeinem Zeitpunkt gern getötet. Am Ende wurden sie jedoch geistliche Brüder, arbeiteten Seite an Seite für dieselbe Sache – die Ausbreitung des Evangeliums – und beteten denselben Herrn an.

Es ist schon erstaunlich, dass Jesus einen Mann wie Simon zum Apostel ernannte. Aber er war ein Mann von entschlossener Loyalität und beachtlicher Leidenschaft, voller Mut und Eifer. Simon glaubte der Wahrheit und nahm Christus als seinen Herrn an. Der feurige Enthusiasmus, den er einst für Israel besaß, kam nun in seiner Hingabe an Christus zum Ausdruck.

Mehrere frühe Aufzeichnungen berichten, dass Simon nach der Zerstörung Jerusalems das Evangelium nach Norden brachte und auf den Britischen Inseln predigte. Genauso wie viele andere Jünger verschwand auch Simon aus der biblischen Berichterstattung. Kein verlässlicher Bericht schildert uns, was genau mit ihm geschah, aber alle Aufzeichnungen berichten, dass er getötet wurde, weil er das Evangelium predigte. Dieser Mann, der einst bereit war, für seine politische Überzeugung zu töten und getötet zu werden, fand einen viel lohnenswerteren Grund, sein Leben zu geben – in der Verkündigung der Heilsbotschaft für Sünder aus allen Nationen, Sprachen und Stämmen.

Judas, der Sohn des Jakobus

Der letzte Name der treuen Jünger lautet »Judas, der Sohn des Jakobus« (Apg 1,13, Schl2000; in der Elberfelder Übersetzung steht hier »Bruder des Jakobus«, während in den meisten anderen deutschen Übersetzungen hier »Sohn« steht [Anmerkung des Übersetzers]). *Judas* ist an sich ein schöner Name. Er bedeutet »der Herr führt«. Aber durch den Verrat von Judas Iskariot wird der Name *Judas* immer negative Assoziationen hervorrufen. Johannes spricht von ihm als »Judas, nicht der Iskariot« (Joh 14,22).

Judas, der Sohn von Jakobus hatte drei Namen. (Hieronymus nennt ihn deshalb »Trinominus« – der Mann mit drei Namen.) In Matthäus 10,3 heißt er »Lebbäus, mit dem Beinamen Thaddäus« (Schlachter 2000). Der Name *Judas* wurde ihm wahrscheinlich bei seiner Geburt gegeben. *Lebbäus* und *Thaddäus* waren eigentlich Spitznamen. *Thaddäus* bedeutet »Brustkind« und lässt an ein säugendes Baby denken. Dieser Name hat fast schon einen hämischen Beiklang wie etwa »Mamasöhnchen«. Vielleicht war er der Jüngste in seiner Familie – und daher unter mehreren Geschwistern das Kind, das die Mutter besonders liebevoll umsorgte. Sein anderer Name, *Lebbäus*, hat eine ähnliche Bedeutung. Er leitet sich von der hebräischen Sprachwurzel für »Herz« ab – wörtlich bedeutet er »Herzenskind«.

Beide Namen legen nahe, dass er ein empfindsames, kindliches Herz besaß. Interessanterweise befand er sich in derselben Vierergruppe wie Simon der Zelot. Aber unser Herr kann beide Menschentypen gebrauchen. Aus Zeloten können große Prediger werden. Genauso wie aus empfindsamen, mitfühlenden und zarten Seelen wie Lebbäus Thaddäus. Gemeinsam leisteten sie ihren Beitrag zu einer sehr vielschichtigen und faszinierenden Gruppe von zwölf Aposteln. In ihr können wir mindestens einen Vertreter jeder erdenklichen Persönlichkeit finden.

Wie die anderen beiden treuen Mitglieder der dritten Gruppe ist auch Lebbäus Thaddäus mehr oder weniger in Dunkelheit eingehüllt, was unseren Respekt für sie jedoch nicht trüben sollte. Sie alle wurden zu mächtigen Predigern.

Das Neue Testament berichtet von einer Begebenheit, an der Judas Lebbäus Thaddäus beteiligt war. Sie fand im Obersaal statt und wird nur im Johannes-Evangelium erwähnt. In Johannes 14,21 sagt Jesus: »Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt; wer aber mich liebt, wird von meinem Vater geliebt werden; und ich werde ihn lieben und mich selbst ihm offenbaren.«

Dann fügt Johannes hinzu: »Judas, nicht der Iskariot, spricht zu ihm: Herr, wie kommt es, dass du dich uns offenbaren willst und nicht der Welt?« (V. 22). Hier sehen wir die sanfte Demut dieses Mannes. Seine Aussage war nicht aufdringlich oder gar dreist, auch nicht übertrieben selbstbewusst. Er tadelte den Herrn nicht wie einst Petrus. Seine Frage ist voller Liebenswürdigkeit und Sanftmut und ohne jeglichen Stolz. Er konnte nicht glauben, dass Jesus sich dieser Elfergruppe offenbaren würde und nicht der ganzen Welt.

Schließlich war Jesus der Heiland der Welt. Er war der rechtmäßige Erbe der Erde – der König der Könige und Herr der Herren. Die ganze Zeit hatten sie angenommen, dass er gekommen wäre, um sein Reich aufzurichten und sich alle Dinge zu unterwerfen. Das Evangelium der Vergebung und des Heils war gewiss eine gute Nachricht für die ganze Welt. Die Jünger kannten es gut, aber der Rest der Welt war im Großen und Ganzen ahnungslos. So wollte Lebbäus Thaddäus wissen: »Warum wirst du dich uns offenbaren und nicht der ganzen Welt?«

Er war ein gottesfürchtiger, gläubiger Jünger, der seinen Herrn liebte und die Macht der Erlösung in seinem Leben erfuhr. Er war voller Hoffnung für die Welt, und in seiner eigenen gutherzigen, kindlichen Art wollte er wissen, weshalb sich Jesus nicht jedem zu erkennen geben würde. Offenbar hoffte er darauf, dass er noch die Aufrichtung des irdischen Königreichs miterleben würde. Das können wir ihm nicht verdenken, denn Jesus lehrte seine Jünger, dafür zu beten (Lk 11,2).

Jesus gab ihm eine wunderbare Antwort, die so zart war wie Judas' Frage. »Jesus antwortete und sprach zu ihm: Wenn jemand mich liebt, so wird er mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung

bei ihm machen« (Joh 14,23). Christus würde sich jedem offenbaren, der ihn liebt.

Judas Lebbäus Thaddäus dachte noch in politischen und materiellen Zusammenhängen. »Warum hast du noch nicht die Macht über die Welt übernommen? Warum offenbarst du dich nicht der Welt?«

Jesus meinte mit seiner Antwort: »Nicht äußerlich werde ich die Macht über die Welt übernehmen, sondern in den Herzen der Menschen, in einem Herzen nach dem anderen. Wenn mich jemand liebt, wird er mein Wort halten. Und wenn er mein Wort hält, werden mein Vater und ich zu ihm kommen und gemeinsam das Reich in seinem Herzen aufrichten.«

Die meisten frühen Überlieferungen deuten an, dass Lebbäus Thaddäus das Evangelium nach Edessa brachte, einer Königsstadt in Mesopotamien auf dem Gebiet der heutigen Türkei. Es gibt zahlreiche alte Berichte, die schildern, wie er Edessas König heilte, einen Mann namens Abgar. Im vierten Jahrhundert berichtet der Historiker Eusebius, dass Edessas Archive (mittlerweile zerstört) voller Aufzeichnungen über Thaddäus' Besuch und Abgars Heilung waren.³

Das traditionelle apostolische Symbol für Judas Lebbäus Thaddäus war ein Knüppel, da die Überlieferung besagt, dass er für seinen Glauben erschlagen wurde.

So folgte dieser empfindsame Mann seinem Herrn treu bis zum Ende. Sein Zeugnis war ebenso kraftvoll und weit reichend wie das seiner bekannteren und direkteren Mitjünger. Wie sie ist auch er ein Beweis dafür, dass Gott völlig normale Menschen auf erstaunliche Weise gebraucht.

Judas Der Verräter

10

Judas aber, der ihn überlieferte, antwortete und sprach: »Ich bin es doch nicht, Rabbi?«

Matthäus 26,25

Der verachtetste aller Jünger ist Judas Iskariot, der Verräter. In jeder biblischen Apostelliste steht sein Name am Schluss, außer in Apostelgeschichte 1, wo er überhaupt nicht aufgeführt wird. Immer wenn die Schrift seinen Namen erwähnt, wird ein Hinweis auf seinen Verrat angehängt. Er war der größte Versager der ganzen Menschheitsgeschichte und verübte die schrecklichste, abscheulichste Tat, die ein Einzelner jemals beging. Er verriet den vollkommenen, sündlosen, heiligen Sohn Gottes für eine Hand voll Geld. Seine finstere Geschichte ist ein schmerzliches Beispiel dafür, wie tief das menschliche Herz sinken kann. Drei Jahre verbrachte er mit Jesus Christus, doch die ganze Zeit über war sein Herz hart und voller Hass.

Die anderen elf Apostel sind für uns eine große Ermutigung, da sie veranschaulichen, wie normale Menschen mit ihren typischen Schwachpunkten von Gott auf außergewöhnliche Weise gebraucht werden können.

Auf der anderen Seite ist das Leben von Judas eine Warnung vor geistlicher Sorglosigkeit, verpassten Gelegenheiten, sündigen Begierden und einem harten Herz. Er war dem Herrn so nahe, wie es einem Menschen überhaupt nur möglich sein kann. Er genoss jedes Privileg, das Christus ihnen gab. Ihm waren alle

Lehren Jesu vertraut. Dennoch verharrte er im Unglauben und ging ohne Hoffnung in die Ewigkeit.

Judas war eine genauso normale Person wie alle anderen Jünger, ohne irdische Referenzen und ohne besondere Merkmale, die ihn aus der Gruppe hervorgehoben hätten. Sein Anfang glich dem der anderen. Allerdings machte er sich nie die Wahrheit durch Glauben zu Eigen und wurde daher auch nicht verändert wie die anderen. Während jene als Söhne Gottes im Glauben wuchsen, wurde er mehr und mehr zu einem Kind der Hölle.

Das Neue Testament liefert uns reichlich Information über Judas – genug, um zwei Dinge zu begreifen: Erstens erinnert uns sein Leben daran, dass es möglich ist, Christus nahe und mit ihm (oberflächlich) verbunden zu sein, und dennoch von der Sünde völlig verhärtet zu werden. Zweitens erinnert es uns daran, dass Gottes Absichten nicht vereitelt werden können, ganz gleich, wie sündig ein Mensch auch sein mag oder wie verräterisch er sich gegen Gott auch stellen mag. Selbst der schlimmste Verrat trägt zur Erfüllung des göttlichen Plans bei. Gottes souveräner Plan kann nicht umgestoßen werden, nicht einmal durch die listigsten Intrigen derer, die ihn hassen.

Sein Name

Judas' Name ist eine Form von *Juda*. Er bedeutet »der Herr führt«, was die große Hoffnung seiner Eltern bei der Geburt andeutet, dass er von Gott geführt würde. Die Ironie seines Namens liegt darin, dass kein Mensch deutlicher von Satan geführt wurde als Judas.

Sein Nachname, *Iskariot*, lässt seine Heimatregion erkennen. Er leitet sich von dem hebräischen *iysh* (»Mann«) und dem Namen der Stadt Kariot ab – »Mann aus Kariot.« Wahrscheinlich kam Judas aus Kerijot-Hezron (vgl. Jos 15,25), einer kleinen Ortschaft im Süden Judäas. Anscheinend war er der einzige Apostel, der nicht aus Galiläa stammte. Wie wir wissen, waren viele der anderen Brüder, Freunde und Arbeitskollegen, schon bevor sie Jesus begegneten. Judas war ein Einzelgänger, der von weither zu ihnen dazustieß. Obwohl es in der Schrift keine Anhaltspunkte

te dafür gibt, dass die Gruppe ihn ausschloss oder auf ihn herabsah, mag er sich selbst für einen Außenseiter gehalten haben, was ihm möglicherweise bei der Legitimation seines Verrats geholfen haben könnte.

Dass Judas den galiläischen Jüngern fremd war, könnte ihn in seinem Lebenswandel noch bestärkt haben. Die anderen wussten wenig über seine Familie, seinen Hintergrund und sein Leben vor der Erwählung zum Jünger. Daher konnte er ihnen leicht etwas vorheucheln. Er schaffte es, sich die vertrauensvolle Position des Schatzmeisters der Gruppe zu erarbeiten und nutzte diese, um Geld in seine eigene Tasche zu stecken (Joh 12,6).

Judas' Vater hieß Simon (Joh 6,71). Ansonsten wissen wir nichts über diesen Mann. Offenbar war es ein häufig anzutreffender Name, den auch zwei Jünger trugen (Petrus und der Zetot). Darüber hinaus wissen wir über Judas' Familie und sozialen Hintergrund nichts.

In jeder Hinsicht war Judas eine ganz normale Person – so wie die anderen. Bezeichnenderweise deutete niemand mit dem Finger auf Judas, als Jesus vorhersagte, dass einer von ihnen ihn verraten würde (Mt 26,22-23). Er war ein so raffinierter Heuchler, dass ihm niemand Misstrauen entgegenbrachte. Aber Jesus kannte sein Herz von Anfang an (Joh 6,64).

Seine Berufung

Die Schrift sagt nichts über Judas' Berufung. Allerdings ist klar, dass er Jesus bereitwillig folgte. Er lebte in einer Zeit erhöhter messianischer Erwartung, und wie die meisten Israeliten sehnte er das Kommen des Messias herbei. Als er von Jesus hörte, muss er zu der Überzeugung gelangt sein, dass dies der wahre Messias sei. Wie die übrigen Elf gab auch er alles auf und begann, Jesus vollzeitig nachzufolgen. Judas blieb auch dann noch bei Jesus, als weniger hingeebene Jünger die Gruppe verließen (Joh 6,66-71). Er hatte sein Leben der Nachfolge Jesu gewidmet. Aber nie sein Herz.

Judas war wahrscheinlich ein junger, eifriger, patriotischer Jude, der die römische Herrschaft nicht wollte und darauf hoff-

te, dass Christus die ausländischen Unterdrücker stürzen und das Reich Israel wiederherstellen würde. Es war ihm völlig klar, dass Jesus Macht besaß wie kein anderer Mann. Es gab genügend Gründe, die einen Mann wie Judas anzogen.

Doch ebenso deutlich ist, dass Judas in geistlicher Hinsicht nicht von Christus angezogen wurde. Er folgte Jesus aus egoistischem Gewinndenken, weltlichen Ambitionen und Habgier heraus. Er erkannte Jesu Macht und wollte sie für sich selbst eingesetzt sehen. Er war nicht um der Errettung oder Christi willen am Reich Gottes interessiert. Ihm war nur wichtig, was er für sich rausholen konnte. Reichtum, Macht und Prestige speisten seine Ambitionen.

Einerseits ist klar, dass er die Entscheidung traf, Christus nachzufolgen. Selbst als die Nachfolge schwierig wurde, verließ er ihn nicht. Um andere darüber hinwegzutäuschen, wie es wirklich in ihm aussah, musste er seine Heuchelei noch klüger tarnen.

Andererseits war es auch Jesu Entscheidung, ihn auszuwählen. Die Spannung zwischen göttlicher Souveränität und menschlicher Entscheidung wird in Judas' Berufung genauso sichtbar wie bei den anderen Jüngern. Sie alle hatten sich für Jesus entschieden, aber er hatte sie zuerst erwählt (Joh 15,16). Auch Judas hatte sich für die Nachfolge Jesu entschieden. Und dennoch wurde er auch *von* Jesus erwählt, aber nicht zur Errettung. Seine Rolle als Verräter wurde vor Grundlegung der Welt festgelegt und im Alten Testament sogar vorhergesagt.

In Psalm 41,10, einer messianischen Prophetie, heißt es: »Selbst mein Freund, auf den ich vertraute, der mein Brot aß, hat die Ferse gegen mich erhoben.« Jesus zitierte diesen Vers in Johannes 13,18 und sagte, dass er sich in seinem Verrat erfüllen würde. In Psalm 55,13-15 lesen wir: »Denn nicht ein Feind höhnt mich, sonst würde ich es ertragen; nicht mein Hasser hat großgetan gegen mich, sonst würde ich mich vor ihm verbergen; sondern du, ein Mensch meinesgleichen, mein Freund und mein Vertrauter, die wir die Süße der Gemeinschaft miteinander erlebten, ins Haus Gottes gingen in festlicher Unruhe!« Auch diese Stelle sagte Judas' Verrat voraus. Und in Sacharja 11,12-13

heißt es: »Und sie wogen meinen Lohn ab: dreißig Silberschekel. Da sprach der HERR zu mir: Wirf ihn dem Töpfer hin, den herrlichen Wert, den ich ihnen wert bin! Und ich nahm die dreißig Silberschekel und warf sie in das Haus des HERRN dem Töpfer hin.« Aus Matthäus 27,9-10 wird deutlich, dass dies eine weitere Prophetie in Bezug auf Judas war. Somit war seine Rolle vorherbestimmt.

Die Schrift sagt sogar, dass Jesus schon bei der Erwählung *wusste*, dass Judas derjenige sei, der die Prophetien über seinen Verrat erfüllen würde. Wissentlich erwählte er ihn, um den Plan zu erfüllen.

Und trotzdem wurde Judas auf keinen Fall zu seiner Tat gezwungen. Keine unsichtbare Hand drängte ihn zum Verrat an Christus. Er handelte freiwillig und ohne Druck von außen. Er war für sein Handeln selbst verantwortlich. Jesus sagte, dass er die Schuld seiner Tat in Ewigkeit tragen würde. Seine Habgier, sein Ehrgeiz und seine bösen Begierden waren die einzigen Kräfte, die ihn zum Verrat an Christus zwangen.

Wie können wir die Tatsache, dass Judas' Verrat vorhergesagt und im Voraus festgelegt wurde, mit dem Umstand vereinbaren, dass er aus freiem Willen handelte? Es ist überhaupt nicht nötig, diese beiden Fakten miteinander in Einklang zu bringen. Denn sie widersprechen sich nicht. Gottes Plan und Judas' böse Tat stimmen perfekt überein. Judas' Tat entsprang seinem bösen Herzen. Gott, der alle Dinge nach dem Rat seines Willens tut (Eph 1,11), hatte Jesu Verrat genauso vorherbestimmt wie sein Tragen der Sünden der ganzen Welt. In Lukas 22,22 bestätigte Jesus diese beiden Wahrheiten: »Und der Sohn des Menschen geht zwar dahin, wie es beschlossen ist. Wehe aber jenem Menschen, durch den er überliefert wird!«

Spurgeon sagte über den Zusammenhang zwischen göttlicher Souveränität und menschlicher Entscheidung Folgendes:

Wenn ... eine Bibelstelle lehrt, dass alles vorherbestimmt ist, dann ist das wahr; und wenn ich an einer anderen Stelle finde, dass der Mensch für all seine Taten selbst verantwortlich ist, so stimmt das ebenfalls. Nur meine Torheit lässt mich annehmen,

dass sich diese beiden Wahrheiten widersprechen könnten. Ich glaube nicht, dass ein irdischer Amboss sie jemals zusammenschweißen könnte, aber in der Ewigkeit werden sie gewiss eins sein. Sie sind wie zwei Linien, die so dicht parallel verlaufen, dass der Mensch niemals wahrnehmen kann, wo sie zusammentreffen, aber dennoch tun sie es. Irgendwo in der Ewigkeit, in der Nähe von Gottes Thron, wo alle Wahrheit entspringt, laufen sie zusammen.¹

Gott bestimmte die Ereignisse, die zu Jesu Tod führten, und dennoch war es Judas' eigene Entscheidung, seine böse Tat auszuführen – frei und ungezwungen von jeglichem äußeren Einfluss. Beides ist wahr. Gottes vollkommener Wille und Judas' böse Absichten stimmten überein, um den Tod Christi herbeizuführen. Judas beabsichtigte Böses, aber Gott wendete es zum Guten (vgl. 1Mo 50,20). Hier gibt es keinen Widerspruch.

Aus menschlicher Sicht hatte Judas die gleiche Chance wie alle anderen – nur mit dem Unterschied, dass ihn die Person Jesu Christi niemals anzog. Er sah in ihm nur das Mittel zum Zweck. Judas' geheimes Ziel war sein persönlicher Reichtum. Er nahm Jesu Lehren nie im Glauben an und verspürte nicht einen einzigen Funken echter Liebe für ihn. Sein Herz war unverändert, weshalb ihn das Licht der Wahrheit nur verhärtete.

Judas hatte viele Gelegenheiten, sich von seiner Sünde abzuwenden. Christus bat ihn mehrfach, seine geplante Tat *nicht* auszuführen. Ihm entging keine Lektion, die Jesus während seines Dienstes lehrte. Viele dieser Lektionen wandten sich direkt an ihn: das Gleichnis vom ungerechten Verwalter (Lk 16,1-13), die Botschaft vom Hochzeitskleid (Mt 22,11-14) und Jesu Predigten über Geldliebe (Mt 6,19-34), Habgier (Lk 12,13-21) und Stolz (Mt 23,1-12). Jesus hatte den Zwölfen sogar offen gesagt, dass »einer von euch ein Teufel ist« (Joh 6,70). Er sprach ein Wehe über seinen Verräter aus (Mt 26,24). Judas hörte alldem ungerührt zu. Er wandte diese Lehren nicht auf sich an und hielt seine Heuchlerei aufrecht.

Seine Desillusionierung

Mit der Zeit wurde Judas in Bezug auf Christus zunehmend desillusionierter. Am Anfang dachten zweifellos *alle* Jünger, der jüdische Messias sei ein orientalischer Monarch, der Judäas Feinde besiegen, Israel von der heidnischen Besatzung befreien und Davids Königreich in einer noch nie da gewesenen Herrlichkeit aufrichten würde. Sie wussten, dass Jesus Wunder tat. Offensichtlich hatte er Macht über das Reich der Finsternis. Auch über die physische Welt besaß er Autorität. Niemand zuvor lehrte, sprach und lebte wie er. Für die Jünger war er die Erfüllung der alttestamentlichen messianischen Verheißungen.

Aber nicht immer erfüllte Jesus ihre persönlichen Erwartungen und Pläne. Um ehrlich zu sein: Hinter ihren Erwartungen standen nicht immer geistliche Motive. Ab und zu gibt es dafür Hinweise, beispielsweise, als Jakobus und Johannes um die wichtigsten Plätze im Reich baten. Die meisten machten sich Hoffnung auf ein irdisches, materielles, politisches, militärisches und wirtschaftliches Reich. Obwohl sie alles verlassen hatten, um Jesus nachzufolgen, so taten sie dies in der Erwartung, Lohn zu empfangen (Mt 19,27). Der Herr versicherte ihnen, dass sie belohnt würden, aber ihren vollen und endgültigen Lohn bekämen sie erst im zukünftigen Zeitalter (Lk 18,29-30). Wenn sie mit einer sofortigen materiellen Belohnung rechneten, würden sie enttäuscht werden.

Die übrigen Apostel begannen langsam zu begreifen, dass der wahre Messias anders war, als sie anfangs dachten. Sie machten sich das höhere Verständnis der biblischen Verheißungen zu Eigen, die Jesus ihnen darlegte. Ihre Liebe zu Christus überwand ihre weltlichen Ambitionen. Sie nahmen seine Lehre über die geistliche Dimension des Reiches an und hatten daran mit Freude Anteil.

Judas hingegen wurde einfach desillusioniert. Meistens versteckte er seine Enttäuschung unter einem Mantel von Heuchelei, wahrscheinlich, weil er nach einer Möglichkeit suchte, etwas Geld aus den Jahren zu schlagen, die er in Jesus investiert hatte. Die Weltlichkeit in seinem Herzen wurde nie besiegt. Zu keiner

Zeit nahm er das geistliche Reich Christi an. Er blieb ein Außen-seiter, wenn auch im Geheimen.

Wir können in den Evangelien nur an wenigen Stellen einen Blick auf Judas werfen. Aber all diese Stellen lassen darauf schließen, dass er schon lange zunehmend desillusionierter und verbitterter wurde, dies aber vor allen versteckte. Schon in Johannes 6, während seines Wirkens in Galiläa, sprach Jesus von Judas als einem »Teufel«. Jesus wusste, was sonst niemand wusste: Judas war bereits verstimmt. Noch immer war er ungläubig, ohne Reue und nicht wiedergeboren; in der ganzen Zeit verhärtete sich sein Herz mehr und mehr.

Als Jesus und die Jünger im letzten Jahr seines irdischen Wirkens zum Passahfest nach Jerusalem gingen, hatte Judas seinen geistlichen Tiefpunkt erreicht. Irgendwann in diesen letzten Tagen wurde aus seiner Desillusionierung Hass, und schließlich mischte sich Habsucht unter den Hass, was dann zum Verrat führte. Wahrscheinlich redete sich Judas ein, dass Jesus ihm sein Leben gestohlen habe – ihm zwei Jahre raubte, in denen er Geld hätte machen können. Diese Gedanken nagten an ihm, bis er schließlich zum Verräter Christi wurde.

Seine Habgier

Kurz nach Lazarus' Auferweckung und direkt vor Jesu triumphalem Einzug in Jerusalem gingen Jesus und seine Jünger nach Betanien am Stadtrand Jerusalems. Dort wurde Lazarus auferweckt, und dort lebten dessen Schwestern Maria und Marta. Jesus war im Haus »Simons, des Aussätzigen« (Mt 26,6) zum Abendessen eingeladen. Anwesend waren auch sein Freund Lazarus sowie Maria und Marta, die beim Servieren halfen. Johannes 12,2-3 berichtet, was geschah: »Sie machten ihm nun dort ein Abendessen, und Marta diente; Lazarus aber war einer von denen, die mit ihm zu Tisch lagen. Da nahm Maria ein Pfund Salböl von echter, sehr kostbarer Narde und salbte die Füße Jesu und trocknete seine Füße mit ihren Haaren. Das Haus aber wurde von dem Geruch des Salböls erfüllt.«

Ihre Tat war außerordentlich kostspielig. Sie beinhaltete nicht

nur offene Verehrung, sondern hatte ebenso den Anschein von Verschwendung. Parfüm, insbesondere ein so teures wie dieses, wird normalerweise in kleinen Dosen verwendet. Ist es erst einmal ausgegossen, kann es kein zweites Mal benutzt werden. Ein Pfund dieses teuren Parfüms auszugießen und damit die Füße eines anderen zu salben, wirkte wie grobe Verschwendung.

»Es sagt aber Judas, der Iskariot, einer von seinen Jüngern, der ihn überliefern sollte: Warum ist dieses Salböl nicht für dreihundert Denare verkauft und den Armen gegeben worden?« (V. 4-5). Dreihundert Denare für Parfüm war in jeder Hinsicht viel Geld. Ein Arbeiter bekam im Allgemeinen einen Denar als Tageslohn (Mt 20,2). Dreihundert Denare waren also ein voller Jahreslohn (wenn man am Sabbat und an Feiertagen nicht arbeitet). Ich habe meiner Frau zwar schon teures Parfüm gekauft, aber ich würde nie auf die Idee kommen, für ein einziges Fläschchen Parfüm ein ganzes Jahresgehalt auszugeben! Das war eine überaus großzügige Tat einer Familie, die vermögend gewesen sein musste.

Judas' Reaktion war ein raffinierter Trick. Er täuschte Sorge für die Armen vor. Auch den anderen Jüngern schien sein Einwand berechtigt, denn Matthäus 26,8 berichtet, dass sie ebenso ent-rüstet waren wie Judas. Judas war bereits zu einem Experten in Heuchlerei geworden! Jahre später schrieb der Apostel Johannes über diese Begebenheit: »Er sagte dies aber nicht, weil er für die Armen besorgt war, sondern weil er ein Dieb war und die Kasse hatte und beiseite schaffte, was eingelegt wurde« (Joh 12,6). Aber zum damaligen Zeitpunkt erkannten weder Johannes noch die anderen Apostel seinen Betrug; erst im Rückblick, als Johannes sein Evangelium durch die Inspiration des Heiligen Geistes schrieb, teilte er uns das Motiv mit: reine Habsucht.

Jesus antwortete auf Judas' Einwand: »Lass sie! Möge sie es aufbewahrt haben für den Tag meines Begräbnisses! Denn die Armen habt ihr allezeit bei euch, mich aber habt ihr nicht allezeit« (V. 7-8). Angesichts der momentanen Umstände, und weil Jesus genau wusste, was im Herzen von Judas war, scheint es eine eher leichte Zurechtweisung zu sein. Er hätte Judas aufs Schärfste verurteilen und seine wahren Motive aufdecken können, aber er tat es nicht.

Dennoch scheint dieser milde Tadel Judas' Groll gegen Jesus noch vergrößert zu haben. Er tat keine Buße. Er prüfte nicht einmal sein Herz. Anscheinend war diese Begebenheit sogar der Wendepunkt in seinem Denken. Dreihundert Denare wären viel Geld für die Kasse der Jünger gewesen und hätten Judas eine erstklassige Möglichkeit geboten, Geld in die eigene Tasche zu stecken. Sie entging ihm jedoch, da Jesus eine solch großzügige Verehrung bereitwillig annahm.

Für Judas schien es der Tropfen gewesen zu sein, der das Fass zum Überlaufen brachte, denn direkt nach Jesu Salbung schreibt Matthäus: »Dann ging einer von den Zwölfen, Judas Iskariot mit Namen, zu den Hohenpriestern und sprach: Was wollt ihr mir geben, und ich werde ihn euch überliefern? Sie aber setzten ihm dreißig Silberlinge fest. Und von da an suchte er Gelegenheit, ihn zu überliefern« (Mt 26,14-16). Er schlich sich weg, verließ Betanien, ging den etwa zweieinhalb Kilometer langen Weg nach Jerusalem, traf sich mit den Hohenpriestern und verkaufte Jesus für eine Hand voll Münzen an dessen Feinde. Dreißig Silberlinge. Das ist alles, was er bekommen konnte. Laut 2. Mose 21,32 war es der Preis für einen Sklaven. Das war nicht viel Geld. Aber mehr konnte er nicht aushandeln.

Der Gegensatz raubt einem den Atem: Unser Herr wird von Maria mit einer überwältigenden Liebe gesalbt und gleichzeitig von Judas' tiefstem Hass verraten.

Das ist das erste Mal, dass Judas sein wahres Gesicht zeigt. Bis dahin hatte er sich der Gruppe vollkommen angepasst. Hier wird zum ersten Mal berichtet, dass er sich zu Wort meldete und Jesu direkten Tadel einstecken musste. Anscheinend reichte das schon aus, um seinen Verrat auszulösen. So lange wie möglich hatte er seine Bitterkeit und Desillusionierung in sich hineingefressen. Nun kamen sie durch seinen geheimen Verrat zum Vorschein.

Seine Heuchelei

In Johannes 13,1 beginnt der Apostel Johannes mit seinem ausführlichen Bericht der Dinge, die sich in der Nacht, als Jesus

festgenommen wurde, im Obersaal ereigneten. Nachdem er das Geld für den Verrat bereits erhalten hatte, kam Judas zurück, mischte sich unter die anderen Jünger und tat, als wäre nichts Ungewöhnliches geschehen. Johannes sagt, dass der Teufel es Judas ins Herz gab, Jesus zu verraten (V. 2). Das überrascht nicht. Um es noch einmal zu betonen, Judas tat es freiwillig – ohne jeden Zwang. Satan konnte ihn nicht *zwingen*, Jesus zu verraten. Aber Satan initiierte die Verschwörung, verleitete Judas zur Ausführung und pflanzte den Samen des Verrats in sein Herz. Das Herz von Judas stand der Wahrheit so feindlich gegenüber und war so sehr mit Bösem erfüllt, dass er ein williges Instrument Satans wurde.

Genau an diesem Punkt gab Jesus den Aposteln eine Lektion in Demut, indem er ihre Füße wusch. Er wusch die Füße von allen zwölf Jüngern – sogar die von Judas. Dieser saß da, ließ Jesus seine Füße waschen und blieb zutiefst ungerührt. Der schlimmste Sünder der Welt war also auch der allerbeste Heuchler der Welt.

Andererseits wurde Petrus durch Jesu demütige Tat tief bewegt. Zunächst war er beschämt und weigerte sich sogar, sich von Jesus die Füße waschen zu lassen. Doch als Jesus ihm sagte: »Wenn ich dich nicht wasche, so hast du kein Teil mit mir« (V. 8), meinte Petrus: »Herr, nicht meine Füße allein, sondern auch die Hände und das Haupt!« (V. 9).

Jesus erwiderte: »Wer gebadet ist, hat nicht nötig, sich zu waschen, ausgenommen die Füße, sondern ist ganz rein; und ihr seid rein, *aber nicht alle*« (V. 10; Hervorhebung hinzugefügt). Als er dies sagte, musste ein Raunen durch den Raum gegangen sein. Sie waren doch nur zu zwölf, und nun sagte Jesus, dass einer aus der Gruppe nicht rein war. Johannes fügt hinzu: »Denn er kannte den, der ihn überlieferte; darum sagte er: Ihr seid nicht alle rein« (V. 11).

In den Versen 18-19 wurde Jesus sogar noch direkter: »Ich rede nicht von euch allen, ich weiß, welche ich erwählt habe; aber damit die Schrift erfüllt würde: ›Der mit mir das Brot isst, hat seine Ferse gegen mich aufgehoben.‹ Von jetzt an sage ich es euch, ehe es geschieht, damit ihr, wenn es geschieht, glaubt,

dass ich es bin.« Damit sagte er, dass sich durch Judas' Verrat Psalm 41,10 erfüllte.

All das schien über die Köpfe der meisten Apostel hinweggegangen zu sein. In Vers 21 sagte Jesus seinen bevorstehenden Verrat noch deutlicher voraus: »Als Jesus dies gesagt hatte, wurde er im Geist erschüttert und bezeugte und sprach: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Einer von euch wird mich überliefern.« Mit Ausnahme von Judas waren alle Jünger verblüfft und zutiefst beunruhigt. Anscheinend prüften sie ihre Herzen, denn Matthäus 26,22 berichtet: »Und sie wurden sehr betrübt, und jeder von ihnen fing an, zu ihm zu sagen: Ich bin es doch nicht, Herr?« Selbst Judas, der stets bemüht war, den Schein zu wahren, fragte: »Ich bin es doch nicht, Rabbi?« (V. 25). Aber in seinem Fall fand keine ernsthafte Selbstprüfung statt. Er stellte die Frage nur, weil er sich Sorgen machte, was die anderen über ihn dachten – er wusste bereits, dass er derjenige war, von dem Jesus sprach.

Der Apostel Johannes beendet seinen Bericht über diese Begebenheit wie folgt:

Einer von seinen Jüngern, den Jesus liebte, lag zu Tisch an der Brust Jesu. Diesem nun winkt Simon Petrus zu erfragen, wer es wohl sei, von dem er rede. Jener lehnt sich an die Brust Jesu und spricht zu ihm: Herr, wer ist es? Jesus antwortete: Der ist es, für den ich den Bissen eintauchen und ihm geben werde. Und als er den Bissen eingetaucht hatte, nimmt er ihn und gibt ihn dem Judas, Simons Sohn, dem Iskariot. Und nach dem Bissen fuhr dann der Satan in ihn. Jesus spricht nun zu ihm: Was du tust, tu schnell! Keiner aber von den zu Tisch Liegenden verstand, wozu er ihm dies sagte: Denn einige meinten, weil Judas die Kasse hatte, dass Jesus zu ihm sage: Kaufe, was wir für das Fest benötigen, oder dass er den Armen etwas geben solle. Als nun jener den Bissen genommen hatte, ging er sogleich hinaus. Es war aber Nacht. (Joh 13,23-30)

Für Judas ging damit der Tag des Heils zu Ende. Gottes Gnade machte dem göttlichen Gericht Platz. Judas wurde Satan übergeben. In seinem Herzen hatte die Sünde gesiegt. Satan fuhr in ihn.

Obwohl Jesus vom Verräter gesprochen hatte und Judas den Bissen gab, um ihn als diese Person zu identifizieren, verstanden es die Jünger *noch immer* nicht. Anscheinend rechnete niemand damit, dass Judas der Verräter war. Seine Heuchelei war so perfekt, dass er sie alle – außer Jesus – bis ganz zum Schluss täuschte.

Jesus schickte ihn weg. Das ist nur allzu verständlich. Jesus ist rein, sündlos, makellos und heilig. Auf der anderen Seite stand jedoch dieser elende, böse Mensch, in den buchstäblich der Satan hineingefahren war. Jesus wollte nicht das erste Abendmahl halten, während der Teufel und Judas im Raum waren. *Geh raus*.

Erst nachdem Judas gegangen war, setzte unser Herr das Mahl des Herrn ein. Wenn wir zum Tisch des Herrn kommen, sind wir auch heute noch aufgefordert, uns selbst zu prüfen, um sicherzugehen, dass wir nicht heucheln und Gericht über uns bringen (1Kor 11,27-32).

Der Apostel Johannes sagt, dass Jesus während der ganzen Zeit »im Geist erschüttert« war (Joh 13,21), bis Judas ihre Gemeinschaft verlassen hatte. Natürlich war er erschüttert! Diese niederträchtige, erbärmliche und vom Satan besessene Existenz vergiftete die Gemeinschaft der Apostel. Judas' Undankbarkeit, seine Ablehnung der Freundlichkeit Jesu, sein verborgener Hass auf ihn, die widerwärtige Gegenwart Satans, die Abscheulichkeit der Sünde, der furchtbare Gedanke, dass die Klauen der Hölle auf einen seiner engsten Gefährten warteten – all das erschütterte Jesus. Kein Wunder also, dass er Judas wegschickte.

Sein Verrat

Anscheinend ging Judas vom Obersaal direkt zum Sanhedrin. Er berichtete ihnen, dass er den endgültigen Bruch vollzogen hatte und nun wusste, wo sie Jesus im Schutz der Dunkelheit ergreifen konnten. Seitdem er den Handel mit dem Sanhedrin gemacht hatte, suchte Judas nach einer passenden Gelegenheit, um Jesus zu verraten (Mk 14,11). Jetzt war der Augenblick gekommen.

Wir sollten uns daran erinnern, dass Judas nicht in einem Anflug von Wahnsinn handelte. Seine Tat entsprang nicht einem

Gefühl. Vielmehr war sie durchdacht und tagelang geplant, wenn nicht sogar schon seit Wochen oder Monaten. Das Geld dafür hatte er schon bekommen (Mt 26,15). Er hatte nur noch auf den geeigneten Augenblick gewartet. Die ganze Zeit hatte er Gelder unterschlagen, seine heuchlerische Fassade aufrechterhalten und sich zu den übrigen Aposteln gehalten, so als wäre er einer von ihnen. Jetzt aber hatte Jesus den anderen Jüngern offen gesagt, dass Judas ihn verraten würde. Beinahe wurde Judas in Gegenwart der anderen entlarvt. Nun war es Zeit für ihn zu handeln.

Worauf hätte er auch noch warten sollen? Laut Lukas 22,6 hatte Judas nach einer Gelegenheit gesucht, »um ihn *ohne Volksauflauf* an sie zu überliefern« (Hervorhebung hinzugefügt). Er war ein Feigling. Er wusste, wie beliebt Jesus war, und fürchtete die Menschenmenge. Wie jeder Heuchler dachte er nur daran, was die Leute von ihm hielten, deshalb wollte er Jesus so unauffällig wie möglich verraten. Er suchte den angenehmsten Weg in die Hölle. Und als er ihn fand, ging er ihn auch.

In dem Augenblick, als Jesus das Mahl des Herrn im Obersaal einsetzte, traf Judas Vereinbarungen zu seiner Festnahme. Er wusste, dass Jesus mit seinen Jüngern regelmäßig zum Beten nach Gethsemane ging. Lukas 22,39 berichtet, dass Jesus »der Gewohnheit nach« dorthin ging. In Johannes 18,2 heißt es: »Aber auch Judas, der ihn überlieferte, wusste den Ort, weil Jesus dort oft mit seinen Jüngern zusammen war.« Judas wusste also ganz genau, wo er Jesu Feinde hinführen musste, damit sie ihn festnehmen konnten.

Das nächste Mal begegnet uns Judas in Johannes 18, wo sein Komplott den Höhepunkt erreicht. Der Abend war zu Ende. Jesus war vom Obersaal zu seinem gewohnten Gebetsort, dem kleinen Olivenhain Gethsemane, gegangen. Dort schüttete er vor seinem Vater sein Herz in einer solchen Seelenangst aus, dass sein Schweiß wie große Blutstropfen herabfiel. Acht Jünger hatte er in einiger Entfernung zurückgelassen und war mit Petrus, Jakobus und Johannes tiefer in den Garten hineingegangen (Mk 14,32-33).

»Als nun Judas die Schar und von den Hohenpriestern und Pharisäern Diener genommen hatte, kommt er dahin mit

Leuchten und Fackeln und Waffen« (Joh 18,3). Die »Schar« war wahrscheinlich eine römische Kohorte von der Festung Antonia, die an den Tempel angrenzte. Eine vollständige Kohorte bestand aus etwa sechshundert Soldaten. Es wird hier zwar keine genaue Zahl genannt, aber alle Evangelien sprechen von einer großen Menge (Mt 26,47; Mk 14,43; Lk 22,47) – wahrscheinlich waren es Hunderte von Soldaten. Offenbar rechneten sie mit dem Schlimmsten und waren bis an die Zähne bewaffnet.

»Jesus nun, der alles wusste, was über ihn kommen würde, ging hinaus und sprach zu ihnen: Wen sucht ihr?« (Joh 18,4). Er wartete nicht, bis Judas auf ihn zeigte. Er versuchte nicht, sich zu verstecken, sondern »ging hinaus«, um sich ihnen zu zeigen, und sagte: »Ich bin es« (V. 5).

Judas hatte zuvor ein Zeichen vereinbart, um Jesus zu identifizieren: »Wen ich küssen werde, der ist es, den ergreift!« (Mt 26,48). Was für eine teuflische Art, um auf Jesus aufmerksam zu machen! Aber er war ein so elender und listiger Heuchler, dass er scheinbar kein Gewissen besaß. Außerdem wäre das Zeichen überflüssig gewesen, da Jesus freiwillig hervortrat und sich selbst zu erkennen gab, aber Judas – zynisch und schlecht, wie er war – küsste ihn trotzdem (Mk 14,45).

»Jesus aber sprach zu ihm: Judas, überlieferst du den Sohn des Menschen mit einem Kuss?« (Lk 22,48). Küssen ist ein Kennzeichen von Ehrerbietung, Liebe, Zuneigung, Zärtlichkeit, Respekt und Vertrautheit. Judas' geheuchelte Gefühle für Christus machten seine Tat nur noch schlimmer. Es war eine hinterhältige Heuchelei, weil er versuchte, den Anschein von Achtung bis zum bitteren Ende zu wahren.

Selbst in dieser Situation blieb Jesus liebenswürdig und sprach ihn mit »Freund« an (Mt 26,50). Jesus war immer freundlich zu Judas, aber Judas war kein echter Freund Jesu (vgl. Joh 15,14). Er war ein Verräter und Betrüger. Seine Küsse standen für die schlimmste Art von Verrat.

In dieser Nacht entweichte Judas das Passah, das Lamm Gottes, den Sohn Gottes und dessen Gebetsort. Er verriet seinen Herrn mit einem Kuss.

Sein Tod

Judas verkaufte Jesus für einen Hungerlohn. Doch sobald der Handel abgeschlossen war, regte sich sein Gewissen. Er fand sich in seiner selbst gemachten Hölle wieder; seine Tat nagte an seinem Gewissen. Das Geld, das ihm zunächst so wichtig war, zählte jetzt nicht mehr. Matthäus 27,3-4 berichtet: »Als nun Judas, der ihn überliefert hatte, sah, dass er verurteilt wurde, reute es ihn, und er brachte die dreißig Silberlinge den Hohenpriestern und den Ältesten zurück und sagte: Ich habe gesündigt, denn ich habe schuldloses Blut überliefert.«

Seine Reue war nicht dasselbe wie Buße, wie die nachfolgenden Ereignisse deutlich zeigen. Es tat ihm nicht Leid, weil er gegen Christus gesündigt hatte, sondern weil seine Sünde ihn nicht wie erhofft zufrieden stellte.

Die Hohenpriester und Ältesten waren jedoch abweisend. »Sie aber sagten: Was geht das uns an? Sieh du zu!« (V. 4). Sie hatten bekommen, was sie wollten. Judas konnte mit dem Geld nun tun, was er wollte. Nichts würde seinen Verrat ungeschehen machen.

Matthäus sagt: »Und er warf die Silberlinge in den Tempel und machte sich davon und ging hin und erhängte sich« (V. 5). Judas saß bereits in seiner selbst gemachten Hölle. Sein Gewissen würde niemals zum Schweigen gebracht werden, und das ist das Wesen der Hölle. Sünde führt zu Schuld, und Judas' Sünde brachte ihm unerträgliche Qualen ein. Ich sage es noch einmal: Seine Reue war keine echte Buße. Wäre das der Fall gewesen, hätte er sich nicht selbst getötet. Ihm tat es nur Leid, weil er seine Gefühle nicht ertragen konnte.

Leider suchte er nicht Gottes Vergebung. Er bat weder um Gnade noch um Befreiung vom Teufel. Stattdessen versuchte er sein Gewissen durch Selbstmord zum Schweigen zu bringen. Es war die schmerzliche Verzweiflung eines Verrückten, der die Beherrschung verloren hatte.

Matthäus beendet seinen Bericht über Judas wie folgt: »Die Hohenpriester aber nahmen die Silberlinge und sprachen: Es ist nicht erlaubt, sie in den Tempelschatz zu werfen, weil es Blutgeld

ist. Sie hielten aber Rat und kauften dafür den Acker des Töpfers zum Begräbnis für die Fremden. Deswegen ist jener Acker Blutacker genannt worden bis auf den heutigen Tag« (Mt 27,6-8).

In Apostelgeschichte 1,18-19 wird dem tragischen Leben von Judas eine abschließende Bemerkung hinzugefügt, die Details über seinen Tod und den Kauf des Blutackers enthält: »Dieser nun hat zwar von dem Lohn der Ungerechtigkeit einen Acker erworben, ist aber kopfüber gestürzt, mitten entzweigeborsten, und alle seine Eingeweide sind ausgeschüttet worden. Und es ist allen Bewohnern von Jerusalem bekannt geworden, so dass jener Acker in ihrer eigenen Mundart Hakeldamach, das ist Blutacker, genannt worden ist.«

Einige haben einen Widerspruch zwischen Matthäus und der Apostelgeschichte vermutet, aber alle scheinbaren Diskrepanzen sind leicht auszuräumen. Matthäus gibt zu verstehen, dass die Priester den Acker mit Judas' Blutgeld kauften. Somit erwarb Judas den Acker mit dem »Lohn der Ungerechtigkeit.« Die Hohenpriester kauften ihn *für* Judas, aber es war sein Geld. Der Acker gehörte ihm. Seinen Erben – wenn er denn welche hatte – hätte dieser Acker zugestanden. Daher ist es richtig zu sagen, er habe »von dem Lohn der Ungerechtigkeit einen Acker erworben«, obwohl das Feld von einem Stellvertreter *für* ihn gekauft wurde.

Warum gerade dieser Acker? Weil es der Ort war, an dem Judas sich erhängte. Anscheinend nahm er einen Baum an einem felsigen Überhang. (In den Feldern von Jerusalem gibt es einen Ort, der genau zu dieser Beschreibung passt; der Überlieferung nach soll sich Judas dort erhängt haben.) Entweder riss der Strick, oder der Ast brach ab, so dass Judas kopfüber auf die Felsen fiel. Die biblische Beschreibung ist anschaulich und abstoßend zugleich: Er ist »mitten entzweigeborsten, und alle seine Eingeweide sind ausgeschüttet worden« (Apg 1,18). Judas war eine so tragische Gestalt, dass er sich nicht einmal wie beabsichtigt töten konnte. Dennoch starb er.

Das ist praktisch das letzte Wort der Schrift über Judas: »Seine Eingeweide sind ausgeschüttet worden.« Sein Leben und sein Tod waren groteske Tragödien. Er war ein Kind der Hölle und

ein Sohn des Verderbens, und er ging an seinen eigenen Ort, wo er hingehörte. Jesus sagte diese erschütternden Worte über ihn: »Es wäre jenem Menschen gut, wenn er nicht geboren wäre« (Mk 14,21).

Die Moral seines Lebens

Aus seinem Leben können wir einige wichtige Lehren ziehen.

Erstens: Judas ist ein tragisches Beispiel für ungenutzte Gelegenheiten. Zwei Jahre lang hörte er tagaus, tagein die Lehren Jesu. Er hätte Jesus jede beliebige Frage stellen können. Er hätte den Herrn um jede benötigte Hilfe bitten und sie empfangen können. Die erdrückende Last seiner Sünde hätte er gegen ein leichtes Joch eintauschen können. Christus hatte jedem diese Möglichkeit angeboten (Mt 11,28-30). Doch am Ende wurde Judas verdammt, weil er dem, was er hörte, keine Beachtung schenkte.

Zweitens: Judas ist der Inbegriff der verschwendeten Privilegien. Von allen Nachfolgern des Herrn gehörte er zu dem Kreis, der die größten Vorrechte erhielt, doch er verschwendete diese Privilegien; er löste es für eine Hand voll Münzen ein, die er letzten Endes nicht mehr haben wollte. Ein wirklich dummes Geschäft!

Drittens: Judas ist das klassische Beispiel dafür, dass Geldliebe eine Wurzel alles Bösen ist (1Tim 6,10).

Viertens: Judas veranschaulicht, wie abstoßend und gefährlich geistlicher Verrat ist. Wäre Judas doch nur der einzige Heuchler gewesen, der je den Herrn verriet! Aber das war er nicht. Es gibt diese Personen in jedem Alter – Menschen, die echte Jünger und treue Nachfolger Christi zu sein scheinen, die sich dann aber aus finsternen und egoistischen Gründen gegen ihn wenden. Judas' Leben ist für jeden von uns eine Erinnerung daran, dass wir uns selbst prüfen sollen (vgl. 2Kor 13,5).

Fünftens: Judas ist ein Beweis für die geduldige Güte und Barmherzigkeit Christi. »Der HERR ist gut gegen alle, sein Erbarmen ist über alle seine Werke« (Ps 145,9). Selbst einem so ruchlosen Menschen wie Judas erwies er seine Güte. Jesus nannte

ihn sogar noch »Freund«, als Judas gerade dabei war, ihn zu verraten. Jesus erwies Judas nie etwas anderes als Freundlichkeit und Barmherzigkeit, obwohl der Herr die ganze Zeit wusste, was Judas plante. Von Christus wurde Judas in keiner Weise zu seiner Tat getrieben.

Sechstens: Judas beweist, dass Gottes souveräner Plan durch nichts vereitelt werden kann. Auf den ersten Blick schien sein Verrat an Christus wie Satans größter Triumph. Doch in Wirklichkeit brachte er die endgültige Niederlage für den Teufel und all seine Werke mit sich (Hebr 2,14; 1Jo 3,8).

Siebtens: Judas ist ein anschaulicher Beweis für die Falschheit und Fruchtlosigkeit der Heuchelei. Er ist wie die Rebe in Johannes 15,6, die nicht am wahren Weinstock bleibt. Diese Rebe bringt keine Frucht, wird abgeschnitten und zur Vernichtung ins Feuer geworfen. Judas war ein so raffinierter Heuchler, dass die übrigen Elf ihn nie im Verdacht hatten. Doch Jesus konnte er nicht täuschen. Ebenso wenig wie jeder andere Heuchler. Und Christus ist der gerechte Richter über jeden einzelnen Menschen (Joh 5,26-27). Heuchler wie Judas werden keinem anderen die Schuld für die ewige Verdammnis ihrer Seelen geben können – nur sich selbst.

Als Judas Christus verriet, verkaufte er in Wirklichkeit seine eigene Seele an den Teufel. Die Tragödie seines Lebens hatte er selbst geschaffen. Er ignorierte das Licht, das er jahrelang an seiner Seite hatte, und verbannte sich selbst in die ewige Finsternis.

Nach Jesu Auferstehung wurde Judas' Amt von Matthias übernommen (Apg 1,16-26). Der Apostel Petrus sagte: »Denn es steht im Buch der Psalmen geschrieben: ›Seine Wohnung werde öde, und es sei niemand, der darin wohne! und: ›Sein Aufseheramt empfangen ein anderer!« (V. 20). Ausgewählt wurde Matthias, weil dieser mit Jesus und den anderen Jüngern zusammen war, »angefangen von der Taufe des Johannes bis zu dem Tag, an dem er von uns hinweg aufgenommen wurde« (V. 22).

Ansonsten ist nichts über Matthias bekannt. Sein Name erscheint in der Schrift nur an zwei Stellen – beide Male bei seiner Erwählung in Apostelgeschichte 1. Somit wurde am Ende ein

weiterer ganz gewöhnlicher Mann ausgewählt, um den Platz eines außergewöhnlich schlechten Menschen einzunehmen. Und so wurde Matthias zusammen mit den anderen ein kraftvoller Zeuge der Auferstehung Jesu (V. 22) – ein weiterer ganz normaler, gewöhnlicher Mann, den der Herr zu einer außergewöhnlichen Berufung erhob.

Einleitung

- ¹ Alexander Balman Bruce, *The Training of the Twelve* (New York: Doubleday, 1928), S. 29-30.

Kapitel 2

- ¹ John C. Maxwell, *The 21 Irrefutable Laws of Leadership* (Nashville: Thomas Nelson, 1998), S. 71.
- ² Die engl. Übersetzungen KJV und NKJV scheinen nahe zu legen, dass die Fußwaschung nach dem Mahl stattfand – »and supper being ended«. Andere engl. und die meisten deutschen Übersetzungen berichten in Johannes 13,2, dass es »während des Abendessens« (UELB) oder »beim Abendessen« (LUT) geschah. Das griechische Wort, das in der englischen KJV mit »ended« übersetzt wurde, ist *ginomai*, ein Verb mit vielen verschiedenen Bedeutungen – u.a. »versammelt sein, beendet sein.« Aus dem Kontext wird deutlich, dass die Vorbereitung auf das Mahl, und nicht das Mahl selbst, beendet (»ended« [KJV]) war, als sich Jesus zur Fußwaschung erhob. Offensichtlich tauchte Jesus den Bissen erst danach ein und gab ihn Judas (V. 26). Somit fand die Fußwaschung vor dem Essen statt (so wie das Protokoll es verlangte) und nicht im Anschluss daran.
- ³ Eusebius, *Ecclesiastical History*, 3:1,30.

Kapitel 3

- ¹ John C. Pollock, *Moody: A Biographical Portrait of the Pacesetter in Modern Evangelism* (New York: Macmillan, 1963), S. 13.
- ² Richard Ellsworth Day, *Bush Aglow: The Life Story of Dwight Lyman Moody* (Philadelphia: Judson, 1936), S. 65.

Kapitel 4

- ¹ Eusebius, *Ecclesiastical Church History* 2.9.2-3.

Kapitel 9

- ¹ Josephus, *Antiquities* 18.6.
- ² Josephus, *Wars of the Jews* 4.3.9.
- ³ Eusebius, *Ecclesiastical History* 1.13.5.

Kapitel 10

- ¹ Charles H. Spurgeon, »A Defense of Calvinism« in Susannah Spurgeon und Joseph Harrald, Hrsg., *The Autobiography of Charles H. Spurgeon*, 4 Bände (Philadelphia: American Baptist Publication Society, 1895), 1:177.



J.F. MacArthur
Werden wie Gott mich will

Paperback

224 Seiten
ISBN 3-89397-276-5

Es gibt nur einen »sichtbaren« Beweis für die Existenz Gottes – von Grund auf veränderte Menschen, deren Denken, Reden und Handeln wahrhaft göttliche Eigenschaften zeigt. Solche Menschen können Außenstehende gewinnen und bewirken ein gesundes Gemeindeleben. Um zu einem reifen, christlichen Charakter zu gelangen, sind dreizehn fundamentale Einstellungen erforderlich, von denen die Bibel lehrt, dass alle echten Nachfolger Christi sie besitzen und mehr und mehr entwickeln sollen. Die Säulen eines solchen Charakters sind: Glaube, Gehorsam, Demut, Liebe, Einheit, Wachstum, Vergebung, Freude, Dankbarkeit, Stärke, Selbstdisziplin, Anbetung und Hoffnung. Der Autor zeigt auf eine sehr praktische Weise, wie diese »Säulen« unserem Leben als Christ Standfestigkeit und Glaubwürdigkeit geben können.



A.W. Tozer
Wie kann man Gott gefallen?

Paperback

144 Seiten
ISBN 3-89397-285-4

Mit scharfem, prophetischem Blick betrachtet Tozer den Zustand der Christenheit – und was er da sieht, bringt er mit seinem kraftvollen, aufrüttelnden Schreibstil zu Papier.

»Heute brauchen wir prophetische Prediger, nicht nur Prediger über Prophetie, sondern Prediger mit der Gabe der Prophetie. Es fehlt das Wort der Weisheit. Wir brauchen die Gabe des Unterscheiden-Könnens auf unseren Kanzeln.«

Eindringlich zeigt er die religiöse Verwirrung unserer Tage auf, aber auch biblische Grundsätze für Erweckung und geistliches Wachstum und gibt Hilfestellungen, um den geistlichen Nöten zu begegnen.